HANDBUCH DER QUELLENKUNDE ZUR DEUTSCHEN GESCHICHTE

I. BAND

BIS ZUM AUSGANGE DER STAUFER

VON

PROF. DR. H. VILDHAUT

ZWEITE AUFLAGE

WERL

VERLAG DER A. STEIN'SCHEN BUCHHANDLUNG

J. W. Bauman
2223 Woolsey St.
Berkeley. Cal.
W.
18 Sept '07

HANDBUCH

DER

QUELLENKUNDE

ZUR

DEUTSCHEN GESCHICHTE

BIS ZUM AUSGANGE DER STAUFER

VON

PROFESSOR DR. H. VILDHAUT,

OBERLEHRER AM GYMNASIUM ZU HAGENAU (ELSASS).

ZWEITE, UMGEARBEITETE AUFLAGE.

WERL

VERLAG DER A. STEIN'SCHEN BUCHHANDLUNG.

1906.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Die zweite Auflage dieses Handbuches der Quellenkunde kann ich mit Fug und Recht eine umgearbeitete und vermehrte nennen. Zwar ist der Abschnitt Frutolf-Ekkehard, Deutsche Chroniken, Thietmar gekürzt, aber anderseits die Quellenfrage der Karolingerzeit (Laurissenses und Einhard) und des elften Jahrhunderts (Hersfeld-Hildesheimer Annalenfrage, schwäbische Reichschronik, Wipo-, Hermann- und Bennofrage) völlig umgearbeitet. Schärfer gefaſst wurden Fredegar, Karolingische Renaissance, Christliche Chronik, Christentum bis auf die Karolinger, Otto von Freising usw., neu eingefügt ein Exkurs über den süddeutschen Quellenkomplex des elften Jahrhunderts, der Inhalt von Wipos Gesta, die Varusschlacht, römische Wegetafeln usw. Die Stammtafeln über die Entwicklung der Chronik, die karolingischen ältesten Annalen, die Hersfeld-Hildesheimer Annalenfrage — im ganzen sieben — werden nicht unwillkommen sein.

Die Litteratur von 1896 ab, wo Potthasts Bibliotheka schlieſst, bis November 1905, wo Bd. XXXI Heft 1 des Neuen Archivs erschien, ist vollständig berücksichtigt, sowohl in der Darstellung wie in den Anmerkungen. Letztere ziehen grundsätzlich die quellenkritischen Exkurse von Giesebrechts Kaiserzeit, Rankes Weltgeschichte, der Jahrbücher des deutschen Reiches und Wattenbach (Bd. I Aufl. 7, Bd. II Aufl. 6) neben Hauck, Ebert, Molinier, Monod u. a. heran.

*

Die Nummern der Zitate in der laufenden Darstellung sind nach den fünf Perioden (Vorzeit bis Staufer) für sich geordnet. Für griechisch-römische Quellen notierte ich nur eine Ausgabe, Übersetzung, sowie bei den bedeutenderen Werken eine wichtige historische Einzelschrift. Im eigentlichen Mittelalter ist die Folioausgabe der Monumenta und, wo diese veraltete, die besser oder ganz neu bearbeitete Quart- und Oktavausgabe herangezogen. Die Übersetzung hat stets in erster Linie die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit berücksichtigt.

Das Register wurde neu bearbeitet. Unter Annales, Gesta usw. sind nur die betreffenden Seitenzahlen angegeben, unter Orts- oder Personennamen der Quellenkomplex eines Geschichtschreibers oder Ortes ganz notiert, so dafs die historiographischen Beziehungen derselben bequem herausgeschält werden können.

Die populäre Darstellung hat, wie ich meine, trotz schärferer Betonung der wissenschaftlichen Fragen nicht gelitten. Diesen Charakter soll das Buch behalten. Der junge Student mag sich zunächst die Laurissenses-, Reichsannalen-, Wipo- oder Hermannfrage schenken und lese sich ein entweder in die Quelle oder in die Meisterwerke historischer Kunst. Erst spätere Semester sollen auch diese Fragen studieren, und hierbei möge die Quellenkunde ein brauchbarer Führer bleiben.

Ich wünsche, dafs auch die zweite Auflage eine günstige Aufnahme findet.

Hagenau (Elsafs), Sylvesterabend 1905.

Der Verfasser.

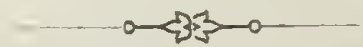
Inhalt.

Die deutsche Kaiserzeit,

III. Die Zeit der sächsischen Kaiser.

IV. Die Zeit der fränkischen Kaiser.

Stammtafeln:



I. Die Vorzeit.

A. Rom und die Germanen*).

Allgemeiner Überblick.

Erst spät treten die Deutschen in die Geschichte ein. Untergegangen waren die Staatenbildungen des Ostens, die griechischen Städte und Landschaften, deren Geschicke den Lauf der Weltgeschichte in so hohem Mafse beeinflufst hatten, waren dem römischen Reiche einverleibt, und auch dieses trug wegen der riesenhaften Ausdehnung und trotz der grofsen Machtentfaltung schon die Keime des Verfalles in sich. Die Bürgerkriege um die Wende des letzten Jahrhunderts v. Chr. zeigten, dafs die Auflösung des Reiches begonnen hatte. Wurden auch noch durch Cäsar und einige kraftvolle Kaiser grofse Gebiete dem Reiche einverleibt und hielt das durch Cäsar festgegliederte Staatswesen noch Jahrhunderte seine Erobe-

*) Wattenbach, G.Q. I.[7], 41–140.

Ebert, Allg. Gesch. d. Litt. des Mittelalters im Abendlande. Bd. I. 2. Aufl. 1889. (Bis auf Karl den Grofsen.)

Gschreiber, Bd. I. Urzeit (bis Tacitus) von Horkel.

Schmidt, Gesch. d. deutschen Stämme. 1904. Bd. I, 1 ff.: Quellen und (gute) Übersicht (vergl. N. A. XXX, Nachr. Nr. 225).

Teuffel, Gesch. d. röm. Litt. 5. Aufl. 1890.

Baehr, Gesch. d. röm. Litt. Bd. II § 224–285 (Hist. Prosa bis Orosius). Bd. III § 393–463 (Geographie).

Schanz, Gesch. d. röm. Litt. 1890–1904. 4 Bde. In Müller, Handbuch d. klass. Altertumswissenschaft. Bd. I, 164 ff.; II, 177 ff., 346–384.

rungen fest, so wurde doch mit dem Eintreten der Deutschen in die Geschichte der Stein ins Rollen gebracht, welcher den stolzen Bau zertrümmern sollte. Waren viele Jahrhunderte erforderlich gewesen, um das Römerreich auszubauen und zu seiner ungewöhnlichen Macht zu fördern, fast ebenso lange dauerte es, ehe der Bau zerbröckelte.

Die Deutschen waren das Volk, welches diesen geschichtlichen Vorgang zur Entwicklung und zum Austrag brachte. Aber nicht kühle Berechnung, sondern Übervölkerung oder auch Wanderlust bewog die Cimbern, neue Wohnsitze zu suchen. Nach langen Wanderungen gelangten sie in die Alpen und vergalten die Hinterlist des römischen Führers mit völliger Vernichtung seines Heeres. Noch oftmals erlebte Rom dieselbe Schmach; die riesenhaften Männer mit den trotzigen, blauen Augen und dem Greisenhaar schienen unüberwindlich, bis Marius den Sturm beschwor, der schon damals das Reich zu vernichten gedroht hatte.

Die Erfahrungen des Cimbernkrieges offenbarten dem gröfsten römischen Staatsmanne, Cäsar, das Wesen der Gefahr, die Rom von Norden drohte. Wohl war der Kern der Legionen noch Italiker und die Kraft der römischen Schlachtordnung noch unwiderstehlich, aber Zwietracht und entsittlichende Bürgerkriege schwächten die innere Kraft. Wenn es nicht gelang, die Staatsgewalt in einer Hand zu vereinigen und die Parteien dem Allgemeinen unterzuordnen, dann wurde der Untergang Roms schon damals notwendig. Die Alleinherrschaft war daher die anzustrebende Staatsform. Sich selbst verschaffte Cäsar durch Unterwerfung Galliens das ergebene Heer, dem Staate die schon lange gewünschte Abrundung sowie die Möglichkeit, die Germanen an der ferneren Überschreitung des Rheins zu hindern. Über diesen Flufs selbst nach Deutschland einzudringen war sein letztes

Ziel. Cäsars Ermordung verzögerte den Kampf. Als aber die Herrschaft des Augustus gegründet war und nicht mehr innere Fehden wüteten, wurden Cäsars Pläne wieder aufgenommen. Vom Rheinstrom her, nachdem auch die Donau als Grenzflufs durch Besiegung der Alpenvölker gewonnen war, drang Drusus in das Innere Germaniens. Die Stämme bis zur Elbe, so zahlreich und kriegstüchtig sie waren, wurden unterworfen. Widerstand aber erhob sich, als der Sieg zur Beherrschung fortschreiten wollte. Die Teutoburger Wahlstatt zeigte den Deutschen, was sie vereint vermochten; Armins Anteil an der Entwicklung seines Volkes liegt nicht allein in seiner Bedeutung als Feldherr. Der Rhein wurde, wie Augustus sterbend geraten hatte, wieder die Grenze, und Tiberius durchschaute die Lage richtig, als er Germanikus aus Deutschland abrief. Das Römerreich war nicht mehr imstande, mit Waffengewalt ein Volk zu besiegen, welches, wenn auch jetzt nur vorübergehend, in Zeiten der Gefahr sich zu einigen und die Sonderwünsche dem allgemeinen Wohle unterzuordnen anfing. Nur aufzuhalten war noch die Entscheidung. Eine kluge Staatskunst bekämpfte nicht mehr die ungefüge Tapferkeit der Germanen, sondern machte sie dienstbar. Befanden sich schon in den Heeren Cäsars deutsche Hilfstruppen, jetzt bildeten Deutsche die Leibwache der Kaiser und zum grofsen Teil den Bestand der Legionen. Dem römischen Kaufmanne, welcher die Erzeugnisse entwickelten Gewerbfleifses nach Deutschland brachte, folgte die Gesittung; mit der steigenden Verbrauchsfähigkeit hörten die Deutschen auf, sich gegen ihre Nachbarn abzuschliefsen, und bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts herrschte, vereinzelte Aufstände abgerechnet, Waffenruhe in den blutgetränkten Grenzlanden an der Teufelsmauer und am Niederrhein.

Zugleich aber und infolge dieser Verhältnisse vollzog

sich ein geschichtlich hochbedeutender Umschwung. Die Stämme verschmolzen zu gröfseren Gemeinschaften, es verschwinden die Namen kleinerer Bezirke und machen Staatenbildungen Platz, die teilweise durch einen Willen gelenkt werden. Gemeinsame Sprache und Sitte forderte ja auf zum Anschlufs, die zunehmende Schwäche des Römerreiches reizte zur Eroberung, und daher beginnen, sobald die Völkerverbindungen sich vollzogen hatten, von selbst und mit innerer Notwendigkeit die Vorstöfse, um den Festungsgürtel an der West- und Südgrenze zu durchbrechen. Ein wechselvolles Bild entrollt sich unseren Augen. Gelingt es zuweilen, die anstürmenden Scharen zu vernichten oder aufzuhalten, immer neue Tausende sendet das verhängnisvolle Land, um den Angriff zu erneuern. Rom greift zu dem unerhörten Mittel, mit Geld Ruhe zu erkaufen, man bildet ganze Heere aus Deutschen, um die Deutschen zu bekämpfen, einzelne kraftvolle Kaiser suchen das absterbende Reich lebensfähig zu erhalten, aber alles umsonst und vergeblich. Nicht gelingt es, den Strom zu dämmen oder abzulenken, immer mehr überflutet er das Land und stürzt endlich die letzten Säulen des tausendjährigen Baues. Aus seinen Trümmern aber erblüht neues Leben und Streben.

Land und Volk.

Naturgemäfs sind wir über den weitaus gröfsten Teil der Ereignisse dieses Zeitraumes nur durch griechisch-römische Quellen unterrichtet. Zu der Zeit, wo die Germanen ihre Grenzen überschritten und die römische Welt unterwarfen, war ihnen die Kunst der geschichtlichen Aufzeichnung nicht geläufig; was sie von ihren Ahnen wufsten, pflanzte sich mündlich fort.

Anderseits waren die Germanen nicht mehr so ungebildet, wie uns die Römer berichten. Ihre Religion, Sitten und Gebräuche, die raschen Fortschritte seit der

Bekanntschaft mit der römischen Welt, die schnelle Entfaltung des Christentums sowie ihre Kenntnis der Schrift beweisen, dafs sie schon eine verhältnismäfsig hohe Stufe geistiger Entwicklung erreicht hatten. Ihre Sprache war rein und prächtig durch Wurzel- und Wortbildung, aber freilich mehr geeignet zu dichterischen Ergüssen als ungebundener Aufzeichnung. Sie sangen beim Gelage, vor der Schlacht und erhoben den Ruhm der Götter und Helden (Ann. II, 88). Sie hatten keine Dichter, sondern blofs Sänger, welche frei und ohne Kastenzwang ihre Kunst ausübten. Die Lieder erbten sich mündlich fort von Geschlecht zu Geschlecht, in den Stürmen der Völkerwanderung aber sind sie gröfstenteils untergegangen. Die von Karl dem Grofsen gesammelten Reste vernichtete Ludwig der Fromme.

Unter solchen Verhältnissen ist es von Bedeutung für unsere Kenntnis altgermanischer Verhältnisse und Zustände, dafs die Römer sich gegen die Naturkraft unserer Vorfahren wehren mufsten. Sie waren gezwungen, sich über die Bedeutung der drohenden Gefahr klar zu werden, über die Einrichtungen und Sitten, die staatlichen und Gemeindeverhältnisse der Deutschen sich zu unterrichten, um ein Urteil über die neuen Feinde zu gewinnen. Während daher über die Anfänge der griechischen und italischen Stämme ein dichtes Dunkel gebreitet ist und wir erst dann eine geschichtliche Kenntnis ihrer Schicksale gewinnen, nachdem schon feste Staatenbildungen auf Grund innerer und äufserer Verwicklungen sich vollzogen hatten, sind die Germanen sofort bei ihrem Eintritt in die Weltgeschichte von dem geistig überlegenen Römertum aufmerksam beobachtet worden. Leider hat sich nur wenig von diesem römischen Schrifttum erhalten; wenn wir in den griechischen Quellen nicht einen ziemlich reichlichen Ersatz fänden, würde es um unsere Kenntnis des germanischen Altertums sehr schlecht bestellt sein.

a. Römische Quellen.

Zwar nicht der Zeit der Entstehung nach, die Germania ist 98 n. Chr. verfafst, wohl aber nach Wert und Bedeutung gehört an die Spitze einer Darstellung der Quellen für die Geschichte unseres Volkes die Germania des Tacitus oder, wie die vollständige Aufschrift lautet: Über den Ursprung, die Lage, Sitten und Völker Deutschlands[1]), *de origine, situ, moribus ac populis Germaniae.* Ein gütiges Geschick hat das Werk, welches der Morgenröte gleich die Anfänge der Geschichte Deutschlands beleuchtet, uns erhalten.

Aus Fulda oder Korvei stammt die Handschrift, welche nach Italien gebracht und dort abgeschrieben wurde; auf dieser Abschrift beruhen alle übrigen, die Urschrift selbst ist verloren.

Das Werk läfst sich, wie schon die Überschrift besagt, in drei Teile zerlegen. Der erste handelt vom Lande selbst, dessen Klima und Erzeugnissen und dem Ursprunge seiner Bevölkerung (Kap. 1—5), der zweite von den Gebräuchen der Bewohner in staatlicher und religiöser Hinsicht, ihrer Lebensart (Kap. 6—27), der dritte und letzte von den einzelnen Stämmen, ihren Satzungen und Bräuchen, insoweit sie sich unterscheiden, und behandelt die Frage, welche Völkerschaften aus Deutschland nach Gallien gewandert sind (Kap. 28). Den Schwerpunkt des Werkes bilden unstreitig die Nachrichten über die sittlich-religiösen, sowie bürgerlichen Anschauungen und Einrichtungen unserer Vorfahren, und dafs wir eine so lichtvolle, prächtige Darstellung von Meisterhand besitzen, mag uns Deutsche über den Verlust so manches anderen Schatzes trösten. Es ist unmöglich, die Kapitel über die Sitten unserer Vorfahren inhaltlich wiederzugeben, so inhaltvoll ist jedes Wort. Es ist aber auch ein Unrecht, dieses farbenreiche Gemälde einer

nüchternen Beurteilung zu unterziehen. Niemals hat ein Geschichtschreiber das Geistes- und Gemütsleben eines Volkes in annähernder Vollendung geschildert. Den durch Tausende von Gesetzen seiner natürlichen Freiheit beraubten Römer ergreift die der geschriebenen Gesetze entbehrende Ordnung der Germanen; bei ihnen gelten gute Sitten mehr als anderswo gute Gesetze. Den Mann, welcher die Verkommenheit und Unzucht der römischen Welt so klar und scharf erkannte, erfüllte der sittliche Standpunkt der unverdorbenen Germanen mit Bewunderung; ahnend wufste er, dafs ein Volk, bei welchem Kindersegen Lob erntete und auf Kinderlosigkeit kein Preis stand, die entartete Römerwelt zertrümmern werde. Aber die Gewifsheit, dafs dieses einmal so kommen müsse, flöfst ihm Achtung und Anerkennung, nicht Liebe und Zuneigung ein. Die Germanen sind das Volk, welches die Schöpfung von Jahrhunderten vernichten wird, sie sind vom Schicksal zu Nachfolgern seines Volkes bestimmt. Ihre Kraft und unverdorbene Gesinnung wird die alte Welt umformen und den neuen Verhältnissen eine entsprechende Grundlage verleihen.

Was wollte denn Tacitus mit dem Sittengemälde in seiner Germania? Ist das, was uns vorliegt, nur skizzenhaft, nur Stoff zu einer beabsichtigten gröfseren, umfangreicheren Schöpfung? Dagegen spricht die Ordnung und Übersichtlichkeit des Ganzen? Sollte die Germania mal als Teil einem gröfseren Ganzen eingefügt werden? Dagegen sprechen Anfang und Schlufs des Werkes, und wer dasselbe unbefangen liest, wird nicht zu diesem Urteil gelangen. War sie eine Flugschrift, dazu bestimmt, Trajan, der damals (98) in Köln war, von einer kriegerischen Unternehmung gegen Deutschland abzumahnen? Sicherlich nicht; auf diese Absicht läfst kein Satz schliefsen, und was soll besonders in diesem Falle die ermüdende Aufzählung der deutschen Stämme?

Die Germania ist eine Zweckschrift, aber eine gute, belehrende und aufklärende, nicht aufreizende; „sie ist ein Sittenspiegel für die Römer, eine politische Broschüre, ein ethnographisch-geographisches Werk“ (Schanz). Die Beziehungen Roms zu dem deutschen Norden bestanden seit zwei Jahrhunderten, hatten sich aber immer schärfer und sorgenvoller für Rom gestaltet. Die Deutschen waren nicht mehr die Barbaren, welche die Kriegskunst eines Marius und Cäsar geschlagen und die Staatskunst eines Tiberius ungefährlich gemacht hatte; sie waren allmählich erstarkt und wurden stets gefährlicher. Ein solches Volk in seinen Lebensgewohnheiten zu beobachten, seine Einrichtungen und Sitten kennen zu lernen, ein festes Urteil über diesen stärksten Gegner der Römer zu gewinnen, das ist der Zweck der Germania. Ob die Schrift stark verbreitet war, scheint zweifelhaft zu sein, weil sie nur einmal in Verbindung mit anderen Erzeugnissen des Tacitus erscheint, aber deshalb ist sie für uns um so wertvoller. Das Werk ist die Grundlage unserer Kenntnis des deutschen Altertums. Was wir von den inneren Verhältnissen unserer Vorfahren, ihrem Leben, ihren Anschauungen wissen, verdanken wir gröſstenteils diesem „goldenen Buche“. Es schien daher Ehrenpflicht, die Germania an die Spitze unserer Darstellung zu setzen.

Auch für die Kenntnis der Erd- und Völkerkunde des alten Deutschland ist das Werk wertvoll, wenngleich den Leser dieser Teil wohl am wenigsten befriedigt. Die Römer waren auf ihren Kriegszügen nur bis zur Elbe, im Süden nicht weit über die Donau ins Innere des Landes gedrungen; daher entbehren die Angaben über den Osten der Genauigkeit und Zuverlässigkeit. Es ist aber hierbei zu berücksichtigen, daſs Tacitus selbst nicht in Deutschland gewesen ist, sich auf die Berichte anderer verlassen muſste und sich daraus manche nicht ganz zutreffende Angaben erklären. Tatsächlich können wir mit

Recht annehmen, dafs die Angaben des Tacitus den damaligen Stand der Kenntnis Deutschlands festlegen.

An dieser Stelle sei noch auf einige Schriftsteller und Quellen hingewiesen, welche neben Tacitus für die geographische Kenntnis des alten Deutschland von Wert sind. Bezeichnend ist es, dafs Rom als Freistaat gar keinen Sinn für die Feststellung der geographischen Verhältnisse der unterworfenen Länder hatte. Erst mit Beginn der Kaiserzeit ging man daran, das Versäumte nachzuholen und sich gleichsam einen Überblick über den Gesamtumfang des Reiches zu verschaffen. Hierhin gehört besonders die Karte, welche Augustus unter Leitung des Vipsanius Agrippa anfertigen liefs und welche die Ergebnisse der vorgenommenen Reichsvermessung in der von Augustus gebauten porticus Pollae veranschaulichte. Es ist mit Recht anzunehmen, dafs diese Karte später mit den notwendig gewordenen Zusätzen und Verbesserungen versehen wurde, dafs ähnliche entworfen und gebraucht sind. Aus der Römerzeit [Tabula Augustodunensis, Honorii (4. saec.), Theodosii imp. 435, des Kosmographen von Ravenna (5. saec.), des Spaniers Beatus (8. saec.)] hat sich nichts dergleichen erhalten; wir besitzen nur noch eine im dreizehnten Jahrhundert angefertigte Kopie einer Wegekarte des zweiten Jahrhunderts: die sog. Peutingersche Wegetafel, *Tabula Itineraria Peutingeriana*[2]). Ihren Namen hat sie von dem Augsburger Ratsherrn Peutinger, dem sie von dem Entdecker Conrad Celtis geschenkt wurde, und befindet sich jetzt in der Hofbücherei zu Wien. Die Karte besteht aus zwölf länglichen Blättern, berücksichtigt die Gröfse und Gestalt der Länder gar nicht, sondern gibt die Militärstrafsen des römischen Reiches mit ihren Haltepunkten und deren Entfernung voneinander, ist also ein eigenartiges Denkmal geographischer Anschauung früherer Zeiten. Ihr Kopist ist unbekannt. Jaffé verwirft den

Verfasser der Kolmarer Annalen als Urheber. Die Mappa mundi[3]) des Werinher Scholasticus aus Tegernsee (um 1400?) ist verloren, so dafs die Identität beider Tafeln nicht festgestellt werden kann.

Vor Augustus wurde, wie wir schon feststellten, die Erdkunde als Wissenschaft nicht gepflegt; man beschränkte sich auf kurze Angaben, nur um ein Verständnis des geschichtlichen Stoffes zu gewinnen. Erst mit Plinius Secundus Maior (geb. 23 n. Chr., gest. 79) beginnt ein geographisches Schrifttum, aber auch dann nicht als selbständige Wissenschaft. Denn die Naturgeschichte, *naturalis historia*[4]), ist ein Nachschlagewerk, welches in 37 Büchern aus mehr als 2000 (460?) Quellen alle möglichen Nachrichten aus der Himmels- und Völkerkunde, dem Tier-, Pflanzen- und Steinreiche, der Heil- und Erdkunde ohne Sonderung des Stoffes zusammenstellt und oft in eine blofse Namennennung ausartet. Im Buche 3—6 handelt es „Über die Lage der Länder, ihre Bewohner, Meere, Städte, Häfen, Berge, Flüsse, die Entfernungen der Orte voneinander und über die Völker, welche noch da sind oder vorhanden waren". Deutschland wird im vierten Buche sehr vernachlässigt; nur einige Abschnitte sind dem Lande und seinen Bewohnern gewidmet. Was Plinius erzählt, zeugt zudem von geringer Kenntnis des Nordens in jener Zeit. Indessen wollten wir dem berühmten Manne hier den Platz nicht versagen; er konnte nicht mehr bringen, da ihn seine Quellen in Stich liefsen.

Geograph von Beruf und Neigung ist zuerst Pomponius Mela, ein Zeitgenosse des Plinius (geboren in Spanien). Derselbe macht in seinem (43 n. Chr. entstandenen) Werke: Über die Lage der Erde, *de situ orbis* (*de chorographia*)[5]), bei Afrika beginnend, eine Küstenfahrt um die damals bekannten Länder, im dritten und letzten Buche um den Atlantischen Ozean, wobei er

nach besten Quellen mit grofsem Verständnis Nachrichten geographischer Art bringt. Sein allerdings kurzer Bericht über die Germanen und deren Lebensweise (III, 3) ist nicht ohne Wärme geschrieben und stimmt mit Tacitus überein; die geographischen Mitteilungen erstrecken sich wie die des Plinius nur auf die Namen einiger Gebirge und Flüsse.

b. Griechische Quellen.

Früher noch als römische Berichte fliefsen griechische Nachrichten über Germanien. Im vierten Jahrhunderte vor Christus machte Pytheas von Massilia (Marseille), ein jedenfalls in der Astronomie sehr bewanderter Mann, eine grofse Entdeckungsreise besonders an den Küsten des westlichen und nördlichen Europa und ist, wie es scheint, bis an die Grenze des Eismeeres, bis zum Polarkreise (Hergt) in kühner Fahrt vorgedrungen. Sein leider verlorener Bericht „Über das Weltmeer", περὶ ὠκεανοῦ[6]), behandelte auch Teile der deutschen Küste, das Mündungsgebiet des Rheins, der Weser, Elbe, Helgoland und Jütland. Wir kennen das Werk, welches unter verschiedenen Namen (die Umschiffung, die Umfahrung der Erde) überliefert ist, aus den Anführungen besonders bei Strabo und Ptolemaeus, welche Pytheas aber, dem „Lügner", die Wahrheit absprechen, während Eratosthenes ihn ernst nimmt. Wir haben keine Veranlassung, Pytheas der Unwahrheit zu zeihen. Wenn seine Angaben über die Ausdehnung der Küstenländer anders lauten als diejenigen späterer Geographen, so mufs man bedenken, dafs jeder Entdecker noch heutigentags nicht rasch fährt, weil er eben in unbekannte Meere segelt. Vielleicht mifsgönnte man auch dem kühnen Griechen den Wagemut und seine Erfolge.

Der bedeutende Geograph Strabo wurde um 63 vor Christus in Amaseia (Kleinasien) geboren, hat sich aber

den gröfsten Teil seines Lebens in Rom aufgehalten und ist dort ungefähr 25 nach Christus gestorben. In seinem grofsen Werke Erdkunde, 17 Bücher, *γεωγραφικά*[7]), behandelt er die ganze damals bekannte Welt und ist meistens sicheren Berichten gefolgt, so dafs wir den leider lückenhaft und teilweise verderbt uns erhaltenen Bericht nicht vermissen möchten. Besonders gilt dieses von solchen Ländern, welche Strabo selbst gesehen. Sehr dürftig und wenig befriedigend sind aber seine Nachrichten über Germanien im 7. Buche. Was er mitteilt, hat uns schon Cäsar sicherer und später Tacitus ausführlicher berichtet.

Dagegen bietet uns Claudius Ptolemaeus, der in Oberägypten geboren wurde und um 150 nach Christus in Alexandria lebte, gleich berühmt auf dem Gebiete der Erd- und Himmelskunde sowie der Mathematik, in seinem Werke Anleitung zur Erdkunde, *γεωγραφική ὑφήγησις*[8]), sichere und zuverlässige, wenn auch dürre Nachrichten über alle Teile der damals bekannten Welt und auch über Deutschland (Buch 2). In demselben Mafse nun Ptolemaeus darauf verzichtet, Sitten und Gebräuche der Völker zu zeichnen, ebenso wertvoll sind seine kurzen, des rednerischen Schmuckes entbehrenden Angaben, die aber in ihrer Gesamtheit ein treues Bild der damals bekannten Welt liefern.

Die Cimbern und Teutonen.

(113—101 v. Chr.)

Über den ersten Zusammenstofs zwischen Römern und Germanen, den Cimbernkrieg, sind wir bedauerlicherweise nicht durch gleichzeitige Schriftsteller unterrichtet. Denn Caius Sallustius Crispus (geb. 86 v. Chr. in Amiternum, gest. 35 v. Chr. in Rom) beschäftigt sich im „Krieg gegen Jugurtha“ mit den Anfängen des Marius, seine fünf Bücher „Geschichten“ behandeln die Jahre

78—67. Er freilich wäre der richtige Mann gewesen, diese gewaltige und für Rom so gefährliche Zeit der Nachwelt näher zu rücken; denn seine Kunst, den Stoff zu sichten, Personen und Zustände zu schildern, ist allseitig anerkannt. Eine andere Quelle, welche ohne Zweifel rein und reichlich flofs, ist versiegt. Von dem Werke des Titus Livius (geb. 59 v. Chr. in Padua, gest. 17 n. Chr. dort), welches in 142 Büchern von Erbauung der Stadt, *ab urbe condita*[8], bis 9 v. Chr. reichte, besitzen wir, von kleineren Bruchstücken abgesehen, nur Buch 1—10, 21—45, im ganzen 35. Unter den verlorenen befinden sich auch diejenigen, welche den Cimbernkrieg behandelten. Nur schmale, dürftige Auszüge, *periochae*[9]), welche man ohne genügenden Grund dem Geschichtschreiber Florus zuschrieb, sind erhalten, lassen aber den Verlust des Hauptwerkes um so schmerzlicher empfinden. Der Auszug des 68. Buches meldet nur knapp und dürr die Niederlage der Germanen und die Zahl der Toten und Gefangenen.

Ein Grieche ist unser Gewährsmann für die Zeiten des Cimbernkrieges, Plutarch von Chäronea (geb. um 50 n. Chr., gest. um 120), Philosoph von Beruf und nach Neigung, kein Geschichtschreiber im strengen Sinne des Wortes, wohl aber der hervorragendste griechische Biograph des ersten Jahrhunderts nach Christus. Er will die Geschichte nicht prüfend erforschen, sondern sich als Künstler und Philosoph an grofsen Männern und gewaltigen Zeiten erfreuen. Der Geschichtschreiber ist nach ihm mit einem Maler zu vergleichen, welcher einzelne Mängel seiner Vorlage übergeht oder nur schwach andeutet, um den Gesamteindruck nicht zu stören; er ist ein Künstler, seine Werke sollen die Menschen begeistern.

Das sind im wesentlichen die Grundsätze der Geschichtschreibung des Plutarch, nach ihnen müssen wir seine geschichtlichen Erzeugnisse beurteilen.

Man findet bei ihm nicht die ernste Tiefe des Tacitus, nicht die behäbige Breite des Livius, wohl aber eine glänzende, farbenreiche Sprache, bemüht zuzudecken, was zu sehr Anstofs erregen oder dem Helden zu nachteilig werden könnte. Die Auffassung ist stets eine edle und würdige, und wenn Plutarch auch kein strenger Sittenrichter ist, Vorbilder der Menschheit sollen seine Helden sein; zu solchen hat er sie, jeden in seiner Art, geschaffen. Ist man daher häufig gezwungen, sich den Tatsachen gegenüber vorsichtig zu verhalten, das Herz wird gefangen durch die prächtigen Gestalten, der Geist erfreut sich an dem sittlichen Kern, welcher ihnen innewohnt.

Plutarch war ein Vielschreiber, aber von seinen zahlreichen philosophischen und geschichtlichen Werken ist verhältnismäfsig nur wenig erhalten. Uns beschäftigen hier nur die Lebensbilder in vergleichender Behandlung, *βίοι παράλληλοι*[10]), indem stets ein Grieche und Römer einander gegenüberstehen. Im ganzen sind es 46, denen sich noch vier einzeln behandelte Lebensbeschreibungen anschliefsen, eine glänzende Reihe von Feldherrn, Staatsmännern, Rednern und Gesetzgebern, deren Leben und Taten dem Leser vor Augen geführt werden.

Wir hatten schon den Mangel an Sichtung und Klärung des Stoffes bei Plutarch feststellen können. Gerade bei dem Helden der Cimbernkriege tritt die Einseitigkeit sehr hervor, indem Marius gezeichnet wird auf Grund der verlorenen Kommentarien Sullas, der darin sein Wirken zu rechtfertigen und zu erklären sucht. Es ist daher nicht zu verwundern, dafs der derbe, kernige, aber ungebildete und besonders abergläubische Bauernsohn aus Arpinum mit ungerechtem Mafse gemessen wird; dennoch bleibt so viel an wirklichem Verdienste und soldatischem Ruhme übrig, dafs wir noch heute mit Plutarch in Marius den Retter Roms und den Feldherrn

erblicken, welchen man der wilden Naturkraft der Cimbern und Teutonen mit Erfolg entgegenstellen konnte. In Kap. 11—28 erzählt Plutarch, wie Marius den drohenden Sturm beschwor und Rom rettete; in diesen Zeilen mufs er auch dem „dritten Gründer Roms" gerecht werden. Erst später tritt die ungünstige Beurteilung des Helden mehr hervor.

Auch römische Schriftsteller beschäftigen sich mit dem Kampfe gegen die nordischen Feinde, wenn auch nicht so ausführlich. Wir besitzen einen Schlachtbericht zunächst von Vellejus Paterculus im zwölften Kapitel des zweiten Buches seiner „Römischen Geschichte"[11]), von L. Annaeus Florus in Buch III, 3 seines Werkes „Abrifs der Römischen Geschichte"[12]), und zwar sehr ausführlich, ferner von Eutropius in seinem „Abrifs der Römischen Geschichte"[13]), (V. 1. 2.), und endlich erwähnt Aurelius Victor in seinem Werke „Über berühmte Männer Roms"[14]) Nr. 67 ganz kurz die beiden Schlachten, aber verkehrt, indem nach ihm die Cimbern bei Aquae Sextiae, die Teutonen auf den Raudischen Gefilden besiegt werden.

Wir sehen, dafs der Grieche Plutarch der zuverlässigste Gewährsmann für diese so bedeutungsvolle Zeit der römischen Geschichte bleibt.

Cäsar und die Germanen.

(Um 55 v. Chr.)

Der Rhein war im letzten Jahrhundert v. Chr. nicht mehr die wirkliche Grenze zwischen Germanen und Kelten. In immer gröfseren Massen hatten die ersteren den Flufs überschritten und sich, besonders am Niederrhein, links desselben niedergelassen. Viele dort sefshafte Stämme, besonders unter den Belgen, rühmten sich später geradezu germanischer Abkunft. Über die Veranlassung zu dieser Wanderung sind wir ohne jede nähere Nachricht;

wahrscheinlich ist es, dafs die Kelten infolge innerer Fehden allmählich geschwächt wurden und die unterliegende Partei die waffenfreudigen Nachbarn zu Hilfe rief. Dieser Grund wird uns von Cäsar für den Übertritt des Ariovist und seiner Scharen geradezu angegeben und von dem römischen Feldherrn als Veranlassung zu seinem Eingreifen in die gallischen Verhältnisse bezeichnet.

Es ist hier nicht der Ort, näher nach den persönlichen Beweggründen zu forschen, die Cäsar zur Eroberung Galliens drängten. Eines aber ist sicher: Wenn die Römer es unterliefsen, dem weiteren Vordringen der Germanen nach Westen durch Einverleibung Galliens einen wirksamen Damm entgegenzusetzen, so war in absehbarer Zeit nicht allein ihre eigene gallische Provinz eine Beute der Germanen, sondern diese hätten ihre Eroberungen auch nach dem Süden ausgedehnt. So aber vernichtete Cäsar sämtliche Stützpunkte des gefährlichen Nachbarvolkes auf dem linken Rheinufer und machte aus Gallien ein Bollwerk, das durch den Flufs im Osten am besten geschützt wurde.

Die Denkwürdigkeiten des gallischen Krieges, *commentarii de bello gallico*[15]), 7 Bücher, denen der Unterfeldherr Cäsars, Hirtius, noch ein achtes Buch hinzufügte, behandeln diese Eroberung Galliens. Der Feldherr erzählt selbst seine Taten; der Gröfse der Ereignisse steht die Schönheit der einfachen Darstellung, welche jedes dichterischen und rednerischen Schmuckes entbehrt, um so wirkungsvoller gegenüber. Cäsar will nur belehren, nicht bestechen. Er ist vollkommen Herr des Stoffes und der Ereignisse; niemals läfst er sich hinreifsen, gerade als ob er fremde, nicht eigene Taten berichte. Selbstlob ist ihm fremd, niemals spricht er von sich in der ersten Person; Cäsar, eine dem Schriftsteller fremde Person, und die römischen Soldaten sind die Bändiger Galliens und der Germanen.

Dennoch ist der schon von dem scharfsinnigen Asinius Pollio erhobene Vorwurf, dafs Cäsar, besonders in den Büchern über den Bürgerkrieg, nicht ganz selbstlos verfahre, dafs er einzelnes kunstvoll verschweige, nicht unberechtigt, wenn auch nicht im ganzen Umfange für das bellum gallicum wahr. Wer die Kämpfe mit den Nerviern bei Gergovia und Alesia aufmerksam liest, hat sicherlich das Gefühl einseitiger Berichterstattung, als ob Cäsar hier und da Tatsachen in ein falsches Licht stelle oder gar ausgelassen habe. Aber er war auch nur Schriftsteller aus Neigung und für eigene Zwecke; oft mag staatsmännische Klugheit die geschichtliche Wahrhaftigkeit verdrängt haben. Cäsar schrieb eben die Kommentarien in eigenem Interesse, zur Begründung seiner Taten und Politik.

Für uns kommen hauptsächlich in Betracht die Niederlage des Ariovist (I, 30—54), der Aduatuker (II, 29—35), die Vernichtung der Usipeter und Tenkterer (IV, 1—15), der erste Rheinübergang (IV, 16—19), fast das ganze fünfte und sechste Buch, besonders der Abschnitt über die Sitten der Germanen (VI, 21—28). Das gleiche Urteil des Tacitus und Cäsar über die aufserordentliche Bedeutung des deutschen Volkes für Rom und die Welt ist bemerkenswert. Weder der Geschichtschreiber, welcher voll banger Sorge in die Zukunft blickt und sich vergeblich nach einer Gewalt umsieht, die der Germanenwelt entgegenzustellen wäre, noch der Feldherr und Staatsmann, welcher sie bekämpft und zurückdrängt, verkennen die von dem Naturvolke drohenden Gefahren. Aber während der eine mit Anerkennung und gewisser Begeisterung des Feindes unverkennbare Vorzüge hervorhebt und mit Neid dennoch ihm den Vorrang vor dem entkräfteten Römertume zugesteht, versucht der andere, die Naturkraft des unberührten Volkes in den Dienst der Geisteskraft Roms zu stellen. Cäsar will die Germanen

noch unterwerfen, Tacitus sie gewinnen; beide wissen, dafs ihr Unternehmen vergeblich ist. In ähnlichem Verhältnis steht die Germania des Tacitus zur Schilderung der Germanen bei Cäsar. Tacitus erwärmt den Leser, begeistert ihn, Cäsar überzeugt uns, aber wir haben keine Sehnsucht nach einer Wiederholung. Der Deutsche würde, um ein Kapitel der Germania vor Vernichtung und Vergessenheit zu retten, gar manches aus Cäsars Denkwürdigkeiten gern vermissen.

Noch heute ist es nicht genügend bekannt, wo eigentlich die sog. Schlacht bei Vesontio zwischen Cäsar und Ariovist geschlagen wurde; nur in einem Punkte ist Übereinstimmung erzielt, dafs der Schauplatz im Elsafs lag. Und auch dann scheiden sich die Ansichten für den S.W. (Belfort, Napoleon) oder gar die obere Saone (Schlumberger), den S. (Sennheim, Göler) oder den N. (St. Pilt, Winkler)[16].

Von Drusus bis Varus.

(12 v. Chr. bis 9 n. Chr.)

„Schweren Schimpf und Verlust hat Augustus nur zweimal erlitten, und zwar ausschliefslich in Germanien, Lollius' und Varus' Niederlage; doch war die des Lollius mehr schimpflich als von nachhaltiger Wirkung, die des Varus fast ein Vernichtungskampf . . .“

Mit diesen Worten Suetons bestimmen wir die Zeit vom Tode Cäsars bis zur Teutoburger Schlacht am besten. Lollius' Niederlage bildete den Anfang des Kampfes gegen Germanien, die Vernichtung der Varianischen Legionen war zugleich das Scheitern der Augusteischen Staatskunst gegenüber den Germanen. Octavian hatte von Cäsar nicht allein Namen und Machtstellung geerbt, sondern sich auch Cäsars Plan, die Germanen zu bekämpfen und zu besiegen, zu eigen gemacht. Zu diesem Zwecke erhob er (27) die vier gallischen Provinzen zu

kaiserlichen, ein grofser Teil der Legionen wurde an den Rhein verlegt; zweimal besichtigte Augustus Gallien, sicherlich, um an Ort und Stelle persönlich entsprechende Mafsregeln zu ergreifen. Das Geschick des Lollius veranlafste wahrscheinlich die Aufnahme des Kampfes, der von Drusus (12—9 vor Chr.) eröffnet, von Tiberius und Domitius Ahenobarbus fortgeführt wird. Alle Erfolge vernichtet die Niederlage des Varus (9 n. Chr.); der Rhein und die Donau werden wieder Grenzflüsse.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dafs diese Kämpfe die Aufmerksamkeit nicht allein der mafsgebenden Kreise Roms, sondern auch des Volkes überhaupt erweckten. Es führten den Krieg die Verwandten des kaiserlichen Hauses, Drusus und Tiberius, in den Reihen des Heeres kämpften die Angehörigen aller Stände. Der Preis eines Sieges war die Vollendung der Weltherrschaft.

Um so mehr ist es zu bedauern, dafs von dem sicher reichhaltigen Schrifttum Roms über die Kriege mit den Deutschen so wenig erhalten ist. Die entsprechenden Bücher des Livius (136—140) sind uns nur in dürftigen Auszügen bekannt; der römische Rhetor Quintilianus lobt den Aufidius Bassus als Verfasser eines jetzt verlorenen Werkes über den Krieg mit den Deutschen, belli germanici libri X, welches dann, wie aus den Briefen des jüngeren Plinius hervorgeht, durch Plinius Maior in einem ebenfalls verlorenen Werke: Von den Kriegen in Deutschland, 20 Bücher, fortgesetzt und ergänzt wurde.

Was uns an zusammenhängenden Berichten über diese Zeit sowie an gelegentlichen Bemerkungen erhalten ist, gibt in keiner Weise ein erschöpfendes Bild der Kämpfe. Die Geschichtschreibung der Kaiserzeit, besonders seit Tiberius, wird immer mehr beaufsichtigt, man wagt nicht etwas den Kaisern Unangenehmes zu schreiben; diese Tatsache ist für uns dann um so empfindlicher ge-

2*

worden, weil wir über die wichtigsten Ereignisse nur ganz allgemein unterrichtet werden.

In hervorragender Weise ist die mangelhafte Kenntnis der Varusschlacht zu bedauern, welche uns Deutsche vor Aufsaugung in das Römerreich schützte und das Volkstum unberührt liefs. Einwandfreie Sicherheit werden wir niemals gewinnen, weder über den Ort[17]) noch die Zeit[18]) der Schlacht; nicht einmal das Jahr ist über allen Zweifel erhaben, trotzdem die gewiegtesten Philologen den ganzen Nachrichtenbestand kritisch-patriotisch zerlegten und heute Spaten und Hacke das unergründliche Geheimnis zu entschleiern versuchen. Nur ein Zufall wird da helfen können[19]).

Wiederum sind Ausländer, nicht Römer, die besten Gewährsmänner für diese kritische Zeit, in erster Linie der griechisch schreibende Bithynier Dio Cassius (Cassius Dio).

Der Geschichtschreiber wurde um die Hälfte des zweiten Jahrhunderts (um 155 n. Chr.) zu Nicäa in Bithynien geboren, erhielt als Sohn vermögender Eltern eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung und versah unter mehreren Kaisern, besonders Commodus, hohe Staatsämter, wurde sogar Konsul. Seine ausgesprochene Neigung aber zur Wissenschaft veranlafste ihn zu Quellenstudien: lange Jahre sammelte er eifrig Stoff zu dem Werke, welches uns hier allein beschäftigen soll, der „Römischen Geschichte“, *ἱστορία ῥωμαική*[20]), in 80 Büchern. Dasselbe umfafst den Zeitraum von der Gründung Roms bis zum Jahre 229, wo der Verfasser, wie er selbst (Buch 80, Kap. 5) sagt, zum zweiten Male Konsul war. Je mehr nun Dio Cassius durch Bildung und Stellung, sowie reiche Lebenserfahrung zur Lösung der gestellten Aufgabe geeignet erscheint, um so mehr ist es zu bedauern, dafs von seiner Geschichte verhältnismäfsig wenig erhalten ist.

Abgesehen von Bruchstücken (34 Bücher), die in ihrem wenig befriedigenden Inhalt bis 69 v. Chr. reichen und auch als Zusätze späterer Zeit betrachtet werden, ist Buch 35 und 36 reichhaltiger, aber erst von Buch 37—54 liegt uns Dio unversehrt vor; wir besitzen also die Zeit vom dritten Mithridatischen Kriege bis zum Tode des Agrippa (9 n. Chr.). Dann sind erhalten bedeutende Bruchstücke von Buch 55—60 (bis 54 n. Chr), bis zum Tode des Kaisers Claudius, und endlich der Rest (Buch 61—80) in Gestalt von Auszügen eines Mönches Johannes Xiphilinos im elften Jahrhunderte, dem noch ein weit gröfserer Teil des Dioschen Werkes unversehrt vorgelegen hat. Auch erkennt man in seinen Auszügen häufig das ursprüngliche Werk.

Für uns kommen hier in Betracht Buch 54—56, mit dessen 24. Kapitel die Erzählung der Teutoburger Schlacht endet. Mag man auch an Dio Cassius im allgemeinen tadeln, dafs ihm eine breite, ja schwulstige Schreibweise anhafte, dafs ihm bei seiner Vorliebe für Träume und Wunder der echt geschichtliche Sinn abgehe: ein Werk dieser Art, die Frucht langjähriger Mühe, ist und bleibt sehr schätzbar durch die Reichhaltigkeit der Nachrichten und eine strenge Chronologie. Für die Zeit der Drususzüge vollends bis zum Jahre 14 n. Chr. können wir Dio in keiner Weise entbehren; ohne ihn würden wir vielfach im Dunkeln irren.

Neben den Auszügen des Xiphilinos hat für uns bedeutenden Wert Johannes Zonaras, geboren in Konstantinopel. Er war gegen Ende des elften Jahrhunderts Geheimschreiber des byzantinischen Kaisers Alexios und starb 1118 als Mönch. Zonaras hat nämlich in seinem χρονικόν[21]), welches von Erschaffung der Welt bis auf seine Zeit reicht, neben Polybius und Plutarch besonders Dio Cassius benutzt, so dafs, wo letzterer uns verläfst,

er selbst als Ersatz, wenn auch mangelhafter, anzusehen ist.

Verhältnismäfsig mager sind die uns erhaltenen Berichte von römischen Geschichtschreibern, und so mufs jede Nachricht willkommen sein, die das Dunkel zu erhellen in etwa gestattet.

Der praefectus equitum M. Velleius Paterculus, einer angesehenen Familie entsprossen, diente neun Jahre unter Tiberius in Deutschland und war teilweise Augenzeuge der dortigen Ereignisse. Als er das Amt eines Prätors bekleidet hatte (15 n. Chr.), zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und beschäftigte sich mit geschichtlichen Arbeiten, deren Frucht in dem Werke Zwei Bücher Römischer Geschichte, *historiae romanae libr. II*[22]), allerdings nicht vollständig — es fehlt fast ganz die Zeit bis auf den Krieg mit Perseus — erhalten ist. Am besten und ausführlichsten sind die Nachrichten und die Charakteristiken über Augustus und Tiberius, denen er begeistert anhängt (besonders II, 126 bis Ende) und sogar schmeichelt. Dafs die deutschen Verhältnisse den Verfasser fesseln, kann in Rücksicht auf seinen Lebensgang nicht unberechtigt erscheinen; daher tritt Velleius für die Zeit von 14 v. Chr. bis zur Thronbesteigung des Tiberius dem Dio Cassius ergänzend zur Seite. Er bringt II, 97 die Niederlage des Lollius, kurz die Züge des Drusus, II, 104, 105 des Agrippa Züge, II, 106, 107 die Kriege des Tiberius, II, 108, 109 den Krieg gegen Marbod, II, 117—119 die Varusschlacht, II, 120, 123 die Ereignisse bis zum Jahre 14 n. Chr., aber nur andeutungsweise.

Velleius ist Römer durch und durch. Wenn er die Schande beklagt, welche sich durch die Kämpfe mit den Germanen auf Roms Waffen senkte, wer möchte seine Vaterlandsliebe tadeln? Und wenn er auch den tapferen Gegnern im allgemeinen nicht gerecht wird, ihrem Führer

Armin ist (II, 118) die schuldige Anerkennung nicht versagt worden; Velleius läfst die Person Armins in packenden Worten hervortreten.

An zweiter Stelle möchten wir C. Suetonius Tranquillus nennen, der um die Mitte des ersten Jahrhunderts geboren wurde und daher wie Velleius wohl als gleichzeitiger Schriftsteller bezeichnet werden kann. Er war unter Trajan und Hadrian Sachwalter und Geheimschreiber, wurde aber, angeblich wegen seiner Beziehungen zur Kaiserin, plötzlich entlassen. Das Jahr seines Todes ist ebenfalls nicht bekannt. Sueton beschäftigte sich mit Geschichte und Altertümern und hat die Ergebnisse seiner eingehenden Forschungen in zahlreichen Werken niedergelegt, von denen jedoch nur ein kleiner Teil auf uns gekommen ist. Glücklicherweise sind es gerade die *vitae duodecim imperatorum*[23]) von Cäsar, der als regierender Fürst angesehen wird, bis einschliefslich Domitian (bis 96 n. Chr.); der Anfang des Lebens Cäsars fehlt.

Sueton ist als Quellenschriftsteller besonders deshalb wertvoll, weil er offen und ohne Scheu berichtet. Seine Erzählungen aus dem Leben der Kaiser, wenngleich ohne künstlerische Anlage entworfen und ohne staatsmännisches Verständnis wiedergegeben, folgen für die älteren Zeiten (Augustus) reichhaltigen Quellen, so dafs sie eine wertvolle Ergänzung besonders des Tacitus sind. Seine Stellung bei Hofe setzte Sueton instand, allerhand Nachrichten zu geben, die auf das Leben der Kaiser und die damaligen Zeiten ein eigentümliches Licht werfen und sonst gar nicht berichtet werden. Anderseits tadelt man seine geringe Kunst, ein abgerundetes Bild der Cäsaren zu zeichnen; das kam daher, weil Sueton an Hand seiner Notizen Geschichte und Klatsch, Wahres und Falsches ohne Sonderung berichtet. Dennoch ist sein Werk wegen der Wahrhaftigkeit des Verfassers, die damals mit Gefahren verbunden war, von grofser Bedeutung, und wurde

anderseits wegen der guten Sprache und einfachen Darstellung ein Musterbild für das Mittelalter, besonders für Einhard.

Um so mehr müssen wir es beklagen, dafs die Ausbeute für deutsche Geschichte so sehr gering ist. Für Cäsars Kriege erwähnt er (Kap. 25) nur die Erbauung der Rheinbrücke, für Augustus die Niederlagen des Lollius und Varus (Kap. 23), für Tiberius (Kap. 9, 16, 18, 19) streift er dessen Kämpfe in Deutschland sowie seinen Triumph; für Drusus ist wert gelesen zu werden Kap. 1 des Claudius, seines Sohnes.

Wertvoller für deutsche Geschichte ist der als Geschichtschreiber niedriger zu schätzende L. Annaeus Florus, welcher zur Zeit Hadrians schrieb und sicherlich ein Römer von Geburt war, also nicht, wie man behauptet hat, Gallier oder Spanier. Erhalten hat sich von ihm ein Abrifs der Römischen Geschichte in zwei Büchern bis Augustus, *bellorum romanorum libri II*[24]), dessen Inhalt hauptsächlich auf Kriegsereignisse eingeht. Seine Darstellung der Cimbernkriege hatten wir schon oben erwähnt. Später (III, 10) erzählt er die Kämpfe gegen Ariovist und (IV, 12) ausführlich die Feldzüge des Drusus, sowie die Varusschlacht, tritt also ergänzend zu Velleius und Dio Cassius.

Augustus liefs gegen Ende seines Lebens einen gedrängten Bericht der Ereignisse seiner Regierung (index rerum a se gestarum) anfertigen, in Erz graben und die Tafel sowohl den Vestalinnen übergeben, als auch vor seinem Grabdenkmal anbringen. Weil nun Ancyra, eine Stadt Kleinasiens, von Augustus zur Hauptstadt von Galatien erhoben wurde und dann als Kreuzpunkt vieler Strafsen zu hoher Blüte gelangte, errichteten die dankbaren Ancyraner ihrem Wohltäter einen gewaltigen Tempel, dessen Reste noch jetzt vorhanden sind; auf die Säulen am Eingange liefsen sie in griechischer und lateinischer

Schrift die von Augustus selbst gefertigte Übersicht seiner Taten eingraben. Von diesem *Monumentum* oder *Marmor Ancyranum*[25]) sind schon früher (1555) bedeutende Bruchstücke abgeschrieben; dem Scharfsinn neuerer französischer und deutscher Gelehrten (Mommsen) ist es seit 1861 gelungen, die Inschrift wieder ganz herzustellen. Dieselbe enthält in 35 Kapiteln alle wichtigeren Anordnungen des Kaisers, seine Kriege, und wir sind dadurch in die Lage gesetzt, ein festes, wenn auch allgemein gehaltenes Bild seiner Verwaltung und Tätigkeit zu gewinnen.

Von Tiberius bis Trajan.

(14—117.)

Das erste Jahrhundert n. Chr. steht unter dem Zeichen eines Mannes, dessen Werke den Höhepunkt der römischen Geschichtschreibung bilden und weder im Altertum noch in der Neuzeit überflügelt worden sind.

P. Cornelius Tacitus[26]) wurde zu Iteramna [?] (jetzt Terni) wahrscheinlich um die Mitte der fünfziger Jahre aus einem angesehenen, ritterlichen Geschlechte geboren. Obschon über seine Erziehung und Bildung keine Nachrichten auf uns gekommen sind, können wir doch mit Gewifsheit annehmen, dafs zunächst das Studium des Rechts und der Beredsamkeit (unter Quintilian?) ihn vor allem beschäftigte und dafs sein Name schon früh einen guten Klang in der wissenschaftlichen Welt hatte. Denn mit dem jüngeren Plinius stand er in regem, geistigen Verkehr, und der Dialogus de oratoribus war eine herrliche Frucht seiner ersten Studien. Auch dem Staatsdienste widmete sich Tacitus; wir hören, dafs er unter Vespasian, Titus, Domitian und Nero nacheinander die kurulischen Ämter bekleidete und besonders im Jahre 97 unter Nerva zum Consul suffectus für Virginius Rufus ernannt wurde. Der Ausgang des Jahrhunderts bildet auch zugleich den Wendepunkt im Geistesleben des

Tacitus. Hatte er sich schon als Redner ausgezeichnet, die Unsterblichkeit gewann er als Geschichtschreiber.

Veranlafst dazu wurde Tacitus durch seine Verbindung mit dem Hause des Cn. Julius Agricola; er war Schwiegersohn dieses bedeutenden Mannes, der als Feldherr Britannien endgültig dem römischen Reiche unterwarf, dann aber von dem mifstrauischen Domitian vergiftet wurde. „Das Leben und der Charakter des Cneius Julius Agricola", de vita et moribus Cn. Julii Agricolae, ist das Denkmal, welches Tacitus seinem Schwiegervater gesetzt hat, eine Lebensbeschreibung, mustergültig nach Form und Inhalt, nicht nur eine Lobschrift nach damaligem Muster. Die Veröffentlichung erfolgte erst im Jahre 99, als Domitian gestorben war und mit Nerva und Trajan die Zeiten besser wurden. Wollte man der Lebensbeschreibung des Agricola ihre Stellung unter den geschichtlichen Werken des Tacitus anweisen, so könnte man sie, wie die Germania, welche im Jahre 98 erschien, als einen Versuch bezeichnen. Tacitus erprobte gleichsam an dem verhältnismäfsig nicht allzu umfangreichen Stoffe seine Kunst der Darstellung.

Was aber weniger begabten Geschichtschreibern als höchstes Ziel geschichtlicher Darstellung erscheinen mochte, war für Tacitus nur Grundlage weiteren Strebens. Seine Erlebnisse nämlich als Jüngling und Mann, die bösen Zeiten vom Tode des Nero bis zum Ende des Domitian (69—96) bilden den Inhalt der historiae[27]). Nach allgemeiner Annahme umfafste das Werk 14 Bücher; erhalten sind noch Buch 1—4 sowie der Anfang des fünften. Bedenkt man aber, dafs in den auf uns gekommenen Resten nur bis zum Ende des Jahres 70 berichtet ist, so könnte man die Zahl 14 als willkürlich bezeichnen. Der Plan zu den Historien ist sicher umfangreicher gewesen, oder die Lebensbeschreibung des Agri-

cola ist von Tacitus als Ergänzung des Stoffes der verlorenen neun Bücher angesehen. Die Richtigkeit dieser Vermutung vorausgesetzt, kann man allein die Zahl der Bücher auf 14 beschränken.

Den Höhepunkt der geschichtlichen Tätigkeit des Tacitus bilden die *annales*[28]) in 16 Büchern, die Zeit von Tiberius bis zum Tode des Nero (14—68). Erhalten sind noch Buch 1—6 (vom fünften sehr wenig) sowie 11—16; das letzte bricht in der Mitte ab, der Anfang des elften fehlt. Wir besitzen also die Regierungszeit des Tiberius, die letzten Jahre des Claudius, die Zeit des Nero bis 67, sind somit über einen grofsen Teil der ersten Kaiserzeit unterrichtet. Besonders sind erhalten die Feldzüge des Germanikus in Deutschland, eine grofsartige Schilderung des Kampfes zwischen einem freien Volke und einer zielbewufsten Alleinherrschaft (Ann. I, II. — Kap. 25), sowie die Kämpfe der Germanen unter sich (Teile der Ann. II, III, IV, XI—XIII). In den Historien werden (I—V) besonders die Jahre 69, 70, also der Bataveraufstand, erzählt.

Auffallend erscheint es, wenn eine neuere Schule (Schiller) den Schriftsteller geradezu in den Kot zieht. Was uns bisher an Tacitus heilig war, seine ernste Quellenforschung, seine Unabhängigkeit im Urteil, seine unbedingte Fähigkeit im Erkennen der letzten Gründe seine Unparteilichkeit, seine Kunst der Charakteristik, sein geschichtliches Verständnis: alles wird verneint und nur zugegeben, dafs er ein tiefernster und geistvoller Mensch gewesen sei, aber ein Rhetor und verbissener Aristokrat mit engherzigem Patriotismus, kurz alles, aber kein Geschichtschreiber. Gegen diese Auffassung werden sicherlich die meisten Kenner des Tacitus Verwahrung einlegen. Die Historien und noch mehr die Annalen sind von jeher und mit Recht als Muster geschichtlicher Darstellung gepriesen

worden. Wo Tacitus nicht Zeitgeschichte schreibt und uns das persönliche Urteil des ernsten Menschen und strengen Römers fehlt, da folgt er Berichten glaubwürdiger Männer, benutzt auch in reicher Auswahl amtliche Schriftstücke, Reden und Briefe, weiſs aber, wo es nötig erscheint, seine eigene abweichende Ansicht zu begründen. Erfolgt somit die Feststellung der Tatsachen, die Erklärung ihres inneren Zusammenhanges, das Hervorheben des psychologischen Moments stets nach Maſsgabe ernster Scheidung und Sonderung des Stoffes, so weiſs Tacitus dem Inhalte auch die entsprechende Form zu geben. Er gilt mit Recht als Muster eines pragmatischen Geschichtschreibers, der den Sallust an Kürze des Ausdrucks, Schärfe des Gedankens noch übertrifft. Mehr als Sätze besagt oft ein einziges Wort, und dieses gewinnt noch durch seine Stellung an Bedeutsamkeit.

Tacitus ist in staatlicher Hinsicht Anhänger der Alleinherrschaft, wie sie sich damals entwickelt hatte, aber er vermiſst das Maſs der Freiheit, welches zu einer gedeihlichen Entwicklung notwendig ist. Das Prinzipat in Vereinigung mit einer aristokratisch-demokratischen Mischform ist ihm das erstrebenswerte Ziel, eine Verfassung, welche allen Kräften freie Entfaltung zur Vergröſserung der römischen Macht und Herrlichkeit gewährt, eine Gesetzgebung, deren Geist, nicht deren Worte Richtschnur der Bürger sein soll. Aber weil die Freiheit untergegangen ist und überall statt Bürgermutes sklavische Schmeichelei herrscht, ist seine Seele tief verbittert; da statt altrömischer Sittenstrenge sittliches Verderbnis die Volksklassen durchdrungen hat, so erhebt er seine warnende Stimme, muſs aber selbst gestehen, daſs nichts den Verfall aufhalten kann. Diesen Gesichtspunkten entspringt die Teilnahme, welche Tacitus dem unverdorbenen Sinne unserer Vorfahren entgegenbringt; in den Historien wie den Annalen weist er seine Landsleute mit unerbitt-

licher Folgerichtigkeit auf die Gefahren, welche ihnen von den „Barbaren“ drohen. Dabei zeichnet ihn vor allem eine unbestechliche Wahrheitsliebe aus, er wird sogar dem gröfsten Gegner Roms in herrlichen Worten gerecht. „Arminius,“ so ruft er in den Annalen (II, 88) aus, „unstreitig der Befreier Germaniens, der nicht die Anfänge des römischen Volkes, wie andere Könige und Feldherrn sondern das Reich in voller Blüte bekämpft hatte, in den Schlachten des Erfolges nicht sicher, im Kriege unbesiegt.“ So verfolgt er mit aufmerksamem Blicke die Kämpfe Roms gegen die Germanen, von den ruhmreichen Feldzügen des Germanikus bis zum Aufstande der Bataver, und je mehr wir befriedigt werden durch den Glanz der Darstellung und die Reichhaltigkeit der Nachrichten, die sich zuletzt zum vollen Strome entwickelt, um so wehmütiger gedenken wir des Verlustes so vieler Bücher der Annalen und besonders der Historien. Dafs uns überhaupt so manches von Tacitus erhalten ist, verdanken wir wahrscheinlich dem Kaiser Tacitus, welcher die Werke seines Ahnen in allen öffentlichen Büchereien aufstellen und mehrfach abschreiben liefs.

Von den ferneren Schicksalen des Mannes sind wir nicht unterrichtet. Wir wissen nicht, wann die Annalen veröffentlicht sind, ob die versprochene Lebensbeschreibung des Augustus und Trajan in Angriff genommen oder fertiggestellt wurde; wir wissen nicht, wann Tacitus gestorben ist (134—136 n. Chr.?) und ob er Nachkommen hinterlassen hat. Bekannt ist nur, dafs der schon erwähnte Kaiser Tacitus (275 n. Chr.) sowie im fünften Jahrhunderte ein gallischer Präfekt Polemius ihr Geschlecht von dem berühmten Geschichtschreiber herleiteten. Die Geisteserzeugnisse des gröfsten römischen Geschichtschreibers aber haben die Jahrhunderte überdauert und verkünden noch heute bis in alle Zeiten den Ruhm des P. Cornelius Tacitus.

Neben ihm kommt für diese Zeit in Betracht Cassius Dio (Buch 57—68) in den entsprechenden Auszügen des Xiphilinos. Sehr hübsch zu lesen ist die Schilderung der Germanen, wie sie Flavius Josephus[29]) in seinem Jüdischen Kriege (II 16) entwirft; auch Eutropius[30]) mufs an einigen Stellen (VII, 9, 12; VIII, 2, 12, 15; IX, 7. 8) für die Kaiserzeit eingesehen werden, da er meistens guten Quellen folgt.

Erwähnenswert ist Valerius Maximus, allerdings noch ein Zeitgenosse des Augustus und Tiberius, kein Geschichtschreiber, aber bekannt als Verfasser der Neun Bücher bemerkenswerter Taten und Aussprüche, *factorum et dictorum memorabilium libri IX*[31]). In diesem Werke, welches aus guten und schlechten Quellen ohne Unterschied entstand, werden hervorstechende Züge und bemerkenswerte Handlungen berühmter Römer und auch fremder Männer ohne Scheidung zusammengestellt, so dafs sich das Ganze als ein Nachschlagebuch ausweist, das nach dem Willen des Verfassers (Vorrede und Widmung an Tiberius) gelegentlich benutzt werden soll und tatsächlich auch viel gelesen ist. Es tritt vermöge seines reichen Inhalts den geschichtlichen Werken ergänzend zur Seite und bringt manches, was sonst nicht zu finden ist. Für die deutsche Geschichte und eine Beurteilung unserer Vorfahren ist die Ausbeute leider sehr gering; nur an wenigen Stellen (z. B.: II, 6, Nr. 12; V, 5, Nr. 3; VI, 1, Nr. 3 u. a.) nimmt er Veranlassung sie zu erwähnen.

Ferner sei Sext. Jul. Frontinus (geb. um 40, gest. 104?) genannt, dessen Vier Bücher Kriegslisten, *strategemata*[32]), für diese und frühere Zeiten eine Menge von Einzelheiten bringen und nicht ohne sachliche Bedeutung auch für uns sind. (Vgl. I, 3, 10; 11, 3. II, 1, 16; 2, 8; 3, 23; 4, 6; 6, 3; 7, 12; 9, 1; 9, 4. IV, 3, 14; 7, 5.)

Ein der christlichen Geschichtschreibung des fünften Jahrhunderts angehörendes Werk mag die Zahl

der Quellen beschliefsen, nämlich die *historiarum libri VII adversus paganos*[33]) (bis 417) des Spaniers Paulus Orosius. Es ist eine allgemeine Geschichte auf christlicher Grundlage, mit der ausgesprochenen Absicht geschrieben, als Kampfmittel gegen die Heiden zu wirken. Das Werk ist aufgebaut nach Art der Chroniken und teilt die Weltgeschichte in zwei grofse Weltmonarchien Babylons und Roms, denen gleichsam als Zwischenglieder Mazedonien und Karthago hinzutreten, welche Ansicht in ähnlicher Form das ganze Mittelalter beherrschte. Das erste Buch geht vom Anfange der Zeiten bis auf Cyrus und den peloponnesischen Krieg, das zweite behandelt die römische Geschichte bis zum Einfalle der Gallier (389), das dritte führt die Geschichte bis zum Tode Alexanders des Grofsen (323) sowie dem Ende der Samniterkriege, das vierte behandelt die Schicksale Roms bis zum Ende der punischen Kriege, das fünfte führt bis zu den römischen Bürgerkriegen, das sechste bis Christi Geburt (vgl. Kap. 221), das siebente endlich ist eine römische Kaisergeschichte und gelangt bis zum Gotenkönige Wallia (417).

Das Werk ist eine wahrhaftige Sammelschrift. Als Unterlage diente das Alte und Neue Testament, von römischen Geschichtschreibern besonders Livius, Eutrop und Trogus Pompeius, soweit dieser in Justins Bearbeitung noch vorlag; daneben auch Tacitus, Sueton, Florus. Unter den christlichen Geschichtschreibern waren besonders Hieronymus' Chronik sowie Augustins Civitas dei Vorlage; die historiae des Orosius sollten geradezu eine Ergänzung des letzten Werkes bilden, wie sie auch auf Wunsch des hl. Augustinus entstanden waren. Indem nun Orosius alle möglichen Schriftsteller ausschreibt, ist er für uns selbst wieder Quelle geworden. Die gröfste Bedeutung des Geschichtschreibers liegt aber in dem ersten Versuche einer christlichen Weltgeschichte sowie in der planmäfsig durch-

geführten Absicht, das Christentum gegen die Verdächtigungen des Heidentums zu schützen. Anderseits raten dieser einseitig christliche Standpunkt des Geschichtschreibers, der Zweck des Werkes, nachzuweisen, dafs nicht das Christentum die Quelle allen Übels sei, wie andere, z. B. Zosimos, behaupteten, doch zu einem vorsichtigen Gebrauche. Orosius wird in seinem Urteile zu sehr Partei, ja ungerecht. Sein Werk hat endlich noch den Nachteil aller Sammelschriften: die Sprache ist ganz verschieden, die Auffassung und das Urteil von der Vorlage abhängig. Dennoch war das Ansehen des Orosius im Mittelalter bedeutend, sein Werk wurde überall ähnlichen Erzeugnissen zugrunde gelegt. Wir finden es von vielen Geschichtschreibern späterer Zeit benutzt, besonders von Gregor von Tours, Jordanes, Beda Venerabilis, am ausgiebigsten in der Historia romana des Paulus Diaconus.

B. Zeit der Wanderungen und Staatenbildungen *).

Römische Geschichtschreibung.

Die planmäfsigen Kriege der Römer gegen die Germanen sind zu Ende; das Reich hat nicht mehr die Kraft, mit Erfolg angriffsweise vorzugehen und die Grenzen vorzuschieben. Es herrscht vielmehr das Bestreben, die sich stets wiederholenden Einfälle zurückzuweisen, das Bestehende zu schützen und den drohenden Verfall aufzuhalten. Ein kleiner Krieg hält die Grenzlegionen in

*) Wattenbach, G.Q. I 7, 41—140. — Ebert, I, 357—650. — Baehr, IV, 1. Die christlichen Dichter und Geschichtschreiber. 2. Aufl. 1872 (bis zu Karl dem Grofsen). — Schanz, IV, 43—100 (hist. Prosa) bis Ammianus Marcellinus. — K. Krumbacher, Gesch. d. byzant. Litteratur, 1891, in Iw. v. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft (IX, 1) S. 37—107.

Atem; wenn sie auch zunächst noch imstande sind, ihrer Aufgabe zu genügen, in stets geschlosseneren und kräftigeren Massen durchbrechen die erstarkten und geeinten Stämme der Franken, Markomannen, Alemannen, Goten, Burgunder und Vandalen die Grenzwehr und breiten sich in den Ländern südlich der Donau und westlich des Rheins aus. Der Einfall der Hunnen drängt besonders gotische Stämme aus ihren Sitzen, und so nimmt die Bewegung eine Ausdehnung und Stärke an, welcher das römische Reich nicht gewachsen ist.

In demselben Mafse verfiel auch die Geschichtschreibung. Dieselbe kann, entgegen anderen Zweigen der Wissenschaft, nur dann blühen, wenn sie entsprechenden Stoff findet, an dem die Schriftsteller sich begeistern; sie kann nur dann mit Lust und Liebe sich ihrer Aufgabe widmen, wenn sie geschützt wird und von Bevormundung sowie äufserer Gewalt frei ist. Auch diese Vorbedingung ist damals nicht vorhanden. Denn einerseits waren die eigentlichen Fundstätten der Geschichtschreibung, die kaiserlichen Büchereien, gar nicht oder nur solchen Männern zugänglich, von denen man voraussetzte, dafs sie nichts den Kaisern Feindliches finden würden, anderseits sorgten die fortgesetzten Anklagen und Verurteilungen wegen Majestätsbeleidigung dafür, dafs die Lust an wahrheitsgetreuer Berichterstattung nicht aufkam.

Infolge dieser Verhältnisse war die Geschichtschreibung eine oberflächliche und liefert, da sie im Dienste und unter Aufsicht der Staatsgewalt ausgeübt wurde, meistens kein wahres Bild der Zeiten. Was an innerer Wahrhaftigkeit, an sondernder Behandlung fehlt, soll ersetzt werden durch Schmeichelei und Lobhudeleien; an Stelle folgerichtiger Verknüpfung der Ereignisse tritt Zusammenstellung der Tatsachen.

Es kann uns wohl erlassen werden, die grofse Masse der Geschichtschreiber namentlich aufzuzählen; nur ein

Werk soll aufgeführt werden, nicht, weil es erheblich besser wäre, sondern weil es von vornherein als Sammelwerk eigentümlicher Art bekannt geworden ist, die Geschichtschreiber der Kaiserzeit, *scriptores historiae Augustae*[34]). Diese Sammlung verschiedener Schriftsteller, im ganzen sechs, behandelt die Zeit von Hadrian bis Carus und dessen Söhne (116 bis 284 n. Chr.) in Form von Lebensbeschreibungen der einzelnen Kaiser; nur zwischen Gordianus und Valerianus (244—253) fehlt ein Zeitraum von zehn Jahren. Wir wissen nicht, wer das Werk angelegt hat, wann und wo es entstand, auch nicht, warum man so viele Lebensbeschreibungen vereinigte. Ist somit keine äufsere Einheit aufser der zeitlichen vorhanden, noch mehr fehlt es naturgemäfs an innerer. Bei den Verfassern zeigt sich, mit Ausnahme des Flavius Vopiscus, durchweg Mangel an geschichtlicher Auffassung; der Stoff ist ohne Sorgfalt gegeben und schlecht geordnet, die Glaubwürdigkeit nur gering. Dennoch kann man es begrüfsen, dafs die Sammlung dieser „elenden Skribenten“ (Schanz) erhalten ist, da sie häufig unsere einzige Quelle für die Kenntnis der Zeit überhaupt wie im besonderen die Beziehungen zwischen Rom und den Deutschen im zweiten und dritten Jahrhundert bildet. Erwähnt möge werden die Lebensbeschreibung des Antoninus Pius (Kap. 5), Marcus Antoninus (Kap. 8, 12—14, 17, 27), Caracalla (Kap. 5), Maximinus (Kap. 12), Claudius II (Kap. 6 ff.), Aurelianus (Kap. 18).

Ammianus Marcellinus. „Ich habe die Ereignisse von der Thronbesteigung des Nerva bis zum Tode des Valens nach Mafsgabe meiner schwachen Kräfte, als alter Soldat und Grieche beschrieben: wie ich glaube, habe ich mein Versprechen gehalten und überall die Wahrheit gesagt, niemals wissentlich sie durch Schweigen entstellt oder gar durch Lüge. Mögen andere mein Werk

fortsetzen, die jünger und gebildeter sind als ich. Wenn es aber solche gibt, die das tun wollen, so mögen sie ihrem Stil eine höhere Ausbildung angedeihen lassen." Mit diesen Worten schliefst Ammianus Marcellinus sein grofses Werk, 31 Bücher Geschichten, *rerum gestarum libri*[35]). Der Verfasser ist wahrscheinlich in Antiochia um 330 geboren, lebte als Soldat unter Constantius, Julianus und den folgenden Kaisern, und widmete sich nach einem vielbewegten Leben und grofsen Reisen der Geschichtschreibung; gestorben ist er in Rom.

Sein Werk, welches als Fortsetzung des Tacitus angesehen werden kann, umfafst die Zeit von Nerva bis Valens (96—378). Verloren ist Buch 1—13, bis auf Constantius (353), aber der uns erhaltene Rest (353—378) mufs entschieden wertvoll genannt werden, da der Geschichtschreiber hier Tatsachen berichtet, die er selbst erlebt hat.

Hatten schon früher Forscher behauptet und war ihr Beweis durch Michael ergänzt worden, dafs zwischen Buch 30 und 31 notwendig eine Lücke von drei Jahren sein müfste, die unseres Erachtens aber nicht den Umfang eines ganzen Buches einzunehmen braucht, so hat neuerdings Michael darzulegen versucht, dafs die 31 Bücher Geschichten überhaupt nur die Zeit vom Tode Konstantins des Grofsen bis zum Tode des Valens (337—378), und nicht, wie bisher angenommen, die ganze Kaiserzeit, vom Beginn der Regierung des Nerva, umfassen. Hauptsächlich ins Gewicht fällt hierbei die Tatsache, dafs die erhaltenen Bücher 14—31 nur 26 Jahre umfassen, die verlorenen 1—13 also im ganzen 257 Jahre (von 96—353) enthalten müfsten, welches Mifsverhältnis Michael aus verschiedenen Gründen für nicht annehmbar erklärt. Er denkt sich die Sache so, dafs die 31 Bücher Ammians Zeitgeschichte (337 bis 378) enthielten, während die Zeit von Nerva bis einschliefslich Konstantin den Grofsen von Ammianus in

einem jetzt gänzlich verlorenen Werke beschrieben worden sei. Er weist auf ähnliche Fälle in der römischen Geschichtschreibung hin, so auf Tacitus, der auch zwei getrennte Werke verfafst habe, die sich zeitlich ergänzten. Immerhin aber ist es auffallend, dafs über das fehlende Werk gar keine Nachrichten erhalten sind; daher hat sich auch Jeep gegen Michael erklärt.

Für deutsche Verhältnisse damaliger Zeit ist Ammianus nicht zu entbehren; fast in jedem Buche kommt er auf die sich stets wiederholenden Einfälle der deutschen Völker in römisches Gebiet zu sprechen. Wir sehen, welche Mühen es kostete, die Alemannen und Franken am Rhein, die Quaden an der Donau in Schach zu halten. Wichtig vor allen anderen ist Buch 16, welches die Jahre 356, 357 umfafst und hauptsächlich die Schilderung der Alemannenschlacht bei Strafsburg (357) enthält. In Buch 18 und 28 hören wir von den gewaltigen Befestigungen, welche von den Römern zum Schutze ihres Gebietes am Rhein und an der Donau bis zum Ozean angelegt wurden; Buch 31 enthält die Ereignisse von 375—378, also den Einfall der Hunnen, die Kämpfe mit den Goten bis zur Schlacht bei Adrianopel (378), in der Valens fiel.

Ammianus ist besonders ein Verehrer des Kaisers Julianus, dessen Feldherrntugenden hervorgehoben werden. Seine Darstellung ist lebhaft und erhebt sich zuweilen über das gewöhnliche Mafs; auch ist sie hier und da bilderreich. Die Schilderung des Oberlaufes des Rheinstromes (XV, 4) ist prachtvoll und gehört zu dem Besten, was je über diesen Flufs geschrieben worden ist. Obwohl Orientale von Geburt, ist Ammianus doch Römer von Gesinnung und nimmt den lebhaftesten Anteil an den kriegerischen Ereignissen seiner Zeit. Sein Gemüt wird bewegt, mag er nun für Rom Gutes oder Nachteiliges berichten; dafs die Deutschen besonders nach Möglichkeit

zu Paaren getrieben werden, findet er natürlich. Dennoch lobt man ihn mit Recht als unparteiischen Schriftsteller. Niemals erhebt sich der Gedanke, als ob Ammianus etwas verschwiege oder beschönige; trotz seines heidnischen Standpunktes wird er dem Christentum nicht ungerecht. Dafs er die lateinische Sprache nicht beherrscht, ist ihm am meisten leid; aber man hat Mühe, ihn zu lesen. Als Geschichtschreiber wird Ammianus Marcellinus stets seinen hervorragenden Platz behaupten; für die deutsche Geschichte des vierten Jahrhunderts ist er unentbehrlich.

Römische Dichter und Byzantiner.

Für eine Zeit, in welcher die Berichterstattung so viel zu wünschen übrig läfst, sind selbst dichterische Erzeugnisse erwünscht, falls sie den Stoff der Zeitgeschichte entnommen haben. Mag der Zweck der Dichtung auch meistens darauf hinauslaufen, hervorragende Zeitgenossen mit Lobsprüchen zu überhäufen, den Wert derselben zu steigern und zu vergröfsern, mag dadurch die Quelle unrein fliefsen, die Tatsachen selbst sind nicht erdichtet. Gelingt es dann, in etwa den geschichtlichen Kern und Inhalt auszuschälen, so darf man nicht unterlassen, diese Zweckgedichte als geschichtlichen Stoff zu verwerten. Wir nehmen daher keinen Anstand, einige hervorragende Dichter hier zu nennen.

Claudius Claudianus[36]), geb. in Alexandria, ist ohne Zweifel der beste Vertreter dieser Art von Geschichtschreibung. Als Zeitgenosse des Theodosius und seiner Söhne stand er in innigen Beziehungen zu Stilicho, ist dessen treuer Verehrer und Lobredner. Seine Taten erfüllen ihn mit Bewunderung und begeistern ihn zu einer Reihe von Dichtungen, welche gröfstenteils auf uns gekommen sind. Zuerst liegen vor einige heftige Angriffe auf den

oströmischen Minister Rufinus, *in Rufinum*, zwei Bücher, welcher in drängender Zeit angeblich oströmische Truppen dem Oberbefehle Stilichos entzogen hatte. Dann besingt Claudian das dritte und vierte Konsulat des Honorius (396, 398) und die Anfänge des Kampfes gegen den meuterischen Statthalter von Afrika, Gildo (398). Besonderen Wert haben einige Gedichte, welche Leben und Taten des Stilicho behandeln, *de laudibus Stilichonis libri III*, denen sich als letztes der Gotenkrieg, *de bello getico liber*, anschliefst, d. h. Stilichos Sieg bei Pollentia, 402. Zu erwähnen ist noch Claudians Gedicht Auf das sechste Konsulat des Honorius und den Sieg seines Ministers bei Verona (403). Wir verzichten darauf, die übrigen zahlreichen Lobgedichte namentlich aufzuführen; sie zeigen den guten Geschmack und die hohe Begabung Claudians und verraten überall echte Liebe zu Rom und seiner Geschichte. Er ist nach dem Sturze Stilichos wahrscheinlich nach Ägypten zurückgegangen und dort gestorben. Dafs Claudian Christ (Arianer) gewesen ist, wird nicht festzustellen sein.

Neben ihm wollen wir der Vollständigkeit halber nennen den als Soldat, Redner und Dichter ausgezeichneten Flavius Merobaudes[37]), der in Rom (435) ein Standbild erhielt, auf dem es hiefs, dafs er ein Mann gewesen sei, geeignet, selbst Löbliches zu tun, als auch anderer Männer Taten zu loben. Erhalten haben sich von seinen Lobgedichten nur Bruchstücke, so 197 Hexameter: Auf das dritte Konsulat des Aëtius, *in tertium consulatum Aëtii*, im Jahre 446. Ebert bezeichnet seine Dichtung als etwas aufgeblähtes Vergilisches Pathos, gegenüber der hellenischen Grazie des Claudianus. Endlich sei genannt Apollinaris Sidonius, Bischof von Clermont († 486?), dessen Briefe und Gedichte[38]) ihren Stoff der Zeitgeschichte entnehmen und bei dem Mangel an sonstigen Quellen wertvoll sind.

Die Teilung des römischen Reiches in zwei Gebiete war der erste Schritt zur vollständigen Auflösung. Es fehlte an Kraft, die Einheit zu bewahren; bald konnte man aber auch die gefährdeten Teile nicht mehr sichern, und besonders Westrom wurde bei den immer schärferen und heftigeren Angriffen der Deutschen gar bald seinem Untergange entgegengeführt. Gallien ging zunächst verloren, dann folgte Spanien, weiterhin Afrika, zuletzt Italien selbst; überall entstanden neue Staaten auf den Trümmern der eroberten Provinzen, und wenn auch bei den Zeitgenossen nirgends der Gedanke sich findet, dafs eine neue Zeit gekommen sei und die alten Machtverhältnisse sich dauernd verschoben hätten, die Macht selbst war gebrochen, und neue Gesichtspunkte erwuchsen unmerklich, aber siegreich aus den Veränderungen auf staatlichem Gebiete. Freilich, ein geistiges Leben konnte bei den fortwährenden Kriegen und der Not der Verhältnisse in den weströmischen Gebieten nicht gedeihen; die Besiegten wollten ihre Niederlage nicht erzählen, und die Sieger dachten vorläufig nicht daran, ihre Taten der Nachwelt zu überliefern.

Anders lagen die Verhältnisse in dem oströmischen Reiche. Dieses war nicht in dem Mafse den Angriffen der Deutschen ausgesetzt; hier schützte die Lage in erster Linie vor Eroberung und einem Wechsel der Herrschaft. Die Überlieferungen des alten Rom übertrugen sich ganz von selbst auf Konstantinopel, und Justinian machte mit zeitweisem Erfolge den Versuch, die alten Grenzen wiederherzustellen.

Noch in die Zeit des ungeteilten Reiches, in die Mitte des dritten Jahrhunderts, ragt der Athener Herennios Dexippos, bekannt als Rhetor und Geschichtschreiber, ein Mann von vielseitiger Bildung, auch als Soldat nicht ohne Ruhm. Von seinen geschichtlichen Werken, die leider nur in Bruchstücken auf uns gekommen sind, be-

sonders von den σκυθικά[39], die den grofsen Gotenkrieg von Decius bis Aurelianus behandeln, rühmt man gute Auffassung, Ernst der Darstellung und geschichtliche Treue.

An ihn schliefst sich Eunapios aus Sardes, der in der zweiten Hälfte des vierten und am Anfange des fünften Jahrhunderts in Rom blühte. Auch seine Chronik der Geschichte, χρονικὴ ἱστορία[40], in 14 Büchern, ist nur sehr verstümmelt auf uns gekommen, behandelt besonders die Taten Julians und reicht bis zum Anfange des fünften Jahrhunderts. Seine Schreibart ist schwulstig, der Schriftsteller ein Lobredner des Heidentums, und daher erklärt sich seine Vorliebe für Julian.

Eunapios wurde fortgesetzt von Olympiodoros[41], aus Theben in Ägypten, bis 425, Zosimos endlich steht in seinem Werke Neue Geschichte, ἱστορία νέα[42], auf den Schultern der drei zuletzt genannten Männer. Er wurde wahrscheinlich in Konstantinopel geboren und schrieb sein Werk nach 425; vielleicht also um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Dasselbe umfafst in sechs Büchern, die nicht ganz auf uns gekommen sind, die Kaisergeschichte bis 410, der zweiten Belagerung Roms durch Alarich. Das erste Buch enthält einleitende Bemerkungen über den Untergang der griechischen Geschichte, das planmäfsige Vorgehen der Römer und sehr kurz die Kaiserzeit. Am wichtigsten sind die Geschichte Julians (2, 3), des Theodosius (4), des Arkadius und Honorius und des Ministers Stilicho (5), sowie die Einfälle des Alarich bis 410 (6).

Zosimos will etwas Tüchtiges leisten und hat seinen Zweck erreicht. In pragmatischer Schreibweise zeigt er die Gründe für den Verfall Roms; diesem führenden Gedanken werden die entsprechenden Tatsachen untergeordnet. Er besitzt einen scharfen Blick für die letzten Gründe geschichtlicher Entwicklung und weifs seine Auf-

fassung in guter Sprache zu verfechten. Wie Orosius das Christentum verteidigte gegen den Vorwurf, dafs es Leid und Kreuz unter die Menschheit gebracht habe, in ähnlicher Weise macht Zosimos das Christentum hierfür verantwortlich. Ist er in diesem Punkte einseitig und sogar gehässig, so darf doch seine Glaubwürdigkeit im allgemeinen nicht bezweifelt werden. Der heidnische Standpunkt des Werkes aber bewirkte, dafs Zosimos im Mittelalter absichtlich zurückgesetzt wurde und fast vergessen war; heute gilt er als gute Quelle.

Endlich wollen wir noch Priskos aus Panion in Thrazien nennen als Verfasser einer Byzantinischen Geschichte, *ἱστορία βυζαντικὴ*[43]), in acht Büchern, welches Werk in zwei Teilen von der Thronbesteigung Attilas bis 474 reichte. Nur Bruchstücke haben sich erhalten, besonders der Bericht einer Gesandtschaft des Verfassers an den Hof Attilas. Mit Recht lobt man Priskos als treu und zuverlässig; auch sprachlich steht er hoch.

Zustände in den Donauländern.

Um das schwerbedrängte Italien zu retten, war allmählich ein Teil der Legionen vom Rhein und der Donau abberufen. Infolgedessen überschritten besonders Franken und Alemannen den erstgenannten Strom, und als nach Attilas Tode das Hunnenreich sich auflöste, fielen auch die Alpenprovinzen den Deutschen zum Opfer. Die Auflösung der römischen Herrschaft erfolgte jedoch allmählich; besonders die festen Städte leisteten noch längere Zeit erfolgreichen Widerstand, bis infolge mangelnder Unterstützung die staatlichen und kirchlichen Einrichtungen zerfielen und der frühere Wohlstand einer stets wachsenden Not Platz machte. Auf dem platten Lande konnte niemand sicher sein vor Gefangenschaft und

Knechtschaft; nur die nächste Umgebung der festen Orte wurde notdürftig bebaut, die Frucht oft nicht geerntet.

In Noricum tauchte bei dieser Not ein Mann auf, von Gott, wie er selbst sagt, berufen, Hilfe und Rettung zu bringen, von unbekannter Herkunft, aber durch langes, entsagungsreiches Leben in der Wüste an Entbehrung und Bedürfnislosigkeit gewöhnt; er nannte sich Severin. Unbeschuht, notdürftig bekleidet, trotzte er der Kälte; Hunger schien ihm unbekannt zu sein, und keine Gefahr hielt ihn ab, überall zu vermitteln und sein Ansehen, welches er bei Römern und Deutschen, bei Königen und Untertanen genofs, zum Nutzen der ganzen Bevölkerung geltend zu machen. Er besafs die Macht der Weissagung, die Kraft der Heilung; wie ein Heiliger wurde er verehrt. Ohne bischöfliche Würde richtete er überall den Gottesdienst ein; niemand versagte ihm Gehorsam, wo er Anordnungen kirchlicher Art traf. Die Kraft seines Gebetes scheuchte die Not aus der Hütte des Armen, löste die Fesseln der Gefangenen, bewahrte das Land vor Überschwemmung, machte Kranke gesund, erweckte Tote zum Leben; Severin sagte vorher, an welchem Tage er sterben werde. Ja sogar an seinem Leichnam geschahen Wunder; noch sechs Jahre nach dem Tode des Heiligen († um 482) waren die irdischen Überreste unversehrt. Dieselben wurden seinem Wunsche gemäfs nach Italien gebracht und in Castrum Lucullanum bei Neapel, 902 in Neapel selbst, beigesetzt. Fromme Klosterbrüder bewachten und verehrten dort die heiligen Gebeine.

Der zweite Abt des Klosters Lucullanum, Eugippius, ein Schüler Severins, schrieb auf Wunsch eines Unbekannten auf, was er von der Tätigkeit seines Meisters wufste, und diese Aufzeichnungen sind als das Leben des hl. Severin, *vita S. Severini*[44]), auf uns gekommen. Nicht erwiesen ist es, dafs der Dia-

kon Paschasius sie überarbeitet hat, wenn Eugippius es auch wünschte.

Das Werk bietet eine Menge von Nachrichten über den Zustand der Donauländer beim Ausgange des fünften Jahrhunderts, die um so wertvoller sind, als sie von einem Manne geboten werden, der in diesen Teilen des Reiches zur Zeit seines Helden gelebt hat. Zudem wirft dasselbe helles Licht in solche Zeiten, aus denen uns sonst nur weniges und Unzusammenhängendes berichtet wird. Ohne das „Leben Severins“ würde tiefe Nacht auf den Alpenprovinzen ruhen, und daher ist die Schrift doppelt willkommen, ja unentbehrlich.

Anfänge der Chronik.

Das Christentum hatte sich im Laufe der drei ersten Jahrhunderte so ziemlich über den Umfang des römischen Reiches ausgebreitet; überall bestanden Gemeinden, waren Bistümer gegründet, um die Bewegung gegen das Heidentum in geordnete Bahnen zu leiten. Im Anfange wesentlich eine duldende Macht, ging das Christentum allmählich angreifend vor und hatte mit stets wachsender Kraft das Heidentum zurückgedrängt; im vierten Jahrhundert wurde es zur Staatsreligion erklärt. Das Elend und die wirtschaftliche Not, welche infolge der Wanderungen über die Völker hereinbrach, stürzte besonders die Macht des Heidentums; wenn bis dahin manche nur äufsere Glieder der neuen Lehre gewesen waren, jetzt erflehte man mit dem Herzen bessere Zeiten.

So sehen wir, wie infolge der verschiedenartigsten Gründe das Christentum allmählich wuchs und heranreifte. Dazu kam besonders eine glänzende Reihe von Männern, welche in Wort und Schrift die Berechtigung nachwiesen, und in diesem Punkte war es von grofser Wichtigkeit, festzustellen, dafs das „Reich Gottes“ schon

von Anfang der Schöpfung nach dem Willen des Schöpfers bestanden hatte. Das ist das Werk der Kirchenväter, besonders Augustins. Neben der rein theologischen Behandlung dieser Frage wurde selbstverständlich die geschichtliche Beweisführung gepflegt; es entstand die christliche Chronik, welche von der Gegenwart auf die ersten Zeiten der Welt zurückging und den Zusammenhang feststellte. Damit tritt die Geschichte in den Dienst der Kirche, welche sich dieser wirksamen Waffe in vollem Umfange bediente, auch in den sog. Heiligenleben, welche der gläubigen Christenheit jene wundertätige Macht des Christentums vor Augen hielt, der man sich ohne eigenen Schaden nicht entziehen dürfe.

Für die Einteilung des Stoffes[45]) sind charakteristisch die nach dem Vorgange von Augustinus (Ebert) zuerst von Isidor von Sevilla angenommenen Weltalter, das der infantia, pueritia, adulescentia, iuventus usw., im ganzen sechs, welche von Adam bis zur Gegenwart fortschreiten. Dazu treten dann später noch ein siebentes und achtes, das Jenseits. Angewandt und ausgebildet wurde diese Weltalter-Theorie zunächst von Beda, Frechulf von Lisieux, von Gregor dem Groſsen in den Homilien; auf Beda fuſst Ado, Lambert von Hersfeld, Frutolf, endlich Otto von Freising.

Auch die Weltmonarchien bilden hier und da den Einteilungsgrund der christlichen Geschichtschreibung, wenngleich auch sie schon im klassischen Altertum nicht unbekannt waren; Assyrier, Perser, Mazedonier, Römer sind die weltbeherrschenden Völker und Staaten gewesen. Wir finden diese Theorie im berühmten Bibelkommentar des Walahfrid Strabo, bei Frutolf und Otto von Freising; der Spanier Orosius ersetzt die Perser durch Karthago, eine für ihn verständliche Änderung. Ob nun das Römerreich durch die Franken (Karolinger) beendet wurde oder

fortbestanden hat, darüber herrscht bei den Chronisten keine Einheit. Wir werden über diesen Punkt bei der Chronistik der Karolinger sprechen.

Eusebius, Bischof von Cäsarea (264—340), hat das Verdienst, in seinen zwei Büchern Allgemeiner Geschichte, παντοδαπὴ ἱστορία[46]), die schwierige Aufgabe, den Zusammenhang der christlichen Zeit mit der Vergangenheit auch äufserlich nachzuweisen, zuerst und für damalige Ansprüche in genügender Weise gelöst. Er hat ebenso die Grundlage der Chronik, auf der diese fortan sich entwickelte, festgelegt, so dafs man ihn mit Recht einen geistesmächtigen Erforscher der Universalhistorie nannte (Büdinger). Freilich war Eusebius hierbei auch nicht ganz selbständig, da sein Werk auf eine Chronik des Sextus Julius Africanus[47]) sowie den *liber generationis* (bis 235)[48]) des Hippolyt von Portus zurückgeht. Von Eusebius besitzen wir indessen nicht mehr die griechische Bearbeitung, sondern nur eine armenische Übersetzung und einen Auszug in syrischer Sprache. Der erste Teil, die χρονογραφία, behandelt bis 325 die einzelnen Staaten und Völker, ihre Entwicklung und die bemerkenswerten Taten; der zweite Teil, χρονικός κανών, ist chronologisch und enthält nach Jahren geordnet, ebenfalls bis 325, die Ereignisse.

Diesen zweiten Teil nun hat Hieronymus[49]) (346—420), der geistreichste und mutigste Verfechter des Christentums seiner Zeit, lateinisch überarbeitet und bis 378, dem Tode des Valens, fortgesetzt; seine Chronik, eine universalhistorische Leistung, ist die eigentliche Vorlage aller Chronisten des Mittelalters geworden, die Grundlage, an der niemand rüttelte. Hieronymus hat dann besonders nach Eutrop und Sueton Zusätze aus der römischen Geschichte gemacht, da der Grieche Eusebius diesen Verhältnissen ferner stand. Die eigene Tätigkeit des Chronisten zeugt nicht überall von ge-

schichtlichem Sinn sowie strenger Sichtung und chronologischer Ordnung des Stoffes; besonders läfst die Zeit von 325—378, also dort, wo er ganz selbständig ist, viel zu wünschen übrig. Hieronymus arbeitet weniger sorgfältig und gewissenhaft, aber dennoch ist seine Chronik ungemein wertvoll; denn auf ihr, nicht auf Eusebius, baut sich das chronologische Wirken und Schaffen des Mittelalters auf.

„Unter den auf uns gekommenen Überlieferungen aus dem römischen Altertum nimmt nicht die letzte Stelle ein Sammelwerk aus der Mitte des vierten Jahrhunderts ein, welches ohne allen Anspruch auf litterarisches Verdienst nur zum unmittelbar praktischen Gebrauch kompiliert ist, aber manche wichtige historische Taten uns erhalten hat."

Dieses Sammelwerk, ein römischer Staatskalender, heifst der Chronograph vom Jahre 354[50]); in ihm sind die verschiedenartigsten chronologischen Stoffe zusammengestellt.

1. Ein Kalender, mit Bildern geziert, enthält ein Verzeichnis der öffentlichen Spiele, Senatstage, Geburtstage der Kaiser.

2. Fasti consulares, ein wertvolles Verzeichnis der römischen Konsuln von Brutus bis zum Jahre 354 n. Chr.

3. Eine wertvolle Aufzählung der Stadtpräfekten von 258—354.

4. Die Ostertafeln, eine Berechnung des Osterfestes von 312—411 einschliefslich.

5. Ein Verzeichnis der Begräbnis- und Gedächtnistage von Päpsten und Märtyrern.

6. Ein Verzeichnis der Päpste, von Petrus bis auf Liberius, im ganzen 34.

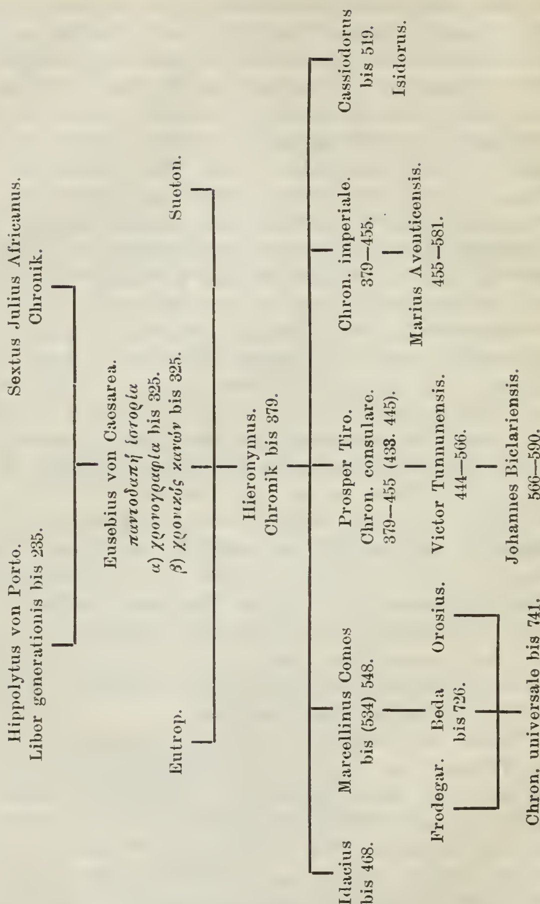
7. Eine Chronik bis 334, eine Stadtchronik von Rom, und die Bezirke Roms.

Besonders die Konsularfasten dienten später als Unterlage chronologischer Werke, so auch für die amtlichen Jahrbücher von Ravenna, welche Holder-Egger von 379—572 wiederherstellte, und manche Geschichtschreiber; aber auch die Ostertafeln, welche später von Beda Venerabilis bis 1063 berechnet wurden, reizten zu kurzen annalistischen Berichten. Aus dem Verzeichnis der Päpste ging später der liber pontificalis hervor, aus dem Verzeichnis der Begräbnis- und Gedächtnistage die so wichtigen Martyrologien und Nekrologien, d. h. Berichte über die Art des Todes und den Todestag von Heiligen, deren Bearbeitung heute so notwendig geworden ist.

Hieronymus war Vorlage für die Chroniken des Mittelalters; alle Nachfolger fufsen auf seinem Werke. Zunächst der galizische Bischof Idacius, geboren Ende des vierten Jahrhunderts. Seine Chronik[51]) zeichnet sich durch Gewissenhaftigkeit der Berichterstattung aus, nimmt besonders Rücksicht auf Naturereignisse, ist nach Kaisern geordnet und reicht bis 468.

Marcellinus Comes[52]) aus Dalmatien (Holder-Egger) ist ein sorgfältiger, vielleicht der beste Fortsetzer des Hieronymus von 379—(518) 534, bis zum Untergange des Vandalenreiches; ein weiterer Fortsetzer reicht bis 548. Marcellinus ordnet sein Werk nach Indiktionen und Konsuln, legt besonderen Wert auf oströmische und kirchliche Verhältnisse und wird zuletzt sehr ausführlich. Er schrieb in Konstantinopel, aber lateinisch.

Wohl die bekannteste Überarbeitung und Fortsetzung des Hieronymus ist die des Aquitaniers Prosper (geb. um 400), der sein *Chronicon*[53]), gewöhnlich *consulare* genannt, da es nach Konsuln zählt, von 379—455 fortführt, bis zur Einnahme Roms durch die Vandalen. Andere Handschriften reichen nur bis 433 und 445, so dafs eine erweiternde Überarbeitung stattgefunden zu haben scheint. Prospers Chronik ist im Mittelalter weiter fortgesetzt und


Mittelalterliche Chronik I (bis saec. 8).
Hippolytus von Porto.
Liber generationis bis 235.
Sextus Julius Africanus.
Chronik.
Eusebius von Caesarea.
παντοδαπὴ ἱστορία
α) χρονογραφία bis 325.
β) χρονικὸς κανών bis 325.
Eutrop.
Sueton.
Hieronymus.
Chronik bis 379.
Idacius
bis 468.
Marcellinus Comes
bis (534) 548.
Prosper Tiro.
Chron. consulare.
379–455 (433. 445).
Chron. imperiale.
379–455.
Cassiodorus
bis 519.
Isidorus.
Fredegar.
Beda
bis 726.
Orosius.
Victor Tunnunensis.
444–566.
Marius Aventicensis.
455–581.
Chron. universale bis 741.
Johannes Biclariensis.
566–590.

als Handbuch der Geschichte viel benutzt worden, hiefs daher auch *vulgatum*.

Eine andere Fortsetzung des Hieronymus, das *Chronicon Pithoeanum* oder *imperiale*[54]), weil es nach Kaisern zählt, ist Prosper zugeschrieben, da es ebenfalls von 379—455 geht und am Anfange und Ende mit Prosper wörtlich übereinstimmt. Man hat aber mit Recht darauf hingewiesen, dafs Geist und Standpunkt beider Chroniken verschieden ist; zudem wissen wir aus einer Bemerkung, die sich Ende des fünften Jahrhunderts bei einem anderen Schriftsteller findet, dafs Prosper die Chronik des Hieronymus umgearbeitet habe, während das chronicon imperiale als eine Fortsetzung des Hieronymus erscheint; auch ist dieses Werk weniger gewissenhaft, als das des Prosper. Mommsen hat die Chronik als Chronica Gallica des Jahres 452 zuletzt herausgegeben[55]). Das chronicon imperiale ist fortgesetzt von dem Bischofe Marius von Avenches[56]) (Schweiz; Kanton Waadt). (M. Aventicensis, von 530—594.) Das Werk ist vorzüglich, mit genauer Zeitbestimmung für die byzantinischen Kaiser; daneben rechnet es nach Konsuln und Indiktionen. Die Chronik reicht von 455—581 und ist für Gallien am Ausgange des 6. Jahrhunderts wertvoll. Auf Prosper (Chron. cons.) beruht die Fortsetzung des Bischofs Victor von Tunnuna, einer afrikanischen Stadt, deren Lage unbekannt ist (Vict. Tunnunensis[57]). Der Anfang dieser Chronik bis 444 ist verloren; sie selbst reicht bis 566 und rechnet nach Konsuln. Diese Chronik wurde fortgesetzt bis 590 durch den Bischof Johannes von Biclaro, (Pyrenäen) (J. Biclariensis[58]). Er war spanischer Gote, rechnet aber nach Kaisern sowohl wie nach westgotischen Königen.

Eine gröfstenteils schlechte, aber eigentümliche Chronik schrieb Cassiodorus Senator[59]). Auch sie ist auf Hieronymus aufgebaut, folgt aber schon vom Sturze des römischen

Königtums ab nach Konsulatsjahren dem Livius, Aufidius Bassus, den Jahrbüchern von Ravenna, endlich von 496—519, dem Schlusse, eigenen Erlebnissen Kassiodors. Was er sonst noch hinzufügt, ist Hieronymus und Prosper entlehnt. Dadurch nun, dafs die Nachrichten der letzten Zeiten für Theoderich in gotischem Sinne zugestutzt sind, verliert die Chronik an Wert; es zeigt sich hier, wie in allen geschichtlichen Werken Kassiodors, das Bestreben, die Goten als bessere Fremde hinzustellen.

Die bisher genannten Chroniken zählen nach Konsuln oder Kaisern, Isidorus von Sevilla wie Beda Venerabilis, nach dem Vorgange des hl. Augustinus, nach Weltaltern, und zwar sechs. Die Chronik Isidors[60]) ist in zweifacher Gestalt verfafst, zunächst als selbständiges Werk, dann als Teil der „Etymologiae" abgekürzt unter der Aufschrift *de discretione temporum;* dieses geht aber noch über das Jahr 615 hinaus. Die fünf ersten Weltalter reichen bis Christus, das sechste bis auf Isidors Zeit.

Auch die Weltchronik des Beda, ein Teil des chronologischen Werkes „De temporum ratione"[61]), ist teilweise aus einem kleineren Buche „De temporibus" als erweiterte Ausführung entstanden und zerfällt in zwei Teile, von denen der letzte, nämlich von Kap. 66 ab, die Chronik selbst ist. Beda teilt, wie Isidor, nach Augustin die Geschichte in sechs Weltalter, und seinem Beispiele folgte das ganze Mittelalter. Ist somit Augustin Urheber der Einteilung der Chronik, so besonders Hieronymus, aber auch Orosius Quelle des Inhalts.

Beda fügt dann noch ein siebentes Weltalter hinzu, das des ewigen Sabbats, und das achte der Auferstehung.

Die Chroniken des Mittelalters sind aus dürftigen Anfängen entstanden; weiter unten haben wir festzustellen, welche Entwicklung diese Art der Geschichtschreibung genommen hat.

Vandalen und Ostgoten.

Es ist bekannt, dafs die Vandalen zu Anfang des fünften Jahrhunderts ihre Heimat im Osten Deutschlands verliefsen, Gallien durchzogen und im Süden Spaniens sich niederliefsen. Von den Westgoten verdrängt, setzten sie (429) nach Afrika über und zertrümmerten die weströmische Herrschaft. Über 100 Jahre dauerte dort ihr Reich, bis der Kaiser Justinian es unternahm, die verlorene Provinz wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Sein Feldherr Belisar vollbrachte die Tat; das Vandalenreich wurde zerstört, Afrika römisch.

Im Gefolge des kaiserlichen Feldherrn befand sich Prokopios aus Cäsarea (geb. um 500), und zwar in der Stellung eines consiliarius oder Rechtsbeistandes, ein Mann von vielseitiger Bildung, entschlossenem Mute und kluger Berechnung. Da ihn sein Amt in tägliche Berührung mit dem Feldherrn brachte, war er ohne Zweifel über alle Ereignisse und Pläne gut unterrichtet. Es ist daher für unsere Kenntnis des Vandalenkrieges von Bedeutung, dafs dieser Mann es später unternahm, seine Beobachtungen und Erlebnisse der Nachwelt zu überliefern.

Als Belisar dann nach Sizilien übersetzte, um dort die ostgotische Herrschaft, welche seit 493 in Italien bestand, zu vernichten, blieb Prokopios vorläufig in Afrika, machte aber kurz darauf den Krieg mit, indessen ohne amtliche Stellung. Im Jahre 540 ging er mit Belisar nach Byzanz, wo er auch geblieben zu sein scheint; wenigstens fehlen von 542 ab jegliche Nachrichten über sein späteres Leben († 562?).

In Byzanz entwickelte Prokopios eine rege schriftstellerische Tätigkeit, deren Frucht uns erhalten ist. Was er in seinem bewegten Leben selbst sah, die Erfahrungen der Feldzüge hat er niedergelegt in den acht Büchern Ge-

schichten, *ἱστορίαι*[62]) (bis 554). Den Anfang bildet in zwei Büchern der Perserkrieg Justinians (bis 529); dann folgt in zwei Büchern der Vandalenkrieg (bis 534), sowie der Krieg gegen die Ostgoten (bis 550) in drei Büchern, denen sich als achtes und letztes Buch in Form allgemeiner Geschichte, *ἱστορία ποικίλη*, das Ende des Gotenkrieges (bis 552) sowie der zweite Feldzug gegen die Perser (554) anschliefst.

Prokopios fühlte sich verpflichtet Geschichte zu schreiben. „Prokopios von Cäsarea," so sagt er am Anfange seines Geschichtswerkes, „hat die Kriege beschrieben, welche der Kaiser Justinian gegen die Barbaren, sowohl die gen Osten als auch die gen Westen wohnen, geführt, und er ist sich wohl bewufst, von allen am meisten tauglich zu sein zu dieser Arbeit, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil er, der dem Belisar als Beirat zur Seite stand, bei fast allen Ereignissen persönlich zugegen war." Unser Schriftsteller hat mit dieser Ansicht ganz recht; denn, wo er selbst handelnd eingriff, da fliefsen seine Nachrichten am reichlichsten; was er sah und erlebte, haftet selbst in späten Jahren, als er die Historien verfafste, fest im Gedächtnisse. Magerer werden die Angaben nach 540, als er den Kriegsschauplatz verlassen; denn das dritte Buch umfafst zehn Kriegsjahre, die beiden letzten sind in nur fünfzehn Kapiteln behandelt; besonders der Schlufs ist sehr dürftig. In gleicher Weise hat Prokopios die Geschichte der Vandalen bis 533 in neun Kapiteln sehr mager wiedergegeben; am wenigsten befriedigend ist die Zeit von Geiserich bis Gelimer (477—530). Vielleicht standen ihm keine Quellen zur Verfügung, oder Prokopios wollte nur Zeitgeschichte schreiben. Was er aber an selbsterlebten Ereignissen mitteilt, macht auf den Leser unbedingt den Eindruck der Glaubwürdigkeit. Die Gedankenfolge ist knapp und klar, die Verknüpfung ohne Schwere, die Auffassung durchsichtig.

Prokopios ist Römer: die Deutschen sind Barbaren trotz Tapferkeit und mancher edler Züge, die er zu berichten keinen Anstand nimmt. Ihnen gegenüber ist alles gestattet, wenn nur der Erfolg den Mitteln nicht fehlt. Daher kennt er dem Feinde gegenüber kein Mitleid und erzählt ruhig die Scheufslichkeiten damaliger Kriegführung. Obwohl Christ, hat er den Geist des Christentums nicht erfafst; „Christ" zu sein, war unter Justinian eben notwendig, genügte aber. Held der Darstellung ist Belisar, welcher als Feldherr, nicht als Mensch, Bewunderung einflöfst; die Schwächen aber deckt Prokopios sorgsam zu. Reden und Briefe sind der Darstellung, allerdings nicht störend, beigefügt; letztere mögen wohl quellenmäfsig belegt werden können, die ersteren sind erfunden, oft zu dem Zwecke, die Ansicht des Schriftstellers andere aussprechen zu lassen. Alles dies erhebt Prokopios zu einem Geschichtschreiber, den wir einerseits nicht vermissen können, aber auch nicht entbehren wollen. Neuere Forscher haben ihn mit Polybios, Ammianus Marcellinus, Appian verglichen; zuletzt hat Brückner eine weitgehende sprachliche Benutzung des Thukydides und Herodot nachgewiesen, ohne dafs dieses Verfahren, wie wir meinen, dem Geiste des Werkes Abbruch tat.

Was sonst von ihm erhalten ist, seine Bauwerke in sechs Büchern, voll des Lobes auf den Kaiser Justinian, sowie die ἀνέκδοτα[63]), eine Schmähschrift auf den Hof, besonders die Kaiserin, welche sich an die geschichtlichen Werke anschliefst und von Suidas geradezu als neuntes Buch der Historien bezeichnet wird, gehört nicht zu unserer Darstellung, zeigt aber die Sinnesart des Prokopios, der zeitweise in Ungnade gefallen war und sich durch sein zuletzt genanntes Werk so sehr rächte. Ranke leugnet übrigens die Echtheit der Anecdota.

Prokopios fand einen Fortsetzer an Agathias aus Myrina in Kleinasien (geb. um 536, gest. 582). Rechts-

anwalt aus Pflicht, lag er eifrig geschichtlichen Studien ob und schrieb fünf Bücher Von der Herrschaft Justinians, *περὶ τῆς Ἰουστινιανοῦ βασιλείας*[64]), welche von 552—558 reichen. Uns beschäftigen nur die zwei ersten Bücher, in denen er bis zum Jahre 554 die Kämpfe beschreibt, welche Narses gegen die Reste der Goten, sowie ihre Verbündeten, die Franken und Alemannen, führte.

Als Geschichtschreiber steht Agathias zurück; er beweist, dafs Wollen und Können oft sehr weit auseinander liegen. Seine Auffassung der Verhältnisse ist durchaus unklar, seine Fähigkeit, geschichtliche Vorgänge zu zergliedern, nicht bedeutend, die Sprache schwulstig und steif. Er ist, wie der Engländer Gibbon sich treffend ausdrückt, Dichter und Rhetor, Prokopios dagegen Staatsmann und Soldat.

Für die Anfänge der Ostgoten in Italien, für Odoaker und Theoderich, ist von Wert ein Werk, wovon Bruchstücke unter dem Namen Anonymus Valesianus[65]) auf uns gekommen sind. Der Name des Verfassers ist nicht bekannt; die jetzt gebräuchliche Bezeichnung rührt daher, dafs die Bruchstücke zuerst von Valesius (Paris 1636) herausgegeben sind. Nach dem heutigen Stande der Forschung (Holder-Egger) ist es sicher, dafs der zweite Teil unseres sog. Anonymus Rest einer Chronik ist, die auf den Jahrbüchern von Ravenna beruht, wie ja gerade diese Jahrbücher die Grundlage und Quelle vieler Schriftsteller gewesen sind. Auch wird z. B. das „Leben des hl. Severin“ von Eugippius in einem Punkte angezogen und erwähnt.

Von geschichtlichem Wert für den Übergang der Herrschaft Odoakers auf die Ostgoten sind die beiden Bruchstücke des Johannes von Antiochia, welcher um 500—530 blühte und eine *χρονικὴ ἱστορία*[66]) schrieb, die vom Anfange der Zeiten bis 518 fortschreitet. Eines der Bruchstücke gibt uns neuen Aufschlufs über

die Veranlassung der Ermordung Odoakers durch Theoderich.

Zum ersten Male sind wir jetzt in der Lage, für die Geschichte eines deutschen Stammes auch der Erzählung eines deutschen Geschichtschreibers zu folgen; es ist der Gote Jordanes, welcher in seinem Werke: Über den Ursprung und die Taten der Goten, *de origine actibusque Getarum*[67]) die Geschicke seiner Volksgenossen bis ungefähr auf seine Zeit (550) erzählt. Über das Jahr seiner Geburt und seines Todes sind wir nicht unterrichtet, sogar sein Name schwankt; denn als lange Zeit nach dem Vorgange von Peutinger und Jakob Grimm Jornandes geschrieben war, ist jetzt auf Grund der Handschriften Jordanes in Aufnahme und zur Anerkennung gelangt. Er scheint von hoher Geburt gewesen zu sein und bekleidete, wie sein Vater, das Amt eines Notars am Hofe der Amaler. Später wurde Jordanes Christ: zweifelhaft und bis jetzt unentschieden bleibt es, ob er als einfacher Mönch oder Bischof von Kroton, einer afrikanischen Diözese (Simson), oder einer anderen Stadt gestorben ist. Die Abfassung seiner gotischen Geschichte und eines zweiten Werkes, *de summa temporum vel origine actibusque gentis Romanorum*, fällt nach eigenem Zeugnis in das Jahr 551; unentschieden aber ist es, wo Jordanes schrieb.

Die Gotengeschichte zerfällt in vier Teile, von denen der erste die Urgeschichte des Volkes enthält und teilweise sagenhaft ist. Der zweite Teil behandelt die Wanderungen bis zum Einbruche der Hunnen (375), der dritte die Trennung der Ost- und Westgoten, die Geschichte der letzteren bis auf Alarich II., den Sohn Eurichs (484). Die Einfälle der Hunnen unter Attila, besonders die Schlacht auf den katalaunischen Gefilden, werden sehr anschaulich und ausführlich dargestellt. Der vierte und letzte Teil ist den Ostgoten gewidmet und

schreitet bis 550 fort; selbstverständlich nimmt die Heldengestalt des Theoderich die Aufmerksamkeit des Jordanes am meisten in Anspruch.

Über den Wert der Gotengeschichte kann man, ohne sich zu widersprechen, ein ganz verschiedenes Urteil abgeben. Betrachten wir das Werk als Quelle, so ist es unschätzbar, da sich darin Nachrichten befinden, die sonst nicht erhalten sind, und weil die an sich schon dunkeln Zeiten der Wanderungen ohne Jordanes unserer Kenntnis sich zum grofsen Teil ganz entzögen. Als Kunstwerk dagegen steht sein Buch auf tiefer Stufe. Weder die Schreibart befriedigt noch das Urteil und die Art der Forschung. Seine Nachrichten über die Anfänge der Goten sind verworren; wo er Geschichte schreibt, ist er Parteigänger. Zwar lobt Jordanes sein Volk, dessen Tapferkeit und berühmte Taten, aber sein Wunsch ist Verschmelzung der Römer und Goten. Infolgedessen hat er gar kein Verständnis für den Heldenkampf gegen Byzanz, wo doch die letzten Gotenkönige ganz andere Ziele verfolgen, als Statthalter Justinians zu sein.

Jordanes ist bei Abfassung seines Werkes wenig selbständig gewesen. Wir hören von ihm selbst, dafs sein Freund Castalius ihn aufforderte, das Werk des Kassiodor, die zwölf Bücher gotischer Geschichten, in einen Auszug zu bringen. Jordanes besafs dieses Buch nicht, hatte es aber mal leihweise auf drei Tage erhalten, und macht jetzt die Auszüge und Aufzeichnungen zur Grundlage seiner Darstellung. „Der Worte freilich“, so schreibt er in seiner Vorrede, „erinnere ich mich nicht genau, aber den Sinn und die Tatsachen glaube ich vollständig noch im Gedächtnis zu haben. Dazu habe ich aus einigen Geschichten in griechischer und lateinischer Sprache hinzugefügt, was sich dazu eignete, den Anfang und das Ende und allerlei in der Mitte mit meinen Worten vermengend.“

Und dennoch ist Jordanes zum gröſsten Teil Abschreiber im vollen Sinne des Wortes; ängstlich klammert er sich an seine Quelle, Kassiodor, den er zum Teil wörtlich benutzt hat. Sein Werk wurde auf diesen Punkt hin einer genauen Untersuchung unterworfen, und man hat festgestellt, daſs nur weniges sein Eigentum ist. Von 526 ab schreibt er wahrscheinlich aus seinem Gedächtnisse, benutzt aber auch da noch die Chronik des Marcellinus Comes (Holder-Egger).

Das schon erwähnte zweite Werk des Jordanes, die Römische Geschichte[68]), beginnt als Chronik vom Anfange der Zeiten und wird bis 551 durchgeführt. Als Quelle ist es nur für die letzten Zeiten von Wert, als Kunstwerk aber ohne jede Bedeutung, da Jordanes seine Vorlagen, besonders Florus, wörtlich ausschreibt, so daſs neuere Gelehrte auf Grund seines Werkes verlorene Quellen teilweise herstellen konnten.

Von verlorenen Schriften nennen wir die bei Jordanes erwähnte Gotengeschichte des Ablavius[69]) (um 500), welche in gotischer Sprache geschrieben und ganz vorzüglich und zuverlässig gewesen sein soll. Besonders aber zu beklagen ist der Verlust der Gotengeschichte des Senator Kassiodor. Dieser Mann stammte aus einer alten, angesehenen Familie und wurde um 490 geboren; daſs er eine ausgezeichnete Bildung genossen hat, beweisen seine zahlreichen Werke, die sich auf den Gebieten der kirchlichen und weltlichen Wissenschaft bewegen. Obwohl Römer, schloſs er sich, wie andere Männer seines Volkes, Boëthius und Symmachus, von Herzen an die Ostgoten und machte seinen Frieden mit Theoderich, der seinerseits nichts unterlieſs, den bedeutenden Mann heranzuziehen; er ernannte ihn zuletzt zum Minister des Innern. In dieser Stellung, die ihn fortwährend mit den höchsten Personen in Berührung brachte, tat Kassiodor sein mögliches, um die Verschmelzung und Aussöhnung der beiden

Völker in die Wege zu leiten. Aus dieser Stellung stammen die Variae epistulae in zwölf Büchern, gegen 400 Verordnungen, die er in seinen verschiedenen Stellungen am Hofe erlassen hat, gleich bedeutend nach Form und Inhalt und wertvoll als Quelle.

Auf Anregung und Befehl des Theoderich schrieb Kassiodor auch die Gotengeschichte in zwölf Büchern, die leider nicht mehr vorhanden ist, aber Vorlage des Jordanes war. Wie anders würden die Anfänge der Ostgoten sich darstellen, wenn das Werk des gelehrten und weitblickenden Staatsmannes sich noch in unseren Händen befände und wir nicht auf den zweifellos beschränkten und unselbständigen Jordanes angewiesen wären.

Die Westgoten.

Länger als das Reich der Ostgoten in Italien dauert die Herrschaft der Westgoten in Spanien und Südfrankreich. Beide waren in den Stürmen der Völkerwanderung auf den Trümmern Roms entstanden; aber die Westgoten hatten nicht die gefährlichen Nachbarn wie ihre Stammverwandten in Italien und scheinen auch mit gröfserem Geschicke die Vereinigung und Verschmelzung der Eingeborenen mit sich in die Wege geleitet zu haben. Entscheidend endlich war der Umstand, dafs die Westgoten vom Arianismus zu der in Spanien herrschenden katholischen Kirche übertraten. Hierbei wurde von Einflufs der Bischof Isidor von Sevilla und noch mehr sein älterer Bruder, der vor ihm den Bischofsitz innehatte. Isidor selbst (geb. um 560, gest. 636) ist einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit gewesen, ungemein belesen und dabei fleifsig. Zeugnis hierfür sind die 20 Bücher Origines sive etymologiae, ein umfassendes Sammelwerk, welches damals als erste und beste Quelle der Kenntnis des Altertums angesehen wurde. Dieses aber

sowie Isidors Werke kirchlicher Richtung übergehen wir hier; die Chronik wurde schon oben (S. 50) besprochen.

Dagegen ist die Geschichte der Könige der Goten, Vandalen und Sueven, *historia de regibus Gotorum, Vandalorum et Suevorum*[70]), welche von 253—625 reicht, wertvoll, besonders für die Jahre 531—568 sowie von 590 ab bis zum Schlufs. Die wesentliche Bedeutung Isidors liegt darin, dafs die Quellen, aus denen er schöpfte, gröfstenteils verloren sind, die historia also als Ersatz anzusehen ist. Aus den Schriften im ganzen sehen wir, dafs die Westgoten sehr beliebt waren und Eingeborene wie Eroberer in vollem Frieden nebeneinander lebten. Der Verfasser ist erfüllt von einer begeisterten Liebe zu seiner Heimat, und man hat daher früher das *elogium Hispaniae*, eine Schrift „zum Preise Spaniens“, ihm zugeschrieben. Da aber die besten Handschriften es nicht haben, zweifelt man in neuerer Zeit an der Urheberschaft Isidors. Es mufs indessen dem unbefangenen Leser auffallen, dafs der Inhalt des elogium sich den Ansichten Isidors aufserordentlich nähert.

Für die Geschichte der Westgoten wichtig sind auch die chronikartigen Fortsetzungen des Hieronymus, welche in Gallien oder Spanien entstanden, so des Prosper, Idacius, Victor von Tunnuna, Johannes von Biclaro, die wir bei den Anfängen der Chronik besprachen, sowie die Weltchronik des Orosius, den wir als letzten Geschichtschreiber des ungeteilten römischen Reiches (schon Seite 31) behandelten.

Die Langobarden.

Das Reich der Langobarden ist erst im achten Jahrhundert und nicht von Fremden, wie das der Vandalen, Ost- und Westgoten, sondern von den fränkischen Karolingern zerstört worden. Auch fiel es nicht reiner Eroberungslust zum Opfer, sondern büfste sein Dasein ein,

weil das Papsttum, um nicht seine weltliche Herrschaft zu verlieren, den Karolingern die Schutzherrschaft über die Kirche übertragen hatte. Der Preis dieses Abkommens war für Karl die Lombardei; der letzte Langobardenkönig wurde ins Kloster geschickt.

Damit ging das letzte deutsche Staatengebilde aus der Zeit der Wanderungen zugrunde; denn die Franken erwuchsen zu Herrschern der Welt und verloren ihr volkstümliches Gepräge. Die Langobarden dagegen hatten ihren Ursprung niemals vergessen, und zwei Jahrhunderte ihrer Herrschaft in Italien hatten nicht vermocht, sie der einheimischen Bevölkerung zu nähern oder gar zu verschmelzen. Unberührt vom Romanentum bewahrten sie Sprache und Sitten; neben den Goten haben sie den aus der Heimat überkommenen Sagenschatz am treuesten bewahrt. Von einer eigentlichen Geschichtschreibung ist bei ihnen aber erst dann die Rede, als sie ihre Selbständigkeit verloren hatten.

Allerdings machte Ende des siebenten Jahrhunderts ein unbekannter Volksgenosse kurze Aufzeichnungen, der Langobarden Herkunft, *origo gentis Langobardorum*[71]) genannt. Diese sind aber mager und dürftig, wenn auch treu und wahrhaftig, sowie von grofsem Werte für die ältesten Zeiten. Ob nun, wie Bernheim zuletzt behauptete, die Origo ein selbständiges Werk ist, dessen Gerippe ein Königskatalog bildet, oder, wie Mommsen und Waitz meinen, als Auszug oder Abschrift eines verlorenen gröfseren Werkes angesehen werden mufs, kann mit Sicherheit nicht festgestellt werden.

Dieselbe Stellung, welche Gregor unter den Franken einnimmt, gebührt bei den Langobarden dem Paulus, mit Beinamen Diaconus[72]), dem Sohne Warnefrids, aus Friaul; denn beide haben keine nennenswerten Vorläufer, beide sind ohne Schule und hinterlassen keine Männer, die ihre Werke ebenbürtig fortsetzen. Unser Geschicht-

schreiber wurde aus edlem Geschlechte um 720 geboren, lebte in Pavia am Königshofe und wurde infolge seiner vorzüglichen Bildung Erzieher der Tochter des Desiderius, Adelsperga. Da diese bei dem im Mittelalter so beliebten Eutrop keine Nachrichten aus dem Leben der ersten Christen vorfand, schrieb Paulus für sie eine Römische Geschichte, mit den späteren Fortsetzungen gewöhnlich *historia miscella*[73]) genannt, bis auf Justinian, also ins sechste Jahrhundert, die auf Eutrop beruht und durch Nachrichten aus der jüdischen und christlichen Zeit erweitert ist.

Der Eintritt ins Peterskloster bei Civate am Comer See erfolgte schon vor 774 (Traube), wahrscheinlich nach seinem Aufenthalte am Hofe des Arichis von Benevent, und Paulus hätte die Klosterräume nicht verlassen, wenn er nicht durch Familienverhältnisse dazu gezwungen worden wäre. Das Vermögen seines Bruders, der sich an einem Aufstande gegen die Franken beteiligt hatte, war eingezogen; um die Rückgabe desselben zu erwirken, ging Paulus Diaconus 782 an den Hof Karls. Der König gewann den gelehrten Mann lieb und bewog ihn zu längerem Aufenthalt in Metz. Derselbe ist dadurch besonders wichtig, dafs die Bistumgeschichte von Metz damals von Paulus auf Bitten des Bischofs Angilram angefertigt wurde.

Das Ende seines Lebens, seit 782, verbrachte unser Geschichtschreiber im Kloster Montecassino, eifrig beschäftigt mit Arbeiten für die gröfste Tat seines Lebens, die Geschichte der Langobarden, *historia Langobardorum*[74]), in sechs Büchern. Dieselbe beginnt mit den Anfängen dieses Volkes und reicht bis 744, wo König Liudprand starb; der Tod verhinderte die Fortführung und Beendigung des Werkes, welches ohne Zweifel noch den Fall der Langobarden erzählen sollte. Wann Paulus Diaconus gestorben ist, läfst sich nicht genau feststellen,

wahrscheinlich aber erst in den letzten Jahren des achten Jahrhunderts (um 799).

Die „Geschichte der Langobarden“ ist als Quelle für dieses Volk nicht zu entbehren. Was wir von ihm wissen, verdanken wir dem einfachen Mönche, welchen innerer Drang dazu trieb, den Abend seines Lebens durch Zurückgehen auf die alten Zeiten seines Volkes zu versüfsen und der Zukunft zugleich die Kenntnis desselben zu vermachen. Paulus Diaconus ist kein kritischer Geschichtschreiber, vermag aber in gemütvoller, stets anziehender Weise Altes und Neues, Sage und Wahrheit kunstvoll zu verflechten. Niemals oder selten ist seine Schreibart sondernd und sichtend; wohl möchte er hier und da sich ungläubig verhalten, wenn selbst seinem hohen Alter zuviel zugemutet wird, aber er drückt nur den Zweifel aus, selten ergründet er die Wahrheit. Unter den Erzählern der deutschen Vorzeit aber steht der Langobarde Paulus hoch über dem Franken Gregor oder anderen mittelalterlichen Geschichtschreibern. Seine Quellen sind aufser dem Abrifs von der Langobarden Herkunft noch die uns unbekannte Langobardengeschichte eines gewissen Secundus von Trident, dann Gregor, Beda und viele andere, welche öfters genannt werden; dazu trat dann die wichtigste Quelle für uns, Paulus selbst, dem die alten, ungeschriebenen Sagen seines Volkes von Kindheit her bekannt waren, und durch den auch wir sie erfahren.

Eine Fortsetzung der Langobardengeschichte wurde im folgenden Jahrhunderte von Erchempert[75]), einem Mönche von Montecassino, bis 889 hergestellt. Das Werk ist als Quelle wertvoll und behandelt mit grofser Treue die häfslichen Bürgerkriege in Italien; Reden in Versen finden sich. Eine zweite Fortsetzung, von dem Kleriker Andreas von Bergamo[76]) verfafst, setzt in schauderhaftem Latein einen Auszug aus Paulus

Diaconus fort und führt, zuletzt gut, die Darstellung bis 877.

Andere langobardische Sagen enthalten die beiden ersten Bücher der Chronik von Novalese, *chr. Novaliciense*[77]), aus dem Anfange des elften Jahrhunderts, welches Werk sonst für uns ohne Bedeutung ist.

Die Franken.

Die Staatenbildungen der Vandalen und Ostgoten gingen besonders deshalb rasch zugrunde, weil ihnen der Zusammenhang mit der Heimat und deshalb der innere Halt fehlte. Waffengewalt hatte diese Stämme zu Herrschern Afrikas und Italiens gemacht; als der Sieg sich von ihren Fahnen trennte, zerfiel das Gebäude, welches durch den Sieg aufgerichtet war. Die Westgoten freilich verschmolzen innig mit den Einwohnern des Landes, und wenn ihre Herrschaft dennoch nur bis zum achten Jahrhundert dauerte, so lag das gröfstenteils daran, dafs ihre geringe Zahl der hereinflutenden mohamedanischen Eroberung keinen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochte. Die Schlacht von Xeres de la Frontera (711) vernichtete den dritten Staat, der von Deutschen auf den Trümmern Roms errichtet war.

In diesem Augenblicke ist es für den Verlauf der Weltgeschichte von entscheidender Bedeutung, dafs sich in Gallien noch ein deutsches Staatswesen in der Blüte kriegerischer Kraft befand, welches mit der Bevölkerung allmählich zu einem Ganzen verschmolzen war, der Staat der Franken. Vom Niederrhein her waren diese als kriegsgewaltige Verbündete der Römer in Gallien eingedrungen, hatten dann unter ihrem barbarischen Könige Chlodwig das Land gewonnen und ihre Eroberungen unter Chlodwigs Nachfolgern nicht allein festgehalten, sondern noch bedeutend erweitert. Pyrenäen, Mittelmeer und Alpen bildeten die Südgrenze, während im Osten

die fränkische Herrschaft von Alemannen, Baiern und Thüringern anerkannt wurde. Nur die Sachsen waren noch frei, und die Langobarden herrschten in Italien, wo sie 568 die Oströmer gestürzt hatten.

Die fränkische Macht war auch dem Ansturm der Araber (732) siegreich begegnet; aber die Tat Karl Martells ist nur möglich gewesen, weil die fränkische und romanisierte einheimische Bevölkerung Galliens durch das katholische Christentum sich innig verbunden hatte.

Diese Verschmelzung war aufserordentlich rasch eingetreten. Freilich beklagt noch der Bischof von Clermont, Apollinaris Sidonius, um die Mitte des fünften Jahrhunderts, als Gallien von den Germanen zuerst überflutet wurde, den Sturz der alten Zeiten; aber schon hundert Jahre nachher begegnen wir zwei Männern, welche sich mit der Frankenherrschaft ganz ausgesöhnt hatten, Venantius Fortunatus[78]), Bischof von Poitiers, und Gregor, Bischof von Tours.

Fortunatus wurde in Duplavenis, einer Stadt Venetiens, geboren. Wir wissen nichts von seinen Eltern; er mufs aber von begüterter Familie gewesen sein, da er sich den Studien widmen konnte. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts verliefs Fortunatus die Heimat und wallfahrtete, vielleicht um ein Augenübel zu heilen, nach Gallien zum Grabe des hl. Martin. Aus Dankbarkeit bearbeitete er das in Gallien weit verbreitete Leben des hl. Martin des Sulpicius Severus episch in vier Büchern (*de vita Martini*[79]), und eröffnet damit die Reihe derjenigen Biographen des Mittelalters, welche das Werk des Sulpicius oft wörtlich ausschrieben. (Vgl. Einleitung in die Karolingerzeit.) Die Bildung des Mannes, sein zuvorkommendes, gewinnendes Wesen befähigte ihn zum Umgange mit den höchsten Personen des Hofes; er wurde seit 567 befreundet mit Radegunde, der Gemahlin Chlothars, welche sich von ihrem Gatten getrennt hatte und

bei Poitiers in einem Kloster lebte. Diese Frau zog ihn an sich, und ihrem Einflusse ist es wohl gelungen, dafs Fortunatus zum Bischofe von Poitiers ernannt wurde. Wie das Jahr der Geburt, so ist auch sein Todesjahr unbekannt († kurz nach 600).

Fortunatus ist ein hochbegabter Dichter gewesen, stets bereit, seine Umgebung zu verherrlichen, überhaupt die empfangenen Eindrücke dichterisch zu verarbeiten. Weil er nun den Stoff zu seinen Gedichten dem Leben hochgestellter Personen entnahm, ist seine Tätigkeit in dieser Hinsicht noch heute von geschichtlichem Werte. Wenn wir auch in seinen überaus zahlreichen Erzeugnissen, meistens Lobgedichten, nicht immer die wünschenswerte Beschränkung wahrnehmen, so kann man das dem Umstande zugute halten, dafs sie teilweise dem Augenblicke entsprangen und mehr persönliche Zwecke verfolgten. Sein Verkehr mit Radegunde und der Äbtissin Agnes hat eine Menge schöner, selbst zärtlicher Distichen hervorgerufen; sie beweisen, dafs mit der Bischofswürde die zarte Aufmerksamkeit gegen Frauen vereinbar ist. Niedrige Schmeichelei liegt dem Dichter aber stets fern.

Dichterischen Wert und zugleich geschichtlich nicht unbedeutend ist die Elegie, die Vernichtung Thüringens, *de excidio Thuringiae*, in welcher der Dichter den Untergang des Heimatreiches der Königin Radegunde, die Zerstörung der väterlichen Burg, besonders aber Radegundens Sehnsucht zu ihrem Vetter Amalafried besingt.

Ferner soll Fortunatus als Hymnendichter gelobt werden, so wenig dieser Stoff mit unserer Aufgabe zusammenhängt. Wer kennt nicht das herrliche „Pange lingua gloriosi“ oder „Vexilla regis prodeunt“?

Auch in Prosa hat sich Venantius Fortunatus einen Namen gemacht; unter den Lebensbeschreibungen nimmt in geschichtlicher Hinsicht einen verhältnismäfsig bedeutenden Platz ein das Leben der hl. Radegunde,

vita Radegundis[80]), seiner Freundin und Gönnerin, welche im Kloster zu Poitiers starb. Das Werk hat Bedeutung für die Kenntnis damaliger Sitten, besonders der Klosterzucht.

In folgenden Blättern wollen wir das Leben und die schriftstellerische Tätigkeit eines Mannes schildern, dem unter den Geschichtschreibern der fränkischen Zeit unbestritten die Palme gebührt, wir meinen den Bischof Gregor von Tours[81]). Derselbe heifst mit seinem vollen Namen Georgius Florentius Gregorius und wurde in Clermont-Ferrand um das Jahr 540 geboren. Seine Familie war begütert und angesehen in der Auvergne und hatte der Kirche viele Bischöfe geschenkt. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, dafs Gregor eine gute Bildung genofs und sich schon früh dem geistlichen Stande widmete; im Alter von eben 33 Jahren (573) wurde er Bischof von Tours. Dieser Bischofsitz galt als einer der einflufsreichsten; dafs der König Sigebert in Gregor keine schlechte Wahl getroffen hatte, zeigte das kluge und entschlossene Verhalten desselben bei den Kämpfen der fränkischen Königsfamilie. Besonders in den letzten Jahren seines Lebens genofs Gregor allgemeine Achtung; sein Rat galt alles bei König Childebert. Mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit, wie Papst Gregor I., Venantius Fortunatus, stand er in freundschaftlichen Beziehungen; das Bistum Tours gelangte unter ihm zu hoher Blüte, der Dom des Bischofsitzes ist sein Werk. Gregors Frömmigkeit war tief, und je gröfser sein persönlicher Einflufs gewesen, um so mehr verdient das leutselige Wesen des Mannes die Anerkennung der Nachwelt. Er starb am 17. November 594 im besten Alter; die katholische Kirche verehrt ihn noch heute als heilig.

Es wäre an sich unbegreiflich, wenn ein solcher Mann nicht versucht hätte, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Es befähigten ihn hierzu Geburt und Bildung, sowie sein

Mitwirken an den Ereignissen. Dennoch geht Gregor ungern an sein Werk, aber ihn treibt das Verlangen, „selbst die Drangsale der Ruchlosen und das Leben der Rechtschaffenen an das Licht der Welt zu bringen, wenn auch nur in schlichter, kunstloser Rede“.

So entstand denn ein Werk, welches wegen seiner hervorragenden Bedeutung für die Kenntnis der kirchlichen Zustände im Frankenreiche zuerst falsch Historia ecclesiastica Francorum genannt wurde; heute heifst es, als ein in erster Linie politisches Werk, das auf die staatlichen Verhältnisse hauptsächlich hinweist, besser: *Zehn Bücher fränkischer Geschichte*[82].

Gregor steht auf den Schultern der Chronisten Eusebius und Hieronymus und baut sich auf Grund ihrer Werke seine Chronologie, die dann nach den Quellen selbst, nicht nach einem Exzerptenschulbuche[83]), bis auf seine Zeit weitergeführt wird. Das erste Buch behandelt die Zeit von Erschaffung der Welt bis zum Tode des heiligen Martin von Tours, das zweite reicht bis zum Tode Chlodwigs (511), das dritte bis zum Tode Theodeberts (548), das vierte bis zum Tode Sigeberts (575). Vom fünften Buche an wird die Erzählung annalistisch, streng nach Jahren, durchgeführt und reicht bis zum fünften Jahre der Regierung Childeberts, das sechste bis zu dessen Tode (584), Buch 7 und 8 umfassen die zwei folgenden Jahre, das neunte reicht bis 589, das letzte bis 591. Hinzugefügt ist ein Verzeichnis der Bischöfe von Tours mit Angabe der für das Bistum wichtigsten Ereignisse.

Gregor ist in erster Linie katholischer Christ. Um keinen Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit aufkommen zu lassen, beginnt er mit dem Glaubensbekenntnisse und beruft sich dabei auf das Konzil von Nicäa, will also in keiner Weise als Arianer und Ketzer gelten. Als Bischof hat er naturgemäfs Vorliebe für die

kirchlichen Zustände seiner Zeit und erzählt in grofser Breite die Ereignisse, welche für sein Bistum von Wichtigkeit sind. Die fränkische Geschichte ist daher an manchen Stellen nur eine Geschichte von Tours und der nächsten Umgebung. *Als Geschichtschreiber und beobachtender Zeitgenosse steht Gregor hoch.* Seine Erzählung macht auf den Leser einen überaus günstigen Eindruck; wenn er Partei ergreift, mag die Wahl der Worte nicht immer gemäfsigt erscheinen, aber das Bestreben, die Wahrheit zu ergründen und zu berichten, verläfst ihn niemals. Zudem wollen wir nicht vergessen, dafs, wo die Ruhe der Erzählung und der Gleichmut der Seele mangelt, Veranlassung vorlag. Selbst der Feinde Vorzüge werden gelobt; vor Chlodwigs und überhaupt der Merowinger tierischer Grausamkeit und treuloser Hinterlist vergifst Gregor nicht ihre Tapferkeit und Sorge für das Reich. Fredegunde, dieses unnatürliche und tigerähnliche Weib, hat als Mutter hohe Vorzüge; unwürdige Priester und Bischöfe werden nach Gebühr gekennzeichnet.

Aber Gregor hat als Geschichtschreiber auch seine Mängel. Wir vermissen zu häufig die gründliche Sorgfalt der Forschung, mit der Zeitberechnung hadert er an manchen Stellen; Irrtümer jeder Art lassen sich aus seinem Werke herausschälen. Es mag ihm hier und da für ältere Zeiten an geeigneten Vorlagen gefehlt haben; über die Zeiten der Vandalen und Oströmer besonders ist er gar nicht im klaren, die Ereignisse wirft er bunt durcheinander. Wie häufig mag sein Werk irren, wo er allein Gewährsmann ist und uns jede Handhabe fehlt, seine Überlieferung zu prüfen! Alles dieses wirft man mit Fug und Recht gegen ihn in die Wagschale, auch den Umstand, dafs er die Formenlehre und Syntax der lateinischen Sprache nicht genügend beherrsche, aber erleuchtend und belebend wirkt noch heute auf uns der

Geist des Verfassers. Das Werk ist kein totes Gebilde, das, selbst leblos und empfindungslos, uns kein Mitgefühl abringt; noch heute denken wir mit den Menschen entschwundener Jahrhunderte, die handelnden Personen sind von Fleisch und Blut, wir verstehen ihren Hafs und ihre Liebe. Das Gemälde jener Merowingerzeit ist trotz des vielen Blutes, womit es gezeichnet wurde, fort und fort ein wahrheitsgetreues, wenn auch abschreckendes. Stets werden wir mit wachsendem Gefühl dem Geschichtschreiber in den tränenreichen und blutgetränkten, aber stets wirkungsvollen Schilderungen folgen, eingedenk der alten Wahrheit, dafs die Geschichte sich auf Tränen und Blut aufbaut und die Leidenschaft stärker ist als das Gefühl.

Man hat Gregor vorgeworfen, dafs er ruhig und kalt die entsetzlichsten Verirrungen der menschlichen Natur berichte. Wir meinen, dafs dieses Verhalten dem ganzen Werke zugute kommt, welches dadurch erst recht zu einem getreuen Spiegelbilde der Zeit sich gestaltet. Jedenfalls ist Gregor ein hervorragender Geschichtschreiber, auch wenn man ihn mit den Chronisten anderer Jahrhunderte vergleicht.

Die Frankengeschichte ist nicht in einem Zuge, sondern allmählich niedergeschrieben. Die letzten vier Bücher entstanden erst gegen Ende seines Lebens; dann wurden die ersten sechs überarbeitet und waren lange allein bekannt. Als Quellen nennt uns Gregor die Chroniken des Eusebius und Hieronymus, ferner Orosius, endlich die verlorenen Werke des Renatus Frigeridus und Sulpicius Alexander. Für die ersten Zeiten Chlodwigs hatte er annalistische Aufzeichnungen und Heiligenleben vor sich, erzählt aber zuletzt, besonders vom dritten Buche ab, nach mündlicher Überlieferung und eigenen Erlebnissen. Die Chronologie ist da unsicher, wo Gregor den mündlichen Berichten anderer

folgt; der Anfang des Werkes sowie die letzte Hälfte befriedigen in dieser Hinsicht.

Die sonstigen Schriften Gregors bewegen sich auf dem Gebiete kirchlicher Wissenschaft, sind aber auch in geschichtlicher Hinsicht von Wert, besonders für die Sitten und Anschauungen damaliger Zeit. Eine Vita S. Romani, angeblich von Gregor verfafst, setzt Busson ins 10. Jahrhundert[84]).

Die Geschichtschreibung der späteren Merowingerzeit[85]) ist inhaltlich dürftig, roh in der Form und an Umfang beschränkt. Nur zwei Werke und deren Fortsetzungen sollen uns beschäftigen.

a) Die sog. Chronik Fredegars[86]) galt früher für ein Werk des Scholastikus Fredegar. Aber wie schon des Verfassers Name willkürlich und ohne Berechtigung auf die Autorität J. Scaligers (1598) hin sich in die Quellen der Merowinger eingeschlichen hat, die Chronik selbst auch für ein Werk eines Verfassers galt, so ist in der letzten Zeit durch scharfsinnige Untersuchungen (Krusch, Schnürer) festgestellt worden, dafs auch das Werk von drei getrennt arbeitenden Männern herrührt, von denen der eine den anderen allerdings benutzt und erweitert. Wer sie waren, ob Hofbeamte oder Notare (Schnürer), kann nicht mal mit Grund vermutet werden.

Die erste Bearbeitung ist aus Burgunder Jahrbüchern, dem im Jahre 235 verfafsten Werke Liber generationis, sowie Auszügen des Hieronymus, Isidor und Idacius entstanden; im dritten Buche werden die ersten sechs Bücher Gregors ausgezogen (Schnürer), das vierte reicht bis Kap. 44 (Schnürer), nicht bis Kap. 39 (Krusch). Der Bearbeiter schrieb nach 624 und gelangte in seiner Darstellung bis 613. Fredegar, dessen Name aber auch hier willkürlich genommen ist, überarbeitete 642 dieses erste Werk, erweiterte es und führte seine Arbeit bis 642 fort. Endlich ergänzte 658 ein dritter, den Krusch in

Metz vermutet, das Werk und überarbeitete es, führte es aber nicht über 642 fort. Das Ganze ist die sog. Chronik des Fredegar, wichtig als Quelle, da wir ohne sie gar nichts über die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts wüfsten, aber aufserordentlich barbarisch in der Sprache, deren Verfall hier so recht zutage tritt.

b) Liber historiae Francorum[87]. Dieses Werk, früher Taten der Franken, *gesta Francorum*, genannt, ist 727 unabhängig von der vorigen Chronik in Neustrien, also Westfranken, entstanden und enthält magere Auszüge Gregors, denen der Verfasser noch sonstige Nachrichten, besonders Fragen, hinzufügt, wird aber von 642 ab, wo die sog. Chronik Fredegars schliefst, einzige und gute, wenn auch dürftige Quelle.

Dieses ursprüngliche Werk (A) wurde 736 überarbeitet (B) und fortgesetzt; diese Fortsetzung ist nicht erhalten.

c) Fredegars Fortsetzer. Pippins des Kleinen Oheim, Childebrand, verband die sog. Chronik des Fredegar mit dem liber historiae Francorum von Kap. 43—52 nebst der verlorenen Fortsetzung von 736 und liefs das Ganze umarbeiten; das ist die sog. erste Fortsetzung Fredegars (bis Kap. 109), der sich eine zweite und dritte, letztere unter Nibelungs, des Sohnes Childebrands, Leitung, bis 768, der Thronbesteigung Karls des Grofsen, anschlofs. Dieses Werk, in karolingischem Auftrage und Sinne abgefafst, ist für die letzten Zeiten der Merowinger einzige Quelle, mufs aber als höfisch betrachtet werden, weil es z. B. den Aufstand Grifos nicht enthält, ebensowenig etwas über Bonifatius, der ja selbständige Politik trieb. Auch die zu Anfang des neunten Jahrhunderts abgefafste Geschichte der Franken, die man einem gewissen Erchanbert zuschreibt, *Erchanberti breviarium regum Francorum*[88], ist nur Auszug des liber historiae Francorum mit dürftigen Zusätzen über den Fall der Merowinger. Das Breviarium ist von Notker dem Stamm-

ler bis zum Aussterben der Karolinger fortgeführt (Simson).

Für den Ausgang der Merowinger, die Anfänge der Karolinger sind wertvoll mehrere Kompilationen (Ann. Mettenses, Chron. universale bis 741, die verlorene Kompilation bis 805). Wir werden diese Werke bei der Karolingerzeit behandeln.

Das Christentum in Deutschland bis zu den Karolingern *).

Durch die Wanderungen und Umwälzungen vom vierten bis sechsten Jahrhundert gingen alle Erfolge, welche das Christentum durch die Römer im Donau- und Rheintale errungen hatte, verloren; als endlich wieder geordnete Verhältnisse, ruhigere Zeiten eintraten, mufste man geradezu von vorn anfangen. Die Bischofsitze an der Donau waren verschwunden, am Rhein und der Mosel nur dem Namen nach vorhanden; denn wo der Huf eines Hunnenpferdes den Boden berührt hatte, wuchs kein Gras mehr, war die Bevölkerung vernichtet. In die fast menschenleeren Gegenden ergofs sich ein Strom neuer, germanischer Bevölkerung, entweder heidnisch, wie Franken und Alemannen, oder Arianer, wie Goten und Burgunder, dem katholischen Romanen noch viel verhafster als selbst der Heide. Auch in England wurde das Christentum durch die Angelsachsen ausgerottet. Daher kommt es, dafs uns das spätere Mittelalter nur Sagen hinterliefs, wo die Geschichte mangelte. Wir verweisen auf die Legenden von der Thebäischen Legion und deren Führer Gereon in Köln, den 11000 Jungfrauen, der Passion des hl. Florian,

*) Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. 2 Bde. 1848. — Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. 4 Bde. 1898 ff. (Bd. I bis Bonifatius). — C. A. Bernoulli, Die Heiligen der Merowinger. 1900. Bd. I.

der hl. Afra, der heiligen Vier Gekrönten, welche Legenden heute (von Rettberg und Krusch) auf ihren wahren Wert zurückgeführt sind. Fast nichts ist uns von diesem römischen Christentum hinterlassen; unsere Vorfahren haben alles mit Stumpf und Stil ausgerottet[89]).

Aber der Umschwung trat zur Merowingerzeit durch die sog. Schottenmönche ein; sie strebten, allerdings nicht nach einem Plane und oft ohne genügende Kräfte, aber mit Feuereifer danach, die alten Kulturländer am Rhein und in Süddeutschland dem Christentum zurückzuerobern.

In Irland, der Heimat der Schottenmönche, war das Christentum nie erloschen; wie noch heute die Bewohner dieser Insel an den Lehren unerschütterlich festhalten, welche ihnen von den Zeiten des hl. Patrik überkommen sind, so entfaltete sich damals bei ihnen ein reiches Klosterleben, welches aber nicht in einsamer Beschaulichkeit sein Ziel fand, sondern in reger Mission und Verkündigung des Glaubens. Zunächst wurde Schottland christlich gemacht; dann war das Festland, besonders Deutschland, das Arbeitsfeld dieser irischen „Schottenmönche“. Freilich hatten die Franken das Christentum schon früh angenommen, aber nur aus staatlichen Rücksichten, nicht, um die von ihnen unterworfenen deutschen Stämme ihrer Kirche anzuschliefsen. Das lag den Franken fern; die gallische Kirche war schon zu sehr verweltlicht, besafs auch unter den Merowingern nicht mehr die Kraft, um die Missionstätigkeit in fremde Länder zu verlegen.

Höchst bezeichnend für diese Tatsachen sind die Worte in der Vita Columbani: „Sie (d. h. Columba und seine Begleiter) verliefsen die Bretagne und zogen nach den gallischen Ländern, wo damals das christliche Leben beinahe verschwunden und nur das Bekenntnis noch übrig war . . . .“ Die Zahl der wirklich eifrigen Bischöfe und frommen Laien ist nicht bedeutend. Dazu gehören die

schon früher erwähnte Königin Radegunde, die heilige Bathilde, Gemahlin Chlodwigs II., der Bischof Leodegar von Autun, Bischof Eligius von Noyon und Audoenus, Bischof von Rouen, deren Lebensbeschreibungen noch erhalten und von Krusch sowie Levison jetzt einer eingehenden kritischen Untersuchung unterzogen worden sind[90]). Die Schottenmönche griffen hier eifrig ein und wanderten in Scharen in die Rheingegenden und an die Donau, um das Christentum zu verkünden oder die Reste desselben zu beleben.

Über ihre Tätigkeit fehlt leider meistens ein genügender und besonders zuverlässiger Bericht; es ist daher ausserordentlich wertvoll, wenigstens über einen und wohl den bedeutendsten Missionar nähere Nachrichten zu erfahren, wir meinen die Lebensbeschreibung des heiligen Columba, *vita S. Columbani*[91]), verfaſst von Jonas, dem Abte des Klosters Bobbio. Mit zwölf Gefährten landete Columba auf dem Festlande und predigte gegen Ende des sechsten Jahrhunderts in Gallien, überall den Glaubenseifer entfachend. Es erhoben sich Klöster, besonders Luxeuil im Gebiete der oberen Saone. Aber wegen seines strengen Vorgehens gegen hoch und niedrig, geistliche und weltliche Machthaber wurde Columba schon nach zwei Jahren gezwungen, das Frankenreich zu verlassen. Er wandte sich nach Alemannien, von da nach Italien, wo er das Kloster Bobbio gründete und 615 starb. Seine Lebensbeschreibung ist für die Zeit der Erneuerung kirchlichen Lebens im Frankenreiche von groſsem Werte und gibt über das Ende des sechsten Jahrhunderts Nachrichten, die wir trotz ihres schwulstigen Gewandes nicht vermissen möchten.

Einer seiner Begleiter, der hl. Gallus, ragt unter den irischen Missionaren hervor; über seinem Grabe erhob sich später das berühmte Kloster St. Gallen in der Schweiz. Schon früh wurde von irischen Mönchen, aller-

dings in ungelenker Sprache, sein Leben beschrieben (a Scotis semilatinis corruptius scripta): Dieses Werk ist nur bruchstückweise erhalten; denn in letzter Zeit fand der Archivar Schweizer in Zürich beim Ablösen alter Buchüberzüge Bruchstücke einer Lebensbeschreibung des hl. Gallus, welche Egli im Neuen Archiv (1896) abdrucken liefs. Inhaltlich schliefsen sich dieselben an Kap. 30—49 der unten zu erwähnenden Arbeit von Wetti an. Egli, dessen Vermutung von der Forschung anerkannt ist, hält den Fund für Teile der verlorenen ältesten Lebensbeschreibung, und zwar vor Kap. 47, „erweitert durch die Nachträge am Ende des achten Jahrhunderts (Kap. 47—49), beides jedoch nicht im Original, sondern nur in der wieder über 100 Jahre jüngeren Kopie des Fragmentes“.

Erhalten hat sich die Lebensbeschreibung des hl. Gallus, *vita S. Galli*[92]), verfafst von Wetti, einem Mönche des Klosters, allerdings erst im Anfange des neunten Jahrhunderts. Nach Egli „steht nichts im Wege, den alten Text der gefundenen Bruchstücke als die Vorlage Wettis zu betrachten. Der Überarbeiter hat nur erweiternd eingegriffen — sachlich nichts Neues vorgebracht,“ aber die Vita Columbani des Abtes Jonas scheint benutzt zu sein (Seemüller).

Wetti selbst ist ein beredter Erzähler, dem man zwar nicht überall unbedingten Glauben schenken darf, der aber doch manche wichtige Nachricht bringt. Später ist das Buch Wettis von Walahfrid Strabo, dem Abte von Reichenau, überarbeitet worden, so dafs der hl. Gallus eigentlich drei Biographen fand[93]).

Noch viele irische, aber auch deutsche Mönche (Kilian, Emmeran, Korbinian, Pirmin, Arbogast, Trudpert), die später alle als Schottenmönche angesehen wurden, haben sich in diesen Zeiten um das Christentum in Oberdeutschland verdient gemacht; alte Bistümer lebten auf, neue

wurden gegründet, die Klöster verbreiteten wieder Bildung und Gesittung, besonders in Alemannien und Baiern. Es ist natürlich und selbstverständlich, dafs jedes Bistum, jedes Kloster bemüht war, seinen gewöhnlich heilig gesprochenen Gründer oder verdiente Vorsteher der Vergessenheit zu entreifsen und deren Lebensbeschreibung der Klosterbücherei einzuverleiben. Solche Heiligenleben sind vom rein geschichtlichen Standpunkte aus vorsichtig zu benutzen, aber als Quelle für die Sittengeschichte damaliger Zeiten oft von hohem Werte. Wir heben das Leben des hl. Rupert, *vita S. Rodberti*[94]), des angeblichen Apostels der Baiern, hier besonders hervor.

Wir bemerkten schon, dafs den Bemühungen der Schottenmönche nicht immer der Erfolg zur Seite stand; es fehlte die Einheit der Mission. Diese brachte Gregor I., der Grofse († 604). Er fafste zunächst den Plan, England dem Christentum zurückzuführen, mufste aber als Papst die Ausführung dem Abte Augustinus überlassen. Dieser landete mit 39 Gefährten auf der Insel und begann das mühselige Werk in Kent. Von hier aus wurde allmählich die ganze Bevölkerung dem Christentum zurückgewonnen und der Anschlufs an Rom, wenigstens in Glaubenssachen, durchgeführt. Auf der Insel entwickelte sich ein hohes kirchliches Leben; selten hat ein Land mehr Heilige hervorgebracht als damals England. Über alle ragt hervor Beda Venerabilis, der Verehrungswürdige, 673 in Northumberland geboren. Nur von Mönchen erzogen, durch Mönche gebildet, hat er die eigentliche Welt niemals gesehen, sondern nur im Kloster gelebt († 735 oder 742). Aber das geschriebene Wort ersetzte ihm die lebendige Anschauung; seine aus einsamen Studien hervorgegangenen Werke befruchteten die christliche Welt und nötigen uns heute noch ein Gefühl hoher Achtung ab (Büdinger). Dieser Mann hat auf den verschiedensten Gebieten kirchlicher und welt-

licher Wissenschaft Hervorragendes geleistet und ist besonders für die Chronologie vieler Jahrhunderte mafsgebend geworden. Für uns ist hier wichtig die Kirchengeschichte der Angelsachsen, *historia ecclesiastica gentis Anglorum*[95]), welche in sechs Büchern die Wiedereinführung des Christentums in England eingehend schildert.

Wir sind auf diese Verhältnisse näher eingegangen, weil von England aus der ganze Südwesten Deutschlands planmäfsig durch Missionare dem Christentum zurückgewonnen und die Kirche in Deutschland eng an die römische Mutterkirche angeschlossen wurde. Die Verdienste des Papstes Gregor um die Rückeroberung Englands feiert schon um 700 (?) ein unbekannter Mönch in einer nicht unwichtigen *vita Gregorii*[96]). Diese Lebensbeschreibung bildet die Grundlage für spätere Werke, die sich mit Gregor beschäftigen, so für Beda in seiner Kirchengeschichte der Angelsachsen, für die *vita Gregorii*[97]) des Paulus Diaconus, der besonders Beda und die Werke Gregors ausschrieb, endlich für einen gewissen Johannes Diaconus, welcher Ende des neunten Jahrhunderts eine gute Lebensbeschreibung Gregors[98]) verfafste.

Was dieser Papst begonnen hatte, vollendeten seine Nachfolger. Wir gehen wohl keinen falschen Weg, wenn die angelsächsischen Missionen in Deutschland ebenfalls als von den Päpsten in die Wege geleitet und beaufsichtigt bezeichnet werden. Dadurch gewann eben die neue Bewegung gegenüber der freiwilligen, aber unabhängigen Tätigkeit der Schottenmönche einen festeren Halt und eine gröfsere Wirkung. Zu nennen ist hier vor allem der hl. Willibrord, dessen Leben, *vita S. Willibrordi*[99]), von dem berühmten Alkuin verfafst ist, in Versen wie in ungebundener Form, mit gleichem Inhalt. Sie entsprechen aber nicht den Erwartungen, die

man billigerweise an den Verfasser stellen kann. Eine älteste, aber verlorene Lebensbeschreibung Willibrords hat besonders Thiofrid[100]) Abt von Echternach, benutzt, der mit seinem Werke dem Stifter des hochberühmten Klosters ein Denkmal setzte: eine dritte *vita Willibrordi,* d. h. eine geringfügige Überarbeitung der älteren durch einen gewissen Ekbert, ist neuerdings entdeckt[101]) (Levison). Willibrord selbst, ein Apostel der Friesen, ist 738 als Bischof des von ihm gegründeten Bistums Utrecht gestorben.

Als angelsächsische Glaubensboten im Friesen- und Sachsenlande sind ferner zu nennen Wilfrid, Erzbischof von York (gest. 709), dessen Leben, *vita Wilfridi*[102], beschrieben wurde von dem angelsächsischen Mönche Fridegod, und zwar in Hexametern, allerdings erst um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, aber nach einer älteren, noch erhaltenen Lebensbeschreibung Wilfrids von Ädde (Heddy). Ferner besitzen wir eine Lebensbeschreibung des hl. Lebuin oder Liafwin (um 770) von dem Mönche Hucbald des Klosters St. Amand in Flandern, aber erst im Anfange des zehnten Jahrhunderts verfafst, *vita Lebuini*[103]), und einem Utrechter Bischofe gewidmet. Das Werk bekundet den geschichtlichen Sinn des Verfassers und dessen aufserordentliche Bibelfestigkeit; es ist flüssig geschrieben und bringt die Gefahren der Missionstätigkeit damaliger Zeit — der hl. Lebuin war nahe daran gepfählt zu werden — so recht zum Ausdruck.

Diese angelsächsischen Glaubensboten überstrahlt sämtlich an Kraft des Willens und Erfolg seiner Tätigkeit ihr Landsmann Wynfrith, als Apostel der Deutschen Bonifatius genannt († 5. Juni 754, Tangl). Hier ist nicht der Ort, Leben und Wirken dieses bedeutenden Mannes, der ohne Widerspruch im achten Jahrhundert neben Karl dem Grofsen am meisten die Entwicklung der Welt-

geschichte beeinflufst hat, zu schildern. Er war es, der die Missionstätigkeit in Deutschland zu einem vorläufigen Abschlufs brachte, dadurch dafs er seine und seiner Vorgänger Erfolge zusammenfafste und zu einer Einheit gestaltete. Mainz wird das kirchliche Haupt aller Bistümer, die christliche Kirche Deutschlands dem Papste untergeordnet. Allerdings ist sein Werk nicht Zielpunkt der Päpste, aber eine Grundlage, auf der weitere geistige Eroberungen Platz finden konnten. Bonifatius hat für die katholische Kirche dieselbe Bedeutung wie Gregor VII. und Innocenz III.; denn ohne ihn waren sie nicht.

Für die Würdigung eines solchen Mannes müssen zunächst seine eigenen Schriften herangezogen werden. Dieselben sind gröfstenteils nicht geschichtlicher Art; er schrieb Gedichte, eine Grammatik und Metrik. Dagegen haben entschiedenen Wert seine amtlichen Briefe und Berichte[104]) an die Päpste; in ihnen und den Antworten der Päpste spiegelt sich seine Tätigkeit am besten und zuverlässigsten. Sein Leben ist oft Gegenstand der Untersuchung von Mönchen gewesen, ohne dafs einer den Zweck ganz oder nur annähernd erreicht hätte. Von geringem Werte, aber doch uns erwünscht, ist das unmittelbar nach seinem Tode, um 778, von einem Priester Willibald verfafste Leben des hl. Bonifatius, *vita Bonifacii.* Veranlafst und unterstützt wurde der Verfasser dabei von den Bischöfen Lullus von Mainz und Megingoz von Würzburg; wesentliche Dienste leistete ein unbekannter Schüler des Bonifatius. Der Stoff aber wuchs Willibald über den Kopf, die Arbeit kann nicht als eine entsprechende Leistung angesehen werden, ist aber, weil sie gleichzeitig entstand und von Wundern sich freihält, wertvoll.

Auf seinen Schultern steht Radbod († 917), dessen *vita Bonifacii* schon (Kap. 18—23) die Wunder enthält, sonst aber nur Willibald ausschreibt (Kap. 6—17). Eine

dritte Vita, in Utrecht zwischen 917—1075 entstanden, schreibt Willibald und Radbod gleichmäfsig, aber mit anderen Worten aus und ist sehr unzuverlässig, da ihr Verfasser mit Absicht Falsches ersinnt. Eine *vita quarta auctore Moguntino* und eine *vita quinta* stehen ebenfalls auf Willibalds Schultern.

So kam es, dafs im elften Jahrhundert Otloh, ein Baier, auf Bitten der Fulder Mönche ein Leben des Bonifatius schrieb und bei seinem Werke auf die in der Klosterbücherei gefundenen Briefschaften des Apostels zurückging; er bezeichnet sie geradezu als beste Quelle. Dennoch ist auch seine Arbeit nicht sehr befriedigend, obwohl Otloh sich durch Sonderung und Sichtung seiner Vorlagen unter den mittelalterlichen Geschichtschreibern einen besseren Platz erworben hat. Eine umfassende Würdigung des gewaltigen Bonifatius ist auch ihm nicht gelungen, ebensowenig natürlich den Legenden des 14. und 16. Jahrhunderts[105].

II. Die Zeit der Karolinger.

Geschichtlicher und litterarischer Überblick *).

Die germanischen Staaten auf den romanischen Gebieten Europas wurden, wie wir schon feststellten, besonders deshalb nicht dauernd lebensfähig, weil ihnen der Zusammenhang mit der alten Heimat fehlte. Die Eroberer waren in erster Linie auf die Hilfsmittel angewiesen, welche sie von vornherein in die neue Heimat mitgebracht hatten; diese erwiesen sich aber auf die Dauer als unzulänglich, Stützen der staatlichen Ordnung zu bleiben. Neue Verhältnisse erforderten gröfsere Mittel zur Abwehr andringender Gefahren, und da aus den romanisierten Völkern für die Eroberer kein Nachwuchs entstand, auch von den Germanen eine Teilnahme der Einheimischen an der Lenkung und Beschützung ihrer staatlichen Bildungen nicht geduldet wurde, so war ein Zerfall derselben unausbleiblich.

Die Franken hätten dasselbe Schicksal erlitten, wenn sie nicht durch ihre Eroberungen rechts des Rheins in

*) Wattenbach, G.Q. I[7], 141—349. — Molinier, sources de l'hist. de France Bd. 1—5, 1902—05 (bis 1494); I S. 181—188, Karolingische Renaissance. — Baehr, Geschichte der römischen Litteratur im karolingischen Zeitalter. 1840. III. Suppl. Bd. der Gesch. d. röm. Litt., in Einzelheiten veraltet. — Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern. 1896 (S. 1—20 Quellenübersicht). — Monod, Études critiques sur les sources de l'histoire Carolingienne. 1898. Kap. 2, Karolingische Renaissance. — Ebert, Bd. II und III (bis Buch 7).

fortwährender Verbindung mit der Heimat geblieben wären. Dieser Umstand entschied die Zukunft ihres Staatswesens in erster Linie neben dem religiösen Momente. Mit der abnehmenden Kraft des Königshauses hält aber gleichen Schritt die Trennung des Reiches in eine ost- und westfränkische Hälfte; im selben Verhältnis wie die Merowinger den Grofsen des Reiches die Last der Regierung überlassen, schwindet ihr Ansehen, wächst das der Beamten, und so bildet sich allmählich aus dem Abhängigkeitsverhältnis derselben eine Gleichberechtigung, die zur Selbständigkeit fortschreitet.

Der östliche Teil des Frankenreiches war der Quell seiner Kraft; daher ist es eine geschichtliche Notwendigkeit geworden, dafs von hier die Neugestaltung erfolgte. Die austrasischen Hausmeier bezwingen Neustrien, werfen den Islam über die Pyrenäen zurück und gelangen zu einer herrschenden Stellung, die den Mut verleiht, die Merowinger abzusetzen und das Haus der Karolinger zu begründen. Karl der Grofse vollendet durch Unterwerfung der Sachsen und Langobarden die Weltherrschaft. Aber seiner Gründung fehlt die Einheit, da der Papst als gleichberechtigt anerkannt wird; es fehlt die gesunde Unterlage, da die Behauptung der Weltherrschaft abhängig ist von dem persönlichen Einflufs des Herrschers. Der Zerfall des Weltreiches der Karolinger beginnt mit dem Tode seines Gründers. Der Gegensatz zwischen Ost- und Westfranken tritt immer schärfer hervor; er führt zur Scheidung, endlich zur Trennung, aber damit zugleich zur Gründung nationaler Staatengebilde, besonders des deutschen Königtums.

Nicht allein in staatlicher Hinsicht haben die Karolinger einen gewaltigen Umschwung hervorgerufen, auch in wissenschaftlicher, besonders Karl der Grofse. Tiefe Nacht lag auf dem Geistesleben des letzten Jahrhunderts. Wir sahen, wie spärlich und trübe die geschichtlichen

Aufzeichnungen damaliger Zeiten sind; die Keime der Bildung schienen völlig abgestorben zu sein. Nur in Italien sowie bei den Angelsachsen wurde die Pflege der Litteratur nicht vernachlässigt, war aber wesentlich kirchlicher Art. Erst mit Karl dem Grofsen und durch ihn veranlafst ändert sich das Bild. Seine kriegerischen Taten mufsten an sich zu geschichtlicher Aufzeichnung reizen, die gewaltige Persönlichkeit des Kaisers, seine schöpferische Wirksamkeit auf allen Gebieten des staatlichen Lebens war wert, beleuchtet und für alle Zeiten festgehalten zu werden. Sicherlich hätte deshalb die grofse Zeit an sich schon Geschichtschreiber hervorgebracht, welche ihr für die Nachwelt gerecht geworden wären; aber Karl bemühte sich auch, Männer von Geist heranzuziehen und seinen kriegerischen Ruhm durch Pflege der Wissenschaft zu erhöhen und zu veredeln. Freilich waren die ersten Jahre seiner Regierung wenig geeignet zu solchen Unternehmungen; die Kriege gegen die Sachsen sowie die langobardischen Verhältnisse nahmen die Zeit und Sorge des Herrschers ganz in Anspruch. Aber in späteren Jahren schmückten eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten den Hof, so der Angelsachse Alkuin, der Schotte Dungal, die Italiener Paulus Diaconus und Peter von Pisa, der Spanier Theodulf, der Franke Angilbert, Geliebter der Tochter Karls, Bertha, sowie der Ostfranke Einhard. Im Umgange und Verkehr mit diesen und andern Männern ergänzte Karl zunächst seine eigene, ursprünglich mangelhafte Bildung, sorgte aber auch durch Gründung von Schulen verschiedener Art, dafs das Geistesleben in allen Teilen seines Reiches sich rasch und kräftig entwickelte. So erstand die klassische Bildung, welche nach Form und Inhalt im letzten Jahrhundert fast untergegangen war, wieder auf, es erblüht die karolingische Renaissance, und mit Verwunderung vergleichen wir die lateinische Sprache der Karolingerzeit mit dem abscheu-

lichen, allen Regeln hohnsprechenden lateinischen Kauderwelsch der letzten Merowinger.

Fast nur Ausländer haben bisher unsere Aufmerksamkeit gefesselt, Männer, die den Verhältnissen der deutschen Völker entweder aus wissenschaftlichen Gründen näher traten oder aus Liebe zum eigenen Vaterlande sich mit den fremden Eroberern beschäftigten. Eine Geschichtschreibung Deutschlands, eine Berichterstattung deutscher Gelehrter, umfangreich genug, um die Nachrichten von Fremden allenfalls entbehren zu können, gab es vor Karl nicht. Unsere Darstellung mufste daher den Stoff aus Werken vorzugsweise ausländischer Geschichtschreiber von oft mangelhaftem Werte zusammensuchen, um ein Bild der deutschen Entwicklung zu erhalten. Die Quellen, welche in Betracht kommen, mufsten zu einem Strome vereinigt werden, der tief genug war, uns durch die Jahrhunderte zu tragen. Von Karl ab verfahren wir anders; es gilt die Geschichtschreibung in ihre verschiedenen Gattungen zu zerlegen und den Stoff so geordnet auf die entsprechenden Herrscher oder ganze Zeiträume zu verteilen. Freilich kommen noch Jahrzehnte der Dürre, in denen der Geschichtsforscher vergeblich nach geschichtlichen Erzeugnissen früherer Jahrhunderte als Unterlage seiner Darstellung sucht, aber im allgemeinen genügen doch die Nachrichten von deutschen Gelehrten, denen wir dann um so lieber die wichtigsten Denkmäler ausländischer Völker hinzufügen. Die Sprache ist die lateinische, aber diese Tatsache ist um so weniger befremdend, als die Klöster fast ausschliefslich im Besitz der Bildung und Wissenschaft waren.

Ehe wir jedoch zu einer Besprechung der einzelnen Werke und der verschiedenen Zeiten, in denen sie entstanden sind, übergehen, müssen wir uns über den Umfang, die Art und Behandlung des Stoffes, auch über die Glaubwürdigkeit der Schriftsteller

im allgemeinen klar werden. Wir dürfen bei Beantwortung des ersten Punktes nicht aufser acht lassen, dafs dasjenige, was an geschichtlichen Stoffen aus der ersten Hälfte des Mittelalters gerettet ist, bei weitem nicht die Gesamtmasse, sondern nur ein Teil und zwar wahrscheinlich nur ein geringes Bruchstück ist. Wie nämlich in der Völkerwanderung die Litteratur des Altertums zum grofsen Teile zugrunde ging, ebenso haben wir die mittelalterliche Geschichtschreibung nicht mehr ganz in Händen; Krieg, Feuer und Parteiwut kennen keine Schonung.

Verfafst ist der uns überkommene Rest gröfstenteils von Geistlichen, besonders Mönchen. Da bei diesen begreiflicherweise der einseitig kirchliche Standpunkt überwog und sie in vielen Punkten an bestimmte Regeln gebunden waren, da die meisten eine zur Geschichtschreibung notwendige praktische Erfahrung und politische Kenntnis sich nicht erwerben konnten, so vermifst man fast durchgängig den offenen Blick und eine Durchdringung des Stoffes. Daher die so beklagenswerte Tatsache, dafs die pragmatische Geschichtschreibung in den Kinderschuhen stecken blieb, die Chronik und Annalistik dagegen, wo das eigene Urteil der Geschichtschreiber nicht verlangt wurde, blühte. Die Mehrzahl wandte sich auch naheliegenden Stoffen zu und bearbeitete das Leben und Wirken von Männern, denen man im Kloster oder Bistum verpflichtet war. Die Überlieferung der Reichsgeschichte in zuverlässiger Form, wie wir solches heute am meisten ersehnen, ist nur wenigen Geschichtschreibern geglückt, wurde auch wenig oder kaum versucht.

Es bleiben noch einige Bemerkungen über die Glaubwürdigkeit der Schriftsteller übrig. Hierbei müssen wir in erster Linie feststellen, dafs im Mittelalter von einer Sonderung und Sichtung des Stoffes, wie sie heute für den Geschichtschreiber selbstverständlich ist, nicht die Rede sein kann, weil Schulung und Hilfsmittel fehlten.

Was wir heute leisten, ist das Ergebnis von vielen Jahrhunderten und auch in erhöhtem Maſse erst dann möglich geworden, als der Stoff geordnet vorlag. Wie anerkennend spricht man sich heute aus über die Bearbeitungen der deutschen Geschichte aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, Werke, die bei dem mangelhaften Zustande ihrer Quellen um so bedeutender erscheinen müssen. Wie dürften wir also den wackeren Mönchen zu harte Vorwürfe machen, da sie nach der Völkerwanderung auf nacktem Boden den Neubau aufführten und sich selbst die Unterlage erst mit vieler Mühe legten. Vor ihrem Fleiſse und ihrem Wollen müssen wir Achtung haben; indessen eine geschichtliche Kritik planmäſsig zu betreiben, dazu fehlte ihnen jeder Maſsstab. Erst allmählich entwickelt sich der geschichtliche Sinn, da jeder Geschichtschreiber doch auf den Schultern der Vorgänger stand; als der geschichtliche Stoff wieder geordnet vorlag, konnte auch die Sichtung desselben mit Erfolg betrieben werden. Freilich wollen wir uns nicht verhehlen, daſs selten die Fabel- und Wundersucht gröſser war als in den besten Zeiten des Mittelalters; mit Recht könnte man daher einen groſsen Teil der überkommenen Werke als nicht geschichtliche, sondern legendarische über Bord werfen. Wenn dieses nicht geschieht, so folgt man einfach praktischen Gründen, weil in allen, selbst den schlechtesten Erzeugnissen geschichtliche Tatsachen geboten werden, deren Kenntnis heute angenehm ist. Wir sind also gezwungen, die Spreu hinzunehmen, um aus ihr das Weizenkorn zu gewinnen.

Gattungen der Geschichtschreibung.

Schon früher sahen wir, wie die Chronik im Dienste der Kirche und zur Verteidigung des Christentums sich entwickelte. Diese Werke gehören ausnahmslos der Weltchronik an und dienten dazu, den Zusammenhang der alten und neuen Zeit festzulegen.

Rom und die neuen Reiche waren den Chronisten nicht grundverschieden; Goten, Langobarden und besonders Franken führten Rom weiter. Imperium Romanum delatum est ad Francos, lesen wir bei einem Chronisten; Carolus imperator primus e gente Francorum, noch zu 801 bei Ado von Vienne; Karl führt Byzanz weiter.

Aber gerade die übermächtige Stellung des karolingischen Weltreiches bringt Wandlung. Helle Köpfe ahnten, dafs eine neue Zeit angebrochen sei, dafs es kein imperium Romanum im alten Sinne mehr gab. Man fügte der römischen Weltmonarchie die fränkische hinzu; zuerst Frechulf von Lisieux, der Mönch von St. Gallen (Wattenbach), später Frutolf, endlich Otto von Freising, der ein Zwischenglied, die Byzantiner, annimmt, um hinter den Franken noch das regnum Teutonicorum festzustellen, weil „Otto als erster aus deutschem Stamme seit den Karolingern über die Römer herrschte“. Indessen ist sich Otto nicht überall gleich geblieben, weil ihm Karl noch der 69. Nachfolger des Augustus war.

Jetzt entsteht eine Abart, die man gewöhnlich und am besten Lokalchronik nennt. Sie beschäftigt sich als Bistumschronik mit der Geschichte eines gröfseren kirchlichen Sprengels, als Klosterchronik mit der Entwicklung eines klösterlichen Bezirks, endlich als Stadtchronik mit der städtischen Geschichte. Schon der Name besagt, dafs die Werke dieser Art in erster Linie einseitigen Zwecken dienen und Lokalgeschichte behandeln. Ist somit der Wert derselben gröfstenteils nur ein beschränkter, so dienen doch ihre Nachrichten zur Vervollständigung der geschichtlichen Kenntnis; es erheben sich auch einige Werke zu gröfserer Bedeutung, wenn das Kloster oder Bistum vorübergehend die allgemeinen Verhältnisse beeinflufste und Verfasser oder Fortsetzer dieser Werke gröfsere Gesichtspunkte verfolgten.

Wie man früher die Konsultafeln zur Aufzeichnung

gleichzeitiger Ereignisse benutzte, so dienten diesem Zwecke später die sog. Ostertafeln, Verzeichnisse, auf denen die Feier des Osterfestes für jedes Jahr angemerkt war. Beda Venerabilis besonders berechnete in seinem grofsen chronologischen Werke „De temporum ratione“ das Osterfest bis 1063. Durch angelsächsische Mönche kamen solche Ostertafeln auch in Deutschland in allgemeinen Gebrauch und waren in jedem Kloster oder an jedem Bischofsitze zu finden. Der häufig nur kleine Rand gestattete kurze Bemerkungen, oft reichte er nicht aus, und man ergänzte unter Hinweis an anderen Stellen; neben kirchlichen Nachrichten fanden allmählich weltliche auf den Tafeln Platz. Dadurch nun, dafs man diese Tafeln verlieh, flofs der Stoff zusammen, aber zugleich entstanden notwendig Ungenauigkeiten, da der Abschreiber die Vorlage nicht sorgfältig, oft sogar ohne Verständnis benutzte.

Auf dieser dürftigen Unterlage entstanden die Jahrbücher oder Annalen. So wenig nun diese auf die Verknüpfung der Ereignisse Rücksicht nahmen, um so wertvoller ist ihr tatsächlicher Inhalt. In ihnen besitzen wir fast durchweg eine feste Handhabe zur genauen tatsächlichen und chronologischen Bestimmung; die Glaubwürdigkeit einer Nachricht pflegt im allgemeinen um so gröfser zu sein, in je nackterer Form sie uns entgegentritt.

Der Ursprung der Jahrbücher aber ist, so sehr man, besonders von Sybel, dazu geneigt sein sollte, nicht stets in den Klöstern zu suchen. In erster Linie war der Hof Mittelpunkt des staatlichen Lebens, und wo vorwiegend Nachrichten weltlicher Natur verzeichnet sind, besonders die jährlichen Kriege und Feldzüge, kann man mit Fug und Recht auf einen anderen als klösterlichen Ursprung der Jahrbücher schliefsen. Bei ihrer Benutzung freilich mufs grofse Vorsicht walten und, wo ursprüngliche Handschriften nicht vorliegen, der am meisten beglaubigte

Inhalt sowie die Quelle der Überlieferung ausgeschält werden. In dieser Beziehung nun stehen die Monumenta Germaniae historica mustergültig da; sie bieten fast durchweg die beste Lesart, auch hat man eigentümliche wie entlehnte Nachrichten der Quellen vom vierten Bande der Scriptores durch den Druck in dankenswerter Weise hervorgehoben.

Nach Wesen und Form sind die Jahrbücher verwandt mit der Chronik, aber ihr Inhalt ist meistens national, während besonders den Weltchroniken ein allgemeiner Charakter anhaftet. Die Chronik endlich ist gewissermafsen ein Erzeugnis des Verstandes, die Jahrbücher dagegen sind Werke der Bequemlichkeit. Eine reinliche Scheidung zwischen Annalen und Chroniken ist aber nicht durchzuführen, da auf annalistischen Werken auch Chroniken, auf chronistischen meistens Annalen aufgebaut sind (Berthold, Bernold).

Das Leben der Heiligen[1]), d. h. verdienstvoller Päpste, Bischöfe und Mönche, der Nachwelt zu überliefern, war von Anfang an das Bestreben der Kirche; es ist kein Zweifel, dafs gerade diese Art der Geschichtschreibung für die rasche Entwicklung des Christentums bei unseren heidnischen Vorfahren entscheidend gewesen ist. Wir konnten schon in früheren Abschnitten auf eine Anzahl Werke dieser Art hinweisen, mufsten aber zugleich feststellen, dafs Geschichte in unserem Sinne in diesen Heiligenleben nicht übermäfsig zu finden ist. Das wollten aber auch ihre Verfasser leider meistens nicht; ihnen waren die Wunder, welche der tote Leib wirkte, die Hauptsache. Durch die Wunder sollte der Heilige bekannt und berühmt werden, sollte das Kloster oder die bischöfliche Kirche vor anderen sich hervortun, sollte der Tote erst seine amtliche Heiligsprechung erlangen, falls diese noch ausstand. Auch die sprachliche Behandlung der Vitae und Legenden ist vielfach wenig befriedigend, da

einer vom anderen abschrieb und die verschiedensten Charaktereigenschaften verschiedener Heiligen mit denselben Worten gepriesen wurden. In dieser Beziehung hatte die Vita Martini, des Bischofs von Tours, welche Sulpicius Severus im vierten Jahrhundert schrieb, den gröfsten Einflufs. Von Venantius Fortunatus an bis ins 13. Jahrhundert wurde dieses Büchlein vermöge seiner trefflichen Struktur und auch textlich in jeder Weise benutzt, von Einhard, Rudolf von Fulda, Agius, Thangmar, Lambert, der Vita Henrici IV. usw., so dafs Manitius mit Recht auf die sachliche Armut der mittelalterlichen Biographie hinweisen konnte[2]). Diese Art Lebensbeschreibungen nehmen in der Folgezeit einen breiten Raum ein; zu ihnen treten noch die sog. Übertragungen (Translationen) von Heiligen, d. h. die Erzählung von der Überführung der Gebeine derselben. An solchen Reliquien waren die alten christlichen Kirchen sehr reich; man bemühte sich, Neugründungen in dieser Weise auszustatten, damit das kirchliche Leben und der christliche Sinn der Neubekehrten an ihnen einen festen Rückhalt bekäme. Aber auch die weltliche Lebensbeschreibung fängt an zu blühen, man erzählt die Taten grofser Laien, z. B.: Karls, oder geistlicher Würdenträger, welche als Staatsmänner eine Rolle gespielt haben. Diese letzte Art der Lebensbeschreibung ist für den Geschichtschreiber als Quelle sehr wertvoll, während die Heiligenleben oft praktischen Zwecken dienen und aufser der Heiligsprechung des Helden noch eine Besitzvergröfserung des Klosters rechtfertigen wollen. Letzterer Zweck ist z. B. in der jetzt von Krusch aufgefundenen älteren *vita Richarii*[3]), Pfarrers von Centulum (Picardie), der Vita S. Galli und noch mehr in der Vita Bennonis, Bischofs von Osnabrück, erkennbar; letztere wurde geradezu von Maurus Rost, einem Abte Iburgs (um 1670), durch solche Besitzansprüche erweitert und gefälscht (Brefslau)[4]).

An vierter Stelle ist noch die Fortentwicklung der pragmatischen Geschichtschreibung zu nennen, welche zwar mit der Erzählung nach Art der Jahrbücher noch grofse Verwandtschaft zeigt, aber ungleich wertvoller ist, da sie auf die letzten Gründe der Ereignisse zurückzugehen sich bemüht. Vielleicht darf man Gregors von Tours zehn Bücher fränkischer Geschichte sowie die Langobardengeschichte des Paulus Diaconus als Anfänge dieser Geschichtschreibung bezeichnen; denn beide erheben sich zuweilen über die einfach feststellende Art der Chronik. Für die Karolingerzeit nennen wir Nithard als ausgezeichneten Vertreter.

a. Die Lebensbeschreibung der Karolinger.

I. Die weltliche Lebensbeschreibung.

Einhard[5]), der Biograph Karls des Grofsen, wurde um das Jahr 770 in Franken geboren und erhielt die erste Ausbildung im Kloster Fulda. Seine aufserordentliche Beanlagung veranlafste den Abt Baugulf, ihn an den königlichen Hof zu schicken: Einhard gewann dort infolge seines liebenswürdigen, bescheidenen Wesens an dem Kaiser rasch einen mächtigen Beschützer und treuen Freund. Wir finden ihn in den verschiedensten Geschäften tätig, hauptsächlich unterstand ihm das Bauwesen; er war in gewissem Sinne der Minister für öffentliche Bauten, in vertrauten Kreisen am Hofe nannte man ihn nach dem Erbauer der Stiftshütte Beseleel. Vermählt mit Imma, einem Mädchen vornehmen Geschlechtes, aber nicht, wie der Lorscher Mönch erzählt, Karls Tochter, zog er sich im Jahre 830, als die Wirren im Reiche den früheren Glanz der Herrschaft erbleichen liefsen, nach dem Kloster Seligenstadt am Main zurück und starb dort am 14. März 840.

Überblick über Einhards litterarische Tätigkeit. Abgesehen von Briefen, die, gröfstenteils Geschäftsbriefe, doch für die Verhältnisse der letzten Jahre Karls von unbestreitbarem Werte sind, hat Einhard an Werken geschichtlichen Inhalts hinterlassen

1. die Transl. S. Petri et Marcellini,
2. die Vita Caroli Magni.

Einhards Anteil an diesen Werken ist bisher unbestritten, denn in ihnen käme die ungekünstelte Sprache und das sachlich schlichte Wesen des einfachen Mannes zum Vorscheine, nachdem der Vita der Festschmuck abgenommen sei, den sie von den klassischen Autoren und den sog. Annales Einhardi erborgte (Dünzelmann, Bloch).

Einhards Name wird aber noch mit folgenden Werken in Verbindung gebracht:

3. den Ann. Laurissenses maiores, d. h. einem Teile derselben, den die Kritiker zwischen 796—820—829 verschieden ansetzen;
4. den Ann. Einhardi, d. h. der Umarbeitung der Ann. Laurissenses von 741—801 (807, 812, 816):
5. den Ann. Fuldenses, d. h der grundlegenden Kompilation derselben, 741—827—838, welche Einhard in Seligenstadt verfafst haben soll als Ann. Seligenstadenses Einhardi, auf der sich die eigentlichen Fuldenses aufbauen;
6. den Ann. Sithienses (548) 741—823, einer mageren, aber praktischen Kompilation, die Einhard für seine Genter Mönche angefertigt haben soll.

Von diesem Annalen- (Nr. 3, 4) und Kompilationskomplex (Nr. 5, 6) ist letzterer, die Ann. Fuldenses und Sithienses, zu streichen. Einhard war kein Kompilator, und Wattenbach will ihm eine solche umfassende Tätigkeit überhaupt nicht zutrauen. Wenn Bloch ihm noch die Sithienses zuweisen möchte wegen ihrer knappen,

tabellarischen Gestalt, so ist bei diesem Standpunkte der Anteil Einhards an den Fuldenses auch annehmbar, zumal die Sithienses verderbt und verkürzt überliefert sind.

Einhard war in erster Linie Staatsmann, aber noch mehr dem Hofe befreundet. Von diesem Gesichtspunkte aus mufs neben stilistischen Gründen eine Anteilnahme Einhards an den Ann. Laurissenses maiores betrachtet werden. Es lag ihm daran, dafs in ihnen der höfische, amtliche Standpunkt zum Ausdruck gebracht wurde. Daher möchten wir ihm jedenfalls den mittleren Teil der Laurissenses, etwa von 796—820 oder sogar 829 zusprechen. Beweisen läfst sich, wie von allen Kritikern zugestanden wird, in dieser Hinsicht gar nichts. Die Sprache in diesem Teile ist aber kein Hindernis; sie bewegt sich „in edler Einfachheit, frei von aller Leidenschaft und Parteilichkeit" (Wattenbach).

Weniger nachdrücklich bestehen wir auf Einhard bei der Umarbeitung, enthalten uns aber in Hinsicht auf die Untersuchungen Hüffers, der Gerold vorschlägt, einer entgegengesetzten Meinung; wir wollen keine weitere „unfruchtbare Vermutung" aussprechen oder bekräftigen.

Die Lebensbeschreibung Karls des Grofsen, *vita Caroli Magni*[6]). Nachdem Einhard in der Vorrede die Gründe für die Abfassung angegeben, beginnt er die Darstellung mit den ersten Karolingern (Kap. 1—3), erzählt (Kap. 5—14) die Kriege Karls gegen Aquitanien, die Langobarden, Sachsen, Spanier, Baiern, Slaven, Dänen, gibt (Kap. 15) einen Überblick über die Ausdehnung des Reiches bei dem Lebensende Karls, bespricht (Kap. 16) dessen Verhältnis zum Auslande, besonders Konstantinopel, erwähnt (Kap. 17) die Bauten, sowie die Anlage einer Reichsflotte besonders gegen die Normannen, geht (Kap. 18—21) über auf die Familienverhältnisse des Kaisers und (Kap. 22—27) dessen äufsere Erscheinung,

Kleidung, Lebensweise, Bildung, kirchliche Gesinnung, Krönung zum Kaiser (Kap. 28), gesetzgeberische Tätigkeit (Kap. 29) und endlich seinen Tod (Kap. 30–32); den Schluſs bildet das Testament Karls (Kap. 33).

Die Frage, wann die Vita entstand, ist durchaus abhängig von der Frage, wann die Ann. Laurissenses überarbeitet wurden, da, wie heute feststeht, die Vita jene Umarbeitung benutzt. Von diesem Gesichtspunkte aus fällt ihr Entstehen nach dem Jahre 817, am besten anfangs der zwanziger Jahre. Am Hofe wurde die Vita spätestens 824 bekannt, in Reichenau nach dem Bücherkatalog von 821 schon in diesem Jahre, falls die Notiz echt überliefert ist, was Wibel nicht als unumstöſslich annimmt.

Der Umstand nun, daſs die Vita nach dem Tode Karls abgefaſst wurde, hat ihre einheitliche, abgerundete Gestalt in erster Linie bewirkt. Dazu tritt die Tatsache, daſs die einzelnen Kriege nicht chronologisch hintereinander, den Jahren nach, sondern stofflich als Einheit erscheinen, in erster Linie die Sachsenkriege, welche trotz ihrer langen Dauer in ein Kapitel gefaſst werden. Das Werk wurde also künstlerisch aus den Jahrbüchern herausgearbeitet, bekundet den hervorragend historischen Sinn Einhards sowie seine staatsmännische Begabung; die Vita ist geradezu eine Zweckschrift.

„Vielleicht in keinem neueren Werke," sagt Ranke [7]), „tritt die Nachahmung der Antike stärker hervor als in Einhards Lebensbeschreibung Karls des Groſsen. Sie ist nicht allein in einzelnen Ausdrücken und der Phraseologie, sondern in der Anordnung des Stoffes, der Reihenfolge der Kapitel, eine Nachahmung Suetons. Wie auffallend, daſs ein Schriftsteller, der eine der gröſsten und seltensten Gestalten aller Jahrhunderte darzustellen hat, sich dennoch nach Worten umsieht, wie sie schon einmal von einem oder dem anderen Imperator gebraucht worden sind. Einhard gefällt sich darin, die individuellsten Eigenheiten

der Persönlichkeit seines Helden mit den Redensarten zu schildern, die Sueton von Augustus oder Vespasian oder Titus oder auch hier und da von Tiberius gebrauchte. Er hat gleichsam die Mafse und Verhältnisse nach dem Muster der Antike eingerichtet wie in seinen Bauwerken: aber damit noch nicht zufrieden, wendet er wie in diesen auch sogar antike Werkstücke an. Wenn wir auch überzeugt sind, dafs hierbei die Wahrheit nicht verletzt wurde, so konnte doch die ganze Originalität der Erscheinung auf diese Art nicht wiedergegeben werden. Überhaupt suchen wir in der Geschichte nicht allein Schönheit und Form, sondern die exakte Wahrheit, deren Ausdruck die freieste Bewegung fordert, und dadurch eher erschwert wird, dafs man sich ein bestimmtes Muster vor Augen stellt.

Ohne Zweifel war die Arbeit Einhards mehr auf eine angenehm zusammenfassende Darstellung als auf strenge Genauigkeit in den Tatsachen gerichtet. Das kleine Buch ist voll von historischen Fehlern. Nicht selten sind die Regierungsjahre falsch angegeben, z. B. bei Karlmann, der nur zwei Jahre regiert haben soll, während er doch über drei Jahre als König neben Karl dem Grofsen lebte; über die Teilung des Reiches zwischen den beiden Brüdern wird eben das Gegenteil von dem behauptet, was stattgefunden hat: Schlachten, die ohne besondere Wirkung vorübergingen, wie die an der Berre, werden als entscheidend bezeichnet; Namen der Päpste werden verwechselt, die Gemahlinnen sowohl wie die Kinder Karls des Grofsen nicht richtig aufgeführt; es sind so viele Verstöfse zu bemerken, dafs man oft an der Echtheit gezweifelt hat, obwohl sie über alle Zweifel erhaben ist.“

Gegen achtzig noch erhaltene Handschriften zeugen von der Wertschätzung, welche Einhards Werk entgegengebracht wurde. Mögen auch geschichtliche Ungenauigkeiten und Verstöfse zahlreich sein, mag das fremde

Gewand den deutschen Helden nicht vorteilhaft und zweckmäfsig kleiden, der Kern des Ganzen ist doch deutsch. Die einfache, liebevolle Darstellung und Erzählung Einhards wird niemals den Leser unbefriedigt lassen und hat sogar einen unbekannten Verehrer Einhards im 13. Jahrhundert bewogen, eine geschickte, aber freie und abgekürzte mittelhochdeutsche Übersetzung[8]) der Vita Caroli zu verfertigen, von der Bruchstücke in Freiburg gefunden wurden. Die Einteilung in Kapitel rührt von Walahfrid, dem Abte des Klosters Reichenau, ebenso das Vorwort.

Männer wie Karl der Grofse, welche mit fester Hand und weitem Blick alle Verhältnisse staatlichen Lebens ordneten, pflegen noch Jahrhunderte im Volke fortzuleben. In bösen Tagen erzählt man sich von vergangener Gröfse und Herrlichkeit, die Geschichte wird von der Sage überwuchert, das wahre Bild des Helden durch freie Erfindung verdunkelt. Auch Karl der Grofse steht in dieser Hinsicht nicht hinter den Helden anderer Völker und Zeiten zurück. Schon Ende des neunten Jahrhunderts (883) hat der Mönch von St. Gallen, *monachus Sangallensis*[9]), in welchem Notker der Stammler erkannt wurde, im Auftrage des Kaisers Karl III. alles das zusammengestellt, was im Munde des Volkes über die Taten Karls des Grofsen verbreitet war. Aber nicht Geschichte überliefert der St. Gallener Mönch, sondern ein Abbild der Gestalt des Kaisers, wie sich dieselbe allmählich im Volke verdichtet hatte. Karl ist der kluge und gerechte, aber auch milde und weise Richter, der gewaltige Heerführer, welcher das Römerreich zertrümmerte, ein frommer Christ. Die Sage dichtete ihm noch mehr kriegerische Taten zu, als geschichtlich festzustellen ist; sie kennt ihn anderseits nur als Herrscher und Mensch, der frei von Tadel und Fehler ist. Können wir dem Buche fast keinen geschichtlich beglaubigten Wert beilegen, ist die

Form roh und ungeschickt, so möchten wir es doch nicht missen und bedauern nur, dafs es entweder nicht ganz erhalten oder von Notker nicht beendet ist.

Neuerdings hat Baldauf darzulegen versucht, dafs nicht Notker, sondern Ekkehard IV. die gesta verfafst habe, dafs diese also nicht dem 8., sondern dem 11. Jahrhundert angehören. Baldaufs Ergebnisse für den Stil und Inhalt beider Werke sind aufserordentlich bestechend; dennoch wird man die Nachricht, dafs Karl III. einen Mönch von St. Gallen, nämlich Notker, zur Niederschrift der Karlsagen bewogen, nicht von vornherein abweisen können. Holder-Egger nennt Baldaufs Untersuchungen nach Inhalt und Form monströs; Jansen hält sie für wenig gesichert.

Winterfeld schreibt Notker auch Gedichte und Fabeln[10]) zu, so dafs der Mönch im Lichte der modernen Forschung sich als ein in allen Sätteln gerechter Schriftsteller erweist; er war der erste grofse Kunstdichter des deutschen Mittelalters.

Als Barbarossa 1165 die Gebeine Karls des Grofsen in Aachen erhoben und die Heiligsprechung des schwertgewaltigen Vorgängers veranlafst hatte, entstand auch ein legendenhaftes Leben Karls des Grofsen[11]); dasselbe stellt den Kaiser so dar, wie er glücklicherweise niemals gewesen ist.

Ludwig der Fromme (814—840) fand drei Biographen. Der erste ist Theganus[12]), aus vornehmer fränkischer Familie entsprossen, Landbischof von Trier. Das Werk umfafst das Leben Ludwigs bis zum Jahre 835 in achtundfünfzig Kapiteln, welche Einteilung, wie bei Einhards Leben, von Walahfrid herrührt; hinzugefügt sind noch in einer Wiener Handschrift die Jahre 836 und 837 von einem unbekannten Verfasser.

Das Ganze ist bis 832 eine recht dürftige und trockene Aufzählung der Ereignisse; erst von diesem Jahre ab bis

zum Ende wird die Berichterstattung umfangreicher. Die ersten sieben Kapitel reichen bis zum Tode Karls des Großen und enthalten eine besonders wertvolle Geschichte der älteren Karolinger. Bei Gelegenheit der Krönung durch den Papst (Kap. 19) wird der kurzen annalistischen Erzählung eine Beschreibung der Persönlichkeit Ludwigs eingeschoben, die Einhard nachgebildet ist, ihn aber nicht erreicht. Theganus ist nicht unbedingt wahrheitsliebend, besonders adelstolz und ganz empört über den Umstand, daß Männer aus niederem Stande zu hohen, besonders kirchlichen Ämtern zugelassen werden (Kap. 44). Entschuldigen mag ihn ab und zu seine Verehrung Ludwigs, dessen Widersacher auch seine Feinde sind. Als Quelle ist das Werk nicht zu entbehren; es enthält manches, was sonst nicht berichtet wird.

Eine zweite Lebensbeschreibung Ludwigs[13]) ist von einem unbekannten Verfasser hergestellt, der wegen seiner Vorliebe für astronomische Wissenschaft (vgl. Kap 27. 42. 58. 59) gewöhnlich Astronomus genannt wird. Meyer vermutet neuerdings in ihm den Hofkaplan Gerold, welcher am Hofe Ludwigs lebte und wegen seiner ungewöhnlichen Kenntnisse in hohem Ansehen gestanden zu haben scheint. Er erzählt nämlich, daß infolge des Erscheinens eines gewaltigen Kometen der Kaiser ihn habe rufen und sich die Bedeutung des Naturereignisses erklären lassen (Kap. 58). Auf jeden Fall ist der Verfasser ein Parteigänger Ludwigs, besonders wegen dessen wohlwollender Haltung gegenüber der Kirche und wegen seiner Freigebigkeit.

Die Lebensbeschreibung zerfällt in drei Abschnitte. Der erste reicht bis 814, zur Thronbesteigung Ludwigs, und folgt, wie Ebert meint, den verlorenen Aufzeichnungen eines Mönches Adhemar; inhaltlich ist er viel wertvoller als der zweite Teil. Dieser reicht bis 829 und stützt sich auf die Reichsannalen; der dritte geht bis 840, zum Tode Ludwigs. Hier tritt der Astronomus als Zeitgenosse

und Augenzeuge auf; daher ist das Werk wieder inhaltlich wertvoll, leidet aber an unsicherer Zeitbestimmung. Geschichtlichen Sinn dagegen sucht man überall vergeblich; häufig müssen Redensarten den Mangel an Verständnis verdecken und ersetzen. Als Quelle ist der Astronomus trotz schlechter Darstellung wertvoll, zumal die ganze Zeit Ludwigs behandelt wird. Entstanden ist das Werk erst nach dem Tode des Kaisers.

Ein drittes Leben Ludwigs hat Ermoldus Nigellus[14]) in vier Büchern, und zwar in Distichenform, verfaßt. Der Dichter, von Geburt ein Westfranke, lebte am Hofe Pippins von Aquitanien, des Sohnes Ludwigs, und scheint einen bedeutenden, aber ungünstigen Einfluß auf den jungen König gehabt zu haben. Ludwig erachtete es daher für angemessen, ihn unter die Aufsicht des Straßburger Bischofs zu stellen. Ermoldus Nigellus gefiel aber dieses abhängige Leben gar nicht; er verfaßte, um wieder befreit zu werden, das vorliegende Werk, erreichte aber dadurch seinen Zweck nicht, sondern scheint erst 830 wieder frei geworden zu sein und war dann Kanzler Pippins.

Das Werk hat größeren Wert als dichterisches Erzeugnis wie für die Geschichte der damaligen Zeit. Eingeleitet wird es nach Anrufung der Mutter Gottes durch ein Akrostichon und Telestichon: Ermoldus cecinit Hludovici Caesaris arma. Die vier Bücher umfassen auch nicht die ganze Tätigkeit des Kaisers, bringen aber die bedeutendsten Ereignisse seines Lebens, freilich unter schmeichelnder Verherrlichung des ganzen kaiserlichen Hauses, besonders der Kaiserin Judith. Die Form der Dichtung ist wohlgelungen; diese selbst erhebt sich an manchen Stellen über das Durchschnittsmaß, besonders im ersten, aber auch im dritten Buche.

Die zwei Elegien an König Pippin, in Straßburg von demselben Verfasser gedichtet, mögen erwähnt werden.

Noch aus dem siebenten Jahrhundert liegen uns zwei Lebensbeschreibungen von Mitgliedern des Karolingerhauses vor, zunächst des Bischofs Arnulf von Metz, *vita Arnulfi, ep. Mettensis*[15]), der um 640 gestorben ist und als Mitbegründer des karolingischen Hauses und Förderer seines Geschlechtes eine bedeutende Rolle gespielt hat. Die staatsmännische Begabung tritt aber in der von einem unbekannten Verfasser stammenden Lebensbeschreibung nicht so sehr hervor als die kirchlichen Tugenden des Bischofs.

Auch die Lebensbeschreibung der hl. Gertrud († 659), *vita Geretrudis*[16]), Tochter Pippins I., soll hier ihren Platz finden, da sie in mancher Hinsicht von Wert ist.

Radbert, Abt des Klosters Corbie an der Somme, ein hochgebildeter Mann (gest. 865), schrieb das Leben von zwei Mitgliedern des karolingischen Hauses, der Brudersöhne Pippins des Kleinen, des Adalhard[17]) und Wala[18]). Der erste verließ, als Karl der Große sich bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin mit Hildegard verheiratete, den Hof und trat in das Kloster Corbie, dann in Montecassino ein, wurde aber von Karl zum Abte von Corbie ernannt und nahm noch lange eine bedeutende staatsmännische Stellung ein Seine ferneren Schicksale unter Ludwig, der ihn vertrieb, aber dann wieder in Gnaden annahm, sind weniger bemerkenswert; nur die durch ihn erfolgte Gründung der Abtei Korvei an der Weser wollen wir hervorheben. Die Lebensbeschreibung dieses Mannes ist kein geschichtlich wichtiges Werk, sondern mehr eine Lobschrift. Das Leben Walas in zwei Büchern ist in Form eines Gespräches zwischen Radbert, genannt Paschasius, und Corbieer Mönchen gehalten, hat aber für die Jahre 830—834 hohen Wert (Dümmler).

Im entgegengesetzten Verhältnis zu dem geistreichen und die klassischen Studien fördernden Alkuin steht dessen Lebensbeschreibung, *vita Alcuini*[19]), verfaßt von

einem unbekannten Mönche im Auftrage und nach Mitteilungen Sigulfs, eines Schülers des großen Mannes und Abtes von Ferrières. Die Lebensbeschreibung, obwohl fast zeitgenössisch, ist nichts wert und behandelt Alkuin nicht als Gelehrten und Freund Karls des Großen, sondern als Heiligen. Für die Geschichte der damaligen Zeit ist aus ihr nicht viel Neues zu erfahren; daß Alkuin den Vergil verachtet habe, wie der einfältige Schriftsteller (Kap. 16) mitteilt, braucht wohl nicht besonders als unwahre und verständnislose Behauptung zurückgewiesen zu werden (Ebert), obwohl Wattenbach dem Biographen für diesen Punkt recht gibt.

2. Die geistliche Lebensbeschreibung und die Translation.

Ohne Frage befestigte sich das Christentum in Deutschland hauptsächlich durch die kraftvolle Unterstützung des karolingischen Staates. Karl der Grofse und Ludwig der Fromme förderten, der eine aus staatlichen Rücksichten, letzterer mehr aus persönlicher Neigung, die Anlage von Bistümern und Klöstern und statteten dieselben reichlich aus. Daher konnten besonders die letzteren als Bildungsstätten in vollem Umfange ihrer Aufgabe gerecht werden; es entwickelt sich überall ein reiches Leben und geistiges Streben, sowohl in den älteren Stiftungen Süddeutschlands wie in den Neugründungen des Nordens. In Süddeutschland ragen hervor St. Gallen und Reichenau, im Osten Salzburg, in der Maingegend Fulda und Hersfeld, im Norden die sächsischen Klöster, besonders das vereinigte Erzbistum Bremen-Hamburg, im Westen die lothringischen und niederrheinischen Stifte.

Unendlich zahlreich sind die Heiligenleben des achten und neunten Jahrhunderts, aber auch zahlreich die Männer, welche in selbstloser und aufopfernder Tätigkeit ihre besten Kräfte auf die Befestigung und Ausbreitung

des Christentums verwandten. Die Zucht der Klöster war damals musterhaft, das Leben in ihnen mäfsig und anspruchslos; noch keine Spur von sittlichem Verfall und träger Ruhe, überall eifrige Missionstätigkeit und geistige Arbeit, die sich allerdings hauptsächlich in den Dienst der Kirche stellte.

Wir haben schon erwähnt, dafs Einhard das Ende seines Lebens in dem von ihm gestifteten Kloster Seligenstadt am unteren Main verbrachte. Um den Ruf der Gründung zu heben, liefs er die Gebeine des hl. Marcellinus und Petrus, welche ihm von Rom aus überführt waren, von ihrer bisherigen Ruhestätte zu Michelstadt im Odenwalde nach dem Kloster Seligenstadt bringen. Diese *translatio S. S. Petri et Marcellini*[20]) von Rom nach Deutschland hat uns Einhard selbst beschrieben und zählt voll Feuer alle Wunder auf, die von den Heiligen ausgegangen waren und noch gewirkt wurden. Die Schrift gibt uns manchen Aufschlufs über die Art solcher Überführungen; auch gewährt sie in ihrer Ausführlichkeit einen tiefen Einblick in die religiösen Anschauungen der damaligen Zeit. Meilenweit lief das Volk zusammen und begleitete die Truhen (Kap. 8), in denen die Gebeine ruhten; der Ort ihrer Aufbewahrung aber war hochbegnadet durch die Heiligkeit der irdischen Überreste und deren Zahl. Ebenso begreiflich ist es, dafs im Laufe der Zeit manche Unregelmäfsigkeiten bei der Übergabe und Erwerbung von Gebeinen der Heiligen sich eingeschlichen, ja sogar, dafs Mifsbrauch mit dem frommen Sinne der Gläubigen getrieben wurde. Hierfür ist die Überführung des hl. Severus, *transl. S. Severi*[21]), und der Diebstahl der Gebeine des hl. Epiphanius, *transl. S. Epiphanii*[22]), Kap. 4—6 in erster Linie lehrreich.

Wir gedachten schon des hl. Gallus, Stifters von St. Gallen (S. 74). Aber auch der erste Abt desselben, der hl. Othmar († 759), fand seinen Biographen an dem

Diakon Gozbert, einem Neffen des gleichnamigen Abtes (816—837). Diese Lebensbeschreibung wurde auf Gozberts eigenen Wunsch überarbeitet von dem Abte des Klosters Reichenau, Walahfrid; dessen Werk besitzen wir allein[23]), die Schrift Gozberts ging verloren. Der Umstand ist insofern von Bedeutung, als Walahfrid manche Angaben von Wert, besonders die angemerkten Quellen und altertümliche Ortsnamen, ausgeschieden hat; die Sprache freilich wurde durch die Umarbeitung rein und lesbar.

Der Nachfolger des hl. Bonifatius auf dem Mainzer Stuhle war Lullus, dessen nicht vollendete Lebensbeschreibung, *vita Lulli*[24]), von Lambert von Hersfeld, und zwar nach dessen Pilgerfahrt ins Heilige Land (1059), zwischen 1063—1073 angefertigt wurde. Dafs er der Verfasser wirklich gewesen, hat Holder-Egger erst in neuerer Zeit festgestellt. „Geht man auf eine nähere Vergleichung seiner Werke mit der Vita ein, so beweisen Sprache, Stil, Darstellungsart, zahllose Einzelheiten, jede Zeile bestätigt es, dafs alle drei Bücher nur von einem Manne geschrieben sein können.“ Auch in der „Geschichte von Hersfeld“ hat Lambert das Leben des Lullus benutzt, die Schreibart, welche sich an Sallust anlehnt, ist dieselbe; letzteres gilt auch von den Jahrbüchern. Daher ist die Vermutung Mabillons, der Sigebert von Gembloux als Verfasser vorschlug, hinfällig.

So bestechend nun die klassische Form der Lambertschen Darstellung auf den Leser wirkt, weniger günstig urteilen wir über den Geschichtschreiber. Wie unwahr erscheinen die beiden Reden des Bonifatius (Kap. 5, 6), in denen dieser den Lullus als Nachfolger bezeichnet und ihn vor seiner Reise nach Friesland ermahnt. Lambert zeigt sich hier überhaupt mehr als Lobredner wie als Geschichtschreiber; seine Quellen hat er eigenmächtig ins Gegenteil verdreht. Daher ist das Werk

wohl als Zweckschrift zu bezeichnen, dazu bestimmt, dem Stifter des Klosters Hersfeld eine lang versäumte Huldigung darzubringen.

Das Kloster Fulda genoſs als Ruhestätte des hl. Bonifatius und Mittelpunkt des geistigen Lebens Deutschlands ein unbestrittenes Ansehen; die Klosterschule hat eine lange Reihe von bedeutenden Männern herangebildet. Wir nennen Lupus, den weltmännischen Abt von Ferrières, Otfried, den Mönch von Weiſsenburg und Dichter des althochdeutschen Epos Krist, d. h. eines Lebens Jesu in dichterischer Form (liber evangeliorum), und endlich Walahfrid Strabo, der die alten Sprachen wie die Muttersprache beherrschte. Auſser ihnen hat das Stift eine Menge Schüler herangebildet, die als Bischöfe und Äbte den Ruhm der Mutterschule hoben. Diese Blüte verdankt Fulda seinen ersten Äbten Sturm, Baugulf, Ratgar, Eigil und Hraban, von denen Ratgar besonders die bauliche Erweiterung betrieb, der erste und letzte aber sich als Lehrer der Klosterschule unsterblich gemacht haben.

Das Leben Sturms, *vita S. Sturmi*[25]), von Eigil, dem vierten Abte, ist ein würdiges Denkmal für den Gründer des Klosters und als geschichtliches Zeugnis auſserordentlich wertvoll, zumal auch die Sprache groſse Einfachheit zeigt und sich von Übertreibungen frei hält. Besonders spricht an die Erzählung von den Schwierigkeiten, welche sich der ersten Anlage entgegenstellten, der Tod des hl. Bonifatius, die Reise Sturms nach Rom behufs Neuregelung des Klosters, sein Wirken, um dasselbe von Mainz unabhängig zu erhalten, endlich der Anteil Fuldas an der Bekehrung der Sachsen. Sturm starb 779.

Eigil schrieb aber nicht allein selbst Geschichte, sondern veranlaſste auch den Mönch Bruun, mit dem Beinamen Candidus, einen Schüler Einhards und Hrabans, zu geschichtlicher Tätigkeit. Verloren ist leider dessen

Lebensbeschreibung des Abtes Baugulf. Welchen Wert dieselbe gehabt haben mufs, sehen wir so recht an der Lebensbeschreibung Eigils, *vita Eigilis*[26]), die Bruun in hohem Alter auf Hrabans Veranlassung verfafste. Sie ist doppelt erhalten, in Hexametern und in ungebundener Rede, so zwar, dafs die eine Lebensbeschreibung der anderen hier und da ergänzend zur Seite tritt; gewidmet sind beide einem Kleriker Modestus (Reccheo). Der gröfste Teil des Buches (Kap. 1—16) behandelt die Wahl und Bestätigung Eigils als Abt, so dafs man es eigentlich keine Lebensbeschreibung nennen kann; auch sind diesem ersten Teile lange Reden des Kaisers Ludwig sowie des Erzbischofs von Mainz beigefügt, die darum nach Waitz nur als eine Überarbeitung gelten können. Der Rest behandelt hauptsächlich die bauliche Tätigkeit des neuen Abtes; das Ganze durchzieht wie ein roter Faden die nach Entfernung Ratgars hergestellte Einigkeit zwischen Abt und Brüdern des Klosters. Als geschichtliche Quelle hat die Lebensbeschreibung Eigils hohen Wert.

Hübsch ist die Lebensbeschreibung der hl. Lioba oder Leobgyth, *vita Leobae*[27]), der Vorsteherin des Nonnenklosters Tauberbischofsheim. Diese war eine Verwandte des hl. Bonifatius und trat früh in das angelsächsische Kloster Winbrunn (England); später berief sie Bonifatius mit anderen Schwestern nach Deutschland. Ihr Kloster wurde eine Pflanzstätte geistlichen Lebens (Kap. 11). Auch genofs Lioba die sonst nicht geteilte Erlaubnis, mit Fulda in persönlichem Verkehr zu stehen, wurde auch nach ihrem 779 erfolgten Tode dort begraben und als Heilige verehrt.

Ein Mönch des Klosters, Rudolf, dessen annalistische Tätigkeit wir später kennen lernen werden, hat im Auftrage Hrabans dieses Leben der hl. Lioba nach verschiedenen Quellen, besonders nach Aufzeichnungen eines gewissen Mago, beschrieben. Das mit Wundern aller Art

durchsetzte Buch ist wertvoll als Sittenbild damaligen Klosterlebens und zeigt so recht die freudige Entsagung und Frömmigkeit der Klosterfrauen. Die hl. Lioba ist eine echte Braut Christi gewesen.

Von demselben Mönche Rudolf rührt die Schrift *miracula Sanctorum in Fuldenses ecclesias translatorum*[28]), eine Aufzählung aller Heiligen, deren Überreste von Hraban für Fulda besonders und andere Kirchen erworben sind, sowie eine Beschreibung der Wunder, die sich bei der Überführung ereigneten. Das Buch ist noch bei Lebzeiten Hrabans geschrieben und war, da in Kap. 50—52 ein Verzeichnis von dessen Werken enthalten ist, bisher unter dem Titel Leben Hrabans, Vita Rabani, bekannt, wozu aber der Inhalt gar nicht berechtigt. Für die Anschauungen der damaligen Zeit, wo selbst Männer wie Hraban ohne jeden Überblick in Sachen der Reliquienverehrung sich erweisen, ist das Werk Rudolfs von der gröfsten Bedeutung; als geschichtliche Quelle steht es aber auf tiefer Stufe.

Ungleich wertvoller ist die Überführung des hl. Alexander, *transl. S. Alexandri*[29]), von Rom nach Wildeshausen in Sachsen, verfaßt in den ersten Teilen von demselben Mönche Rudolf, zu Ende geführt nach dessen Tode von seinem Schüler Meginhard; gewidmet wurde es Sunderolt, dem Erzbischofe von Mainz. Von Bedeutung ist das Büchlein zunächst deshalb, weil ein Enkel Widukinds, Waltbraht, die Überreste nach Wildeshausen in seine Heimat überführt, in der ausgesprochenen Absicht, das Christentum dadurch im Sachsenlande zu befestigen, sowie durch den Umstand, daß in Kap. 1 und 2 die Germania des Tacitus sehr stark ausgeschrieben und benutzt ist, der einzige nachweisbare Fall im Mittelalter (Waitz). Für Kap. 3, wo die Unterwerfung der Sachsen erzählt wird, war Einhard Hauptquelle; von Kap. 4 ab beginnt

Meginhard mit der Überführung und der Wundertätigkeit der Gebeine.

Mit St. Gallen und Fulda stand in reger Verbindung die alte Abtei Reichenau, weithin berühmt durch reichen Besitz und die Pflege der Wissenschaft, besonders nachdem Walahfrid, mit dem Beinamen Strabo oder Strabus (838), Abt geworden. Dieser Mann, eine dichterische Natur, war nebst Hraban der bedeutendste Lateiner des Mittelalters, und es ist nicht zu verwundern, daß durch ihn Reichenaus Ruhm hell strahlte. Von der Art wissenschaftlichen Lebens damals gibt uns Kunde die sog. Einsiedler Handschrift[30]), deren Urschrift in Reichenau verfaßt wurde, und deren Ursprung entweder in der Zeit nach Walahfrid oder auch schon in die zweite Hälfte des achten Jahrhunderts verlegt wird. Es ist ein sog. Pilgerbuch, wie sie bei Romfahrern allgemein im Gebrauch waren. Dasselbe enthält eine Ortsbeschreibung des damaligen Rom, die Zeremonien bei kirchlichen Festen, besonders aber eine wertvolle Sammlung von Inschriften aus Rom und Pavia. Die Beschreibung Roms ist geistvoll gehalten; das Werk zeigt einen hohen Grad von Forschung, und es hat lange gedauert, ehe derartiges wieder geschaffen wurde. Was sonst aber an Leben und Überführungen von Heiligen in Reichenau geschrieben ist, hat keinen besonderen Wert; wir können diese Art von Geschichtschreibung hier übergehen.

Dagegen liefert uns Salzburg um 851 in der Überführung des hl. Hermes, *transl. S. Hermetis*[31]), eine Menge Nachrichten über die östlichen, slavischen Völker, die sonst nirgends zu finden sind. Auch eine an den König gerichtete Denkschrift aus dem Jahre 870, in welcher die Gerechtsame der Salzburger Kirche gewahrt und verteidigt werden, enthält besonders urkundliche Nachrichten und ist daher wichtig.

Wir wenden jetzt unseren Blick nach dem Norden,

wo seit Mitte des achten Jahrhunderts eine weltgeschichtliche Veränderung stattgefunden hatte. Das Land zwischen Rhein, Elbe und dem Nordfuße der deutschen Mittelgebirge war der Herrschaft der Karolinger und zugleich dem Christentum gewonnen worden. Die Zeit, in welcher der Friesenfürst Radbod seinen Fuß aus dem Taufbecken zurückzog, um auch im Tode bei seinen heidnischen Vorfahren sein zu können, waren längst vorüber; mit Feuer und Schwert, durch Blut und Zwang, mit eherner Zunge, wie die transl. Liborii (Kap. 5) sich ausdrückt, wurde den trotzigen Sachsen und Friesen von Karl das Christentum gepredigt. Schon bei Beginn des neunten Jahrhunderts war Norddeutschland der römischen Mutterkirche angegliedert und der Enkel Widukinds ein eifriger Christ und Glaubensbote geworden.

Noch für die Mission, wie sie von Bonifatius geleitet wurde, ist wichtig die Tätigkeit des hl. Gregor. Dieser, aus edlem fränkischem Geschlechte entsprossen, wurde in jungen Jahren von Bonifatius gewonnen, widmete sich dem geistlichen Stande und erwarb sich als Apostel der Friesen, zuletzt als Abt des Martinmünsters in Utrecht durch Ausbildung von Missionaren hohe Verdienste († 775).

Einer seiner Schüler, der hl. Liudger, hat uns die Lebensbeschreibung Gregors, *vita S. Gregorii*[32]), hinterlassen. Dieselbe ist zwar nicht erschöpfend, da die ersten acht Kapitel sich vorzugsweise mit Bonifatius beschäftigen und in dem Reste des Buches (bis Kap. 15) eigentlich nur der Tod Gregors eingehend geschildert wird; dennoch aber liest man die einfachen Worte des dankbaren Schülers mit Aufmerksamkeit. In Rücksicht auf den mangelhaften tatsächlichen Inhalt ist es nicht ausgeschlossen, daß die Lebensbeschreibung entweder nicht vollendet wurde oder ein zweiter Teil verloren gegangen ist.

Das Leben Liudgers, *vita Liudgeri*[33]), von Altfrid,

seinem Schüler, bildet eigentlich nur eine Fortsetzung des vorigen. Auch Liudger, von altfriesischer Herkunft, dessen Voreltern von heidnischen Landsleuten vertrieben waren, wirkte im Sinne Gregors als Glaubensbote in Norddeutschland und wurde erster Bischof von Münster († 809). Altfrid sein Verwandter und zweiter Nachfolger, schrieb auf Wunsch der Mönche des Klosters Werden a. Ruhr, einer Gründung Liudgers, das Leben des Stifters, welches uns in drei Büchern vorliegt, von denen aber nur das erste geschichtlichen Wert hat; die beiden anderen beschäftigen sich mit den Wundern, welche von Liudger lebend und nach seinem Tode durch seine irdischen Überreste gewirkt worden sind. Das Werk steht höher als die meisten anderen Lebensbeschreibungen, sowohl durch Inhalt als Form; später ist es in Werden noch zweimal überarbeitet worden.

Für das Bistum Paderborn im 9. Jahrhundert hat Poncelet neuerdings eine nicht unwichtige Quelle entdeckt, nämlich die für verloren gehaltene *translatio S. Liborii*[34]), von Le Mans nach Paderborn (836), verfaßt von dem Führer der Gesandtschaft, Ido. Diese Überführung wurde dann Ende des 9. Jahrhunderts von einem unbekannten Paderborner |Kleriker (oder Agius? Hüffer) auf Antrieb des Bischofs Biso mit Eifer und Begeisterung überarbeitet, und diese Überarbeitung ist bisher allein bekannt gewesen[35]). Liborius war Ende des vierten Jahrhunderts Bischof von Le Mans und dann heilig gesprochen worden. Wichtiger als die Nachrichten über das Leben, welche der Bistumschronik von Le Mans entnommen wurden, ist die Überführung, weil in diesem Teile des Werkes über die Gründung (Kap 2 ff.) und Geschichte des Bistums Paderborn mancherlei Wertvolles berichtet wird.

Im Bistum Paderborn liegt an der Weser die Abtei Korvei, eine Pflanzung des Klosters Corbie an der Somme, 822 von Adalhard, einem Vetter Karls des Großen, ge-

stiftet. In Korvei hielt sich der vom Kaiser Ludwig 830 zeitweise verbannte Abt Hilduin von St. Denis bei Paris auf und schenkte dann auf Bitten des Abtes Warin der Abtei den Leib des hl. Vitus (Veit), der sich in St. Denis befand. Die Überführung des hl. Vitus, *transl. S. Viti*[36]), ist nun von einem unbekannten Mönche Korveis, der sich an der Überführung beteiligte, nach seinen Erinnerungen und verschiedenen Vorlagen, die sich teilweise auf das Leben des Heiligen beziehen, sowie nach Urkunden verfaßt. Ein Streit darüber, ob die Stiftungsgeschichte von Korvei der Überführung später von demselben oder einem anderen Verfasser vorangestellt wurde, ist noch nicht entschieden. Indessen kann man mit Papebroch, Wattenbach, Ebert eine spätere Beifügung wohl annehmen, gegen Jaffé und Enck, die das Werk auf einmal entstanden wissen wollen.

Vielleicht in Korvei, (Dümmler), wahrscheinlich aber (Pertz) in dem Kloster Lammspring (Bistum Hildesheim) schrieb ein Mönch und zugleich Klosterarzt (Hüffer) Agius (Egbert) das Leben der Hathumod, *vita Hathumodae*[37]), seiner Schwester, der ersten Äbtissin von Gandersheim bei Goslar. Dieses Kloster war vom Grafen Liudolf, dem Vorfahren der deutschen Könige aus sächsischem Hause, 852 gegründet und die erste Gründung in Brunshausen hierher verlegt. Hathumod stand dem Kloster zweiundzwanzig Jahre vor und starb 874 an einer seuchenartigen Krankheit. Die Lebensbeschreibung ist rührend. Der Schmerz des Elternhauses und des Klosters (Kap. 25) über den Tod der Hathumod muß groß gewesen sein; besonders das Klagelied, bestehend aus 359 Distichen in Form eines Zwiegespräches zwischen den Nonnen und dem Bruder Agius, ist eine meisterhafte und prächtige Dichtung. Auch als geschichtliche Quelle hat die Lebensbeschreibung Wert, da sie auf das Haus der Liudolfinger Bezug nimmt. Über die Gründung Gandersheims besteht ein eigener Bericht

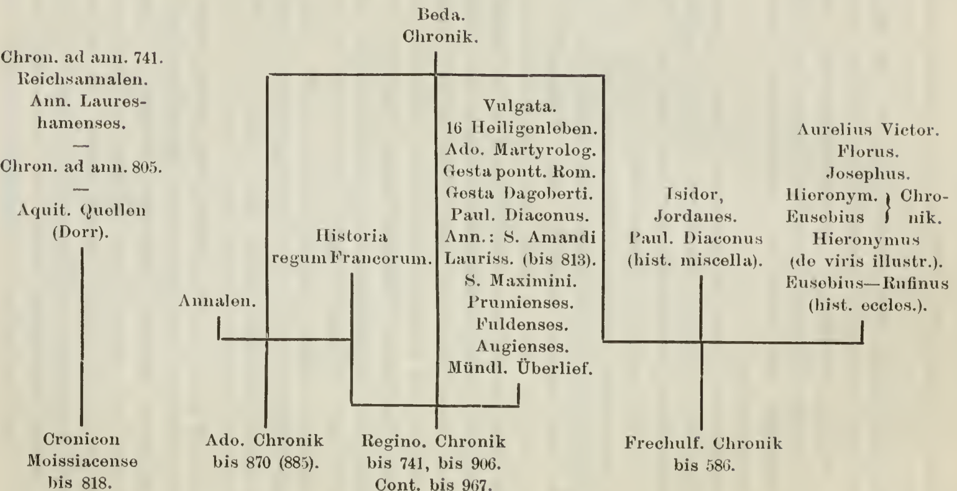
der Nonne Hrotsuit; wir werden später darauf zurückkommen.

Zur Befestigung des Christentums an der Nordsee gründete Karl der Grofse zunächst das Bistum Bremen; damit aber die Bekehrung der skandinavischen Länder gröfsere Fortschritte mache, wurde Bremen von Ludwig dem Deutschen mit dem 831 gegründeten Erzbistum Hamburg vereinigt.

Dort war von Karl dem Grofsen 787 der Angelsachse Willehad zum Bischofe bestellt, welcher rastlos als Glaubensbote im Friesenlande gewirkt hatte, aber mehrfach die Früchte seiner Tätigkeit wieder verwelken sehen mufste. Er erlebte auch nicht den endgültigen Sieg des Christentums, da er 789 starb. Sein Wirken ist uns in einer Lebensbeschreibung, *vita Willehadi*[38]), geschildert, welche man bisher dem Erzbischofe Anskar von Hamburg zuschrieb, gestützt auf eine bezügliche Nachricht des Geschichtschreibers Adam von Bremen. In neuerer Zeit hat Dehio die Urheberschaft Anskars verworfen für die Lebensbeschreibung, während er ihm die *virtutes et miracula* Willehads nicht absprechen kann, da Anskar sich im Anfange der letzteren Schrift mehrfach selbst als Verfasser nennt. Später hat Ebert die Verschiedenheit beider Werke dadurch erklärt, dafs die Lebensbeschreibung sehr früh zu legen sei. Oder hat endlich der zuverlässige Adam doch recht, und ist das Werk Anskars teilweise verloren?

Anskars Leben, *vita Anscarii*[39]), selbst wurde von Rimbert, seinem Vertrauten und Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle Hamburgs, verfafst. Träume, Forschungen und unmittelbare Befehle des Himmels veranlafsten ihn zum Eintritt ins Kloster. Er wirkte in Korvei als Vorstand der Klosterschule, begab sich nach Dänemark und Schweden und wirkte dort mit grofsem Erfolge. Zum Erzbischof in Hamburg ernannt, mufste

Mittelalterliche Chronik. II (saec. 9 und 10).



Reginos wichtigste Quellen nach (Ermisch) Kurze. NA. XV, 293 ff. Vergl. Werra, Der Cont. Reg. Diss. Leipzig 1883.

Anskar sich vor dänischen Seeräubern, welche Hamburg verbrannten, flüchten und wurde später zum Erzbischof der vereinigten Bistümer Bremen-Hamburg ernannt († 865). Rimbert ist ein tüchtiger Erzähler; Anskars Wesen und Leben steht in aller Schärfe vor unseren Augen. Am wertvollsten aber sind Rimberts Nachrichten von den dänisch-schwedischen Ländern, über welche ohne diese Lebensbeschreibung tiefe Nacht gebreitet sein würde. Wattenbach erklärt die Fülle und den Wert der Rimbertschen Arbeit in natürlicher Weise: „Hier (bei Rimbert) brachte es die ganze Art der Tätigkeit Anskars mit sich, dafs auch die äufseren Verhältnisse, in denen er sich bewegte, geschildert werden mufsten, und uns zum Glück hat Rimbert vieles von dem, was er berichtet, selbst mit durchlebt und gesehen. Darum reiht sich dieses Leben dem früheren Severins, dem späteren des Otto von Bamberg an“, es ist eines der besten des ganzen Mittelalters. Die sprachliche Form ist gut und glatt.

Rimberts Leben, *vita Rimberti*[40]), selbst, von einem unbekannten Verfasser hinterlassen, ist dagegen wertlos, besteht aus Redensarten und ist angefüllt mit Wundergeschichten; es entspricht in keiner Weise dem Wirken des Apostels des Nordens, besonders nicht der letzte Teil.

b. Die Chronik der Karolinger.

I. Die Weltchronik.

Wir sahen schon, wie wenig es dem sog. Fredegar gelungen war, in seiner Chronik den Vorgängern auf diesem Gebiete gleichzukommen. Auch unter Karl dem Grofsen war es nicht das Bestreben, sich mit alten Zeiten zu beschäftigen, da die Gegenwart mit ihrem gewaltigen Inhalte alle sehr in Anspruch nahm. Von einer eingehenden Umarbeitung der vorhandenen Chroniken haben

wir keine Kunde; man begnügt sich, auf dem Vorhandenen in annalistischer Form aufzubauen und fortzuschreiten. Eine bedeutende Verbreitung und Benutzung fand die (verlorene) Kompilation bis 805. Wir erkennen sie, abgesehen von einigen verwandten Fragmenten, in den Ann. Mettenses, Lobienses, Guelferbytani, in den Chroniken von Vaast, Moissac und Fontenelle. Ihr Verfasser ist unbekannt; der von Kurze vermutete Abt von St. Denis, Fardulf, ist von Simson zurückgewiesen. Einen ähnlichen Einflufs beobachten wir an dem 761 kompilierten *chron. universale*[41]), das bis 741 läuft und nach Waitz als Ergänzung der Reichsannalen, welche 741 beginnen, anzusehen ist. Es wurde später vom Chron. Wirziburgense neben anderen Quellen vorzugsweise als Unterbau benutzt, was neuerdings Brefslau nachwies. Wir erwähnen ferner die Chronik von Moissac, *chron. Moissiacense*[42]), welche bis 818 reicht, gröfstenteils eine Abschrift der ebengenannten Kompilationen sowie verschiedener Jahrbücher. Die Chronik entstand im Kloster Moissac am Tarn in Südfrankreich; wenigstens fand man dort eine der Handschriften.

In der Weltchronik Frechulfs[43]), Bischofs von Lisieux in der Normandie, besitzen wir dagegen ein grofses und bedeutendes Werk, eigenartig in Anlage und Durchführung. Der Verfasser lebte zuerst am Hofe Ludwigs des Frommen, der ihn zum Bischofe erhob und später (um 824) zu einer Sendung nach Rom benutzte. Erwähnt wird sein Name noch mehrfach; nähere Nachrichten über ihn liegen aber nicht vor.

Frechulf verfafste die Chronik im Auftrage des Kanzlers Helisachar, widmete diesem auch den ersten Teil derselben, den zweiten dagegen der Kaiserin Judith. Jeder Teil zerfällt wieder in Bücher, der erste nach den Weltaltern in sieben, von Adam bis Christus, der zweite in fünf Bücher bis auf die Langobarden, und behandelt

noch Gregor den Grofsen; dieser Papst ist ihm der Befreier Roms von der Herrschaft der Byzantiner.

An Quellen stehen Frechulf hauptsächlich christliche zur Seite, neben den gröfseren Weltchroniken besonders Orosius und Hieronymus' „De viris illustribus". Die Benutzung ist eine sehr weitgehende und wörtliche, wie man sie ähnlich selten findet. Eigentümlich ist Frechulf der Gedanke, die neue Zeit in weltlicher Hinsicht mit Karl dem Grofsen, in kirchlicher mit Gregor, der ja die Selbständigkeit Roms gegenüber Byzanz durchsetzte, beginnen zu lassen, neben dem Mönche von St. Gallen der erste Fall (Wattenbach). Die Zeitbestimmung und Verbindung der Ereignisse erfolgt sehr mangelhaft; das Ganze aber ist ein bedeutender Wendepunkt unbefangener Wahrheitsforschung für die Universalhistorie (Büdinger).

Ado, zuletzt Erzbischof von Vienne an der Rhone, ein vielseitig gebildeter Mann (gest. 874), hat uns eine Weltchronik, *Adonis chron.*[44]), hinterlassen, welche, auf Beda fufsend, an Hand von Orosius und sonstigen Werken die Weltgeschichte bis 867 nach den sechs Weltaltern behandelt. Karl der Grofse wird, wie schon Wattenbach bemerkt, nicht als Gründer einer neuen Zeit angesehen, da er ohne weiteres als Nachfolger der Oströmer gilt: Carolus imperator primus e gente Francorum, zum Jahre 801. Das alte Rom ist durch Karl weitergeführt, nicht aber vernichtet.

Die bis jetzt genannten Chroniken entstanden auf westfränkischem Gebiete; die erste, von einem Ostfranken, einem Deutschen bearbeitete, ist die Weltchronik des Regino, Abtes des Klosters Prüm in der Eifel. Dasselbe, 763 gegründet, hatte sich in der verhältnismäfsig kurzen Zeit seines Bestehens schon durch wissenschaftliche, auch geschichtliche Erzeugnisse ausgezeichnet. Regino, zu Altrip bei Mannheim geboren, trat in das Kloster ein und wurde 892 der siebente Abt desselben,

mufste aber später den Anfeindungen mächtiger lothringigischer Grofsen weichen. Er entsagte seiner Würde und starb 915 zu Trier im Maximinkloster.

Dort entstand auch seine dem Bischofe Adalbero von Augsburg zugeeignete *chronica*[45]) in zwei Büchern, deren erstes, de temporibus dominicae incarnationis überschrieben, nach Kaisern geordnet, bis auf Karl Martell reicht; das zweite, de gestis regum Francorum genannt, schreitet bis 906 fort. Im ersten Buche werden die germanischen Reiche eingehend gewürdigt an Hand Bedas, des Paulus Diaconus und der Merowingerquellen; im zweiten benutzt Regino zuerst die grofsen Lorscher Jahrbücher, schöpft aber später vorzugsweise aus eigener Erfahrung und wird Annalist.

Manches hat er verschwiegen, obwohl ihm die Kenntnis nicht mangeln konnte; dürftig ist Ostfranken, reichlicher der Westen bedacht; einige Nachrichten aus seinem eigenen Leben, zum Jahre 892 angemerkt, sind später vernichtet. Als Quelle seiner Zeit bleibt Regino sehr zu schätzen, um so mehr, als das Ende des neunten Jahrhunderts an Quellenschriftstellern nicht sehr reich ist. Mit der Chronologie steht er meistens auf gespanntem Fufse; den sprachlichen Ausdruck seiner Mitteilungen entnimmt er, so weit möglich, den Quellen selbst; wo er seinen Erinnerungen und Beobachtungen folgt, ist die Schreibart einfach und ohne Schwulst. Infolgedessen ist Regino später viel benutzt und auch fortgesetzt worden.

Als letzte Weltchronik für die Karolingerzeit nennen wir die Chronik von St. Vaast bei Arras, *chron. Vedastinum*[46]), eine Zusammenstellung von Nachrichten aller Art bis 899 aus den verschiedensten Chroniken, Jahrbüchern, sowie Orosius, Gregor und Jordanes. Der Wert der Chronik ist daher nicht grofs, auch wurde sie erst Ende des elften Jahrhunderts angefertigt. Der Verfasser ist nicht bekannt, lebte aber in St. Vaast.

2. Bistums- und Klosterchronik.

An erster Stelle nennen wir die Geschichte der Bischöfe von Metz, *gesta epp. Mettensium*[47]), des Paulus Diaconus, welche dieser bei seinem Aufenthalte am Königshofe auf Wunsch des Bischofs Angilram schrieb. Hiernach wurde der erste Bischof Klemens schon von Petrus zum Bischofe erhoben; sein neunundzwanzigster Nachfolger ist der hl. Arnulf, Ahnherr der Karolinger, der siebenunddreifsigste aber Chrodegang. Der letzte Teil besteht in einer Aufzählung der Bischöfe von Metz; vorher behandelt Paulus etwas ausführlicher die Geschichte der Karolinger bis auf Karl den Grofsen. Dennoch ist das Werk, wie schon Bethmann meinte, keine Zweckschrift, dazu bestimmt, die Thronbesteigung der Karolinger zu rechtfertigen. Paulus verfolgte vielmehr damals persönliche Zwecke; deshalb ist es zu verstehen, wenn sein Werk in lobendem Tone auf die Vorfahren Karls und diesen selbst eingeht. Auch gibt er einige bemerkenswerte Grabschriften von weiblichen Mitgliedern des karolingischen Hauses.

Eine zweite Lokalgeschichte, die des Klosters St. Vandrille oder Fontenelle, *gesta abbatum Fontanellensium*[48]), bringt weniger geschichtliche Nachrichten, wirft aber in siebzehn Kapiteln auf die Art, wie Klöster Gut erwerben und verlieren, die Art der Vervollständigung der Klosterbücherei und andere Verhältnisse ein helles Licht. Besonders die Tätigkeit des Abtes Ansegis wird geschildert, und mit dessen Tode schliefst das Werk (833); ein Bruchstück reicht bis 850.

Die Bistumschroniken von Auxerre in Westfrankreich, *gesta epp. Autisiodorensium*[49]), und von Le Mans, *gesta epp. Cenomanensium*[50]), wollen wir nur erwähnen und bemerken, dafs letztere eine grofse Masse von zu verschiedenen Zwecken gefälschten Urkunden ent-

hält. Der damalige Bischof Aldrich, ein geborener Sachse, ist nach Simson auch der Teilnahme an der pseudo-isidorischen Dekretalfälschung verdächtig, was Wattenbach bezweifelt.

Im Jahre 916 oder 917 brannte die Domkirche nebst der Bücherei in Verdun ab. Um wenigstens das Andenken an die Hauptereignisse früherer Zeiten zu retten, veranlafste Bischof Dado den Dompropst Berthar, welcher schon in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts gelebt hatte und deshalb am meisten geeignet schien, die Geschichte der Bischöfe von Verdun, *gesta epp. Virdunensium*[51]), zu verfassen. Aber die Chronik, welche bis 887 reicht, ist besonders für die älteren Zeiten sehr dürftig; fortgesetzt wurde sie später bis 1047. Deutsche Verhältnisse werden nur gestreift (952. 960. 1038).

In der Bistumsgeschichte von Ravena, *liber pontificalis ecclesiae Ravennatis*[52]), 850 verfafst, befinden sich Nachrichten über den Streit der Söhne Ludwigs. Die Geschichte der Äbte von Fulda, *acta vetusta abb. Fuldensium*[53]), aus dem Anfange des zehnten Jahrhunderts ist zwar ein geschichtlich befriedigendes, aber kurzes Werk, welches der Bedeutung Fuldas nicht entspricht, so dafs wir den Verlust der bei Lambert von Hersfeld erwähnten umfangreicheren und besseren Geschichte des Klosters nur beklagen können.

Die Klosterchronik von St. Gallen, *casus S. Galli*[54]), dagegen ist ein wertvolles Denkmal aus früheren Jahrhunderten. Dafs hier die Pflege der Wissenschaften nie ganz ruhte, haben wir schon an früheren Erzeugnissen St. Gallener Mönche gesehen. Wie der Besuch Karls III. 883 Notker zu einer Zusammenstellung der über Karl den Grofsen gebildeten Sagen und Erzählungen, in denen Wahres und Falsches vermischt wird, veranlafste, so geht die Hauschronik in Teil I, verfafst von dem Mönche Ratpert, ebenfalls bis 883. Der

Rückschlufs, dafs er von dem Kaiser zum Werke veranlafst wurde oder der kaiserliche Besuch ihm als Wendepunkt der Geschichte des Klosters erschienen und er bis dahin die Geschicke derselben aufzeichnete, ist wohl angebracht.

Besonders beschäftigt den Mönch der Streit zwischen dem Kloster und dem Konstanzer Bistum, in welchem St. Gallen endlich siegte und freie Abtwahl zugestanden erhielt. Dafs dem persönlich gewissenhaften Mönche die amtliche Verdrehung und Färbung schwer wurde, sehen wir an der gewundenen Darstellung, welche die Unwahrheit an der Stirn trägt (Kap. 7 ff.).

Die Fortsetzungen der Casus S. Galli fallen in das 11. und 12. Jahrhundert.

c. Die pragmatische Geschichtschreibung

hat nur einen, aber ausgezeichneten Vertreter. Nithard, ein Sohn Angilberts und der Bertha, Tochter Karls des Grofsen, stand im Streite um das Erbe Ludwigs des Frommen auf der Seite Karls des Kahlen; dieser gab ihm den Auftrag, eine Geschichte der Zeit zu schreiben, damit sein Recht bekannt werde. Die beiden ersten Bücher dieser Geschichten, *historiarum libri IV*[55]), wurden schon 841 verfafst, die beiden letzten gelegentlich weitergeführt bis 843.

Das erste Buch umfafst die Zeit von Karl dem Grofsen bis zum Tode Ludwigs des Frommen; das zweite endet mit der Entscheidungsschlacht bei Fontenay (25. Juni 841), welche wesentlich durch Nithards besonnenes und festes Eingreifen zugunsten der Verbündeten entschieden wurde. Die Fortdauer des Bruderzwistes erfüllte den einsichtigen Nithard mit Widerwillen und Trauer. Damit nicht falsche Überlieferung der bösen Zeit von anderer Hand die wahre Geschichte trübe, greift

er wieder zur Feder und führt in den zwei letzten Büchern die Ereignisse bis zum Beginn des Jahres 843.

Ohne Zweifel sind die ersten Teile des Werkes die besten. Klar und ruhig erzählt Nithard die Geschichte; der Zusammenhang wird nirgends unterbrochen, die Ereignisse bauen sich folgerichtig auf. Geringeren Wert hat der Schlufs des Werkes, wo gleichzeitige Ereignisse verschiedener Art eingeschaltet sind.

Gestorben ist Nithard im Frühling 844 bei einem Kampfe gegen die Normannen, nachdem er die letzten Tage seines Lebens im Kloster verbracht hatte.

Das eigentliche Werk umfafst eine kurze Zeit, drei Jahre, aber für diese sind die Historien von der hervorragendsten Bedeutung. Nithard hat der Sache Karls des Kahlen nicht nur sein Schwert, sondern auch seine staatsmännische Begabung zur Verfügung gestellt, beteiligt sich an den Verhandlungen der Brüder und weifs die Sache seines Herrn zu vertreten. Die durchsichtige, klare Auffassung der Verhältnisse ist also nicht zu verwundern; nur der Umstand mufs noch hervorgehoben werden, dafs Nithard als Laie eine so gute Sprache hat, die Erziehung und Ausbildung also seiner Abstammung vom Kaiserhause entspricht. Treffend sagt Wattenbach am Schlufs seiner Darstellung: „Ungern trennen wir uns von diesem Büchlein, dem Werke eines wackeren Kriegshelden und einsichtigen Staatsmannes, welcher so recht aus der Mitte der Begebenheiten mit Ernst und Wahrheitsliebe berichtet, was er selbst durchlebt, woran er selbst den bedeutendsten Anteil genommen hat. Unwillkürlich knüpft sich daran der Gedanke, wie ganz anders die Geschichtschreibung sich hätte entwickeln können, wenn die Laien der folgenden Jahrhunderte es nicht verschmäht hätten zu schreiben, wenn nicht die Feder ausschliefslich der Geistlichkeit

überlassen wäre, der wir zwar viel schöne und treffliche Werke zu danken haben, die aber mit Notwendigkeit ihre kirchliche Auffassung in alle Verhältnisse übertrug. Wir möchten ihre Werke nicht missen, aber gar gerne hätten wir daneben auch die Stimmen einsichtiger Laien."

Zuletzt sei eine Streitschrift erwähnt, welche die Verhältnisse des Reiches unter Ludwig dem Frommen treffend schildert. Der Kaiser hatte bekanntlich von seiner zweiten Gemahlin Judith, Tochter des Grafen Welf, einen Sohn, Karl, dem er unter Verletzung der schon bestehenden Reichsteilung Alemannien überliefs. Veranlafst wurde er zu diesem Schritte von der Kaiserin; aber ebenso unzufrieden waren die Söhne erster Ehe. Damals, als es zum Kampfe zwischen Vater und Söhnen kommen sollte, erschien eine Flugschrift Für die Söhne und gegen Judith, verfafst von dem streitbaren Erzbischofe von Lyon, Agobard. Dieser *liber apologeticus*[56]) bürdet der ränkevollen Frau alle Schuld des Unheils und der Verwirrung auf; die Söhne erster Ehe treten mit Recht der fortgesetzten Entehrung des Kaisers entgegen. Alle sollen sich verbünden, um „die Wunde der Unbilden auszudrücken", aber es soll geschehen ohne Blutvergiefsen und Mord, damit das Reich in Wahrheit ein Haus Gottes sei (Kap. 6). Im zweiten Teile, nach der Niederlage des Kaisers, wird seine Strafe und Bufse als gerecht beurteilt; er hat sich von seinem schändlichen Weibe zu sehr täuschen lassen, von ihm kommen alle Meineide und Morde (Kap. 7).

Die Schrift ist bezeichnend für die Stimmung, welche in weiten Kreisen gegen den „quondam imperator" herrschte, sowie ein wertvolles, frisch und lebendig geschriebenes Belegstück für die Anfänge polemischen Schrifttums.

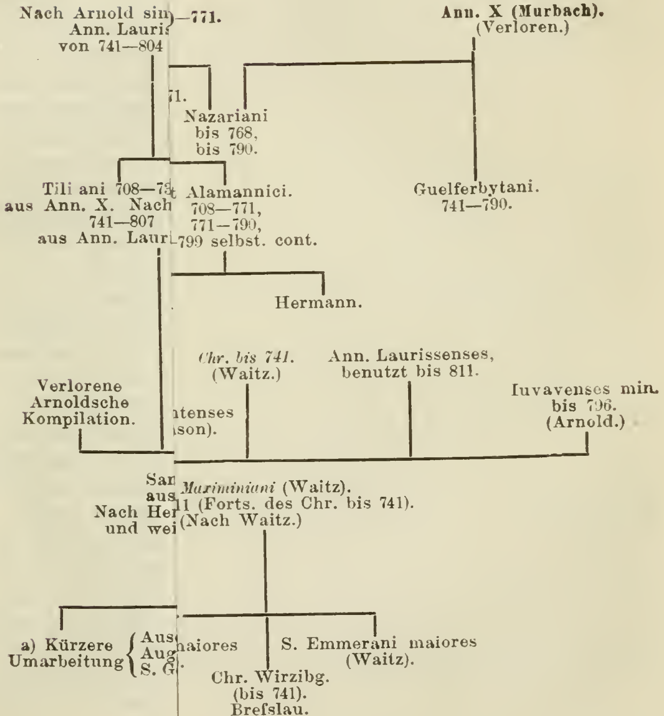
d. die Jahrbücher (Annalen) der Karolinger.

1. Älteste Annalistik[57]).

Auf welcher Grundlage die Jahrbücher erwuchsen, ist schon in der Einleitung (S. 86 ff.) besprochen. Das Bedürfnis, die Gegenwart durch kurze, knappe Aufzeichnungen festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern, wurde vielleicht schon von den Merowingern empfunden. Ob aber auch damals solche Aufzeichnungen planmäßig gemacht sind, können wir bei dem vollständigen Mangel an solchen nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Wahrscheinlich aber ist ein solches Verfahren, weil die ältesten uns erhaltenen annalistischen Werke wegen vielfach gemeinschaftlichen Inhalts, der dazu noch hier und da gemeinschaftliche Form aufweist, nicht Urschriften sein können, sondern mit Notwendigkeit auf gemeinsame, den erhaltenen Jahrbüchern zugrunde liegende Quelle oder Quellen hinweisen; deshalb müssen wir die Entstehungszeit der Jahrbücher überhaupt in frühere Zeiten verlegen. Freilich waren die Anfänge roher und unbeholfener Art, von innerem Zusammenhang der einzelnen Bemerkungen ist nicht die Rede; erst in späteren Jahrhunderten schritt man zu weiterer Vervollkommnung.

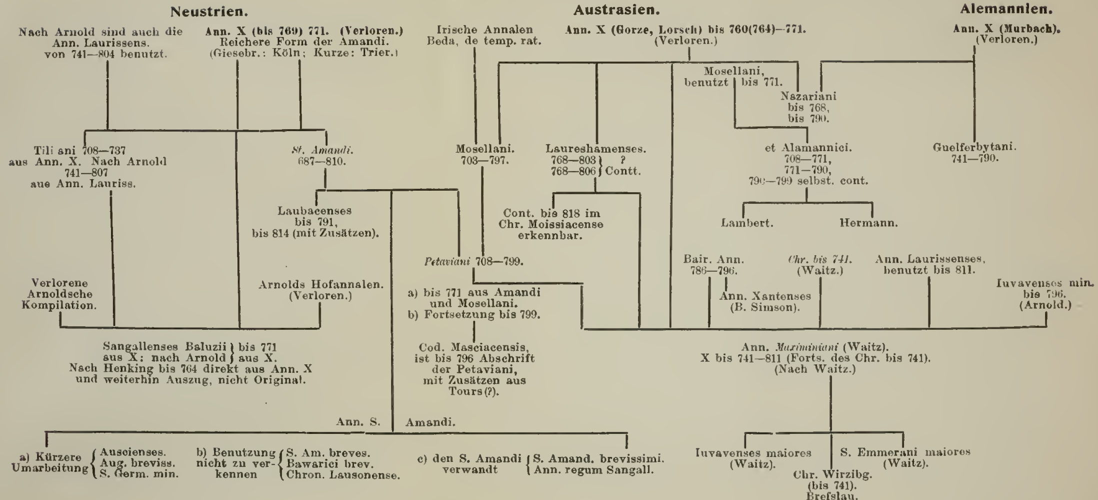
Ihren Namen verdanken die Jahrbücher der ältesten Zeit nicht stets dem Ursprungsorte. Man nennt sie nach den Klöstern oder Städten, wo man die Abschriften fand (Ann. S. Amandi, Bertiniani, Laurissenses), nach dem Besitzer der Handschrift (Petaviani, Loiseliani, Tiliani), nach der Gegend, wo sie entstanden (Mosellani, Alamannici). Nur einige, wie die Fuldenses, sind in den gleichnamigen Klöstern entstanden. Man nennt Jahrbücher desselben Klosters verschieden: Laurissenses und Laureshamenses, Lobienses und Laubacenses, und bezeichnet die Folge der Entstehung oder den Wert durch antiqui, minores, maiores, maximi. Oft haben sie

Zu Seite 122.


Alemannien.
Nach Arnold sin)—771.
Ann. Lauris
von 741—804
Ann. X (Murbach).
(Verloren.)
Nazariani
bis 768,
bis 790.
Tili ani 708—73
aus Ann. X. Nach
741—807
aus Ann. Laur
Alamannici.
708—771,
771—790,
799 selbst. cont.
Guelferbytani.
741—790.
Hermann.
Chr. bis 741.
(Waitz.)
Ann. Laurissenses,
benutzt bis 811.
Iuvavenses min.
bis 796.
(Arnold.)
Verlorene
Arnoldsche
Kompilation.
atenses
son).
Maximiniani (Waitz).
11 (Forts. des Chr. bis 741).
(Nach Waitz.)
a) Kürzere
Umarbeitung
maiores
S. Emmerani maiores
(Waitz).
Chr. Wirzibg.
(bis 741).
Brefslau.

Die karolingischen sog. kleinen Annalen.

Zusammenhang nach Wattenbach. G. Q. I[7] § 3.



auch den Namen gewechselt; die Annales regii hießen Loiseliani, Laurissenses maiores, plebeii, heute Ann. regni Francorum. Alles das ist notwendig zu wissen, ehe man ein Studium der Annalistik mit Erfolg betreiben kann.

Seit Rankes grundlegendem Urteil über die Ann. Laurissenses und eine höfische Geschichtschreibung haben sich viele neuere Forscher mit den ältesten Jahrbüchern und ihrem Verhältnis zueinander und verlorenen Jahrbüchern, wer ihre Verfasser seien, wo dieselben lebten, in umfangreichen Einzeluntersuchungen beschäftigt. Dieselben erschöpfend zu charakterisieren, ihre Ergebnisse in jeder Richtung festzulegen, gehört nicht in den Rahmen unserer Aufgabe; auch ist, wie Kaufmann richtig bemerkt, die Litteratur kaum noch zu übersehen, und auch die wenigen, welche alle diese Abhandlungen gelesen haben, sind nicht imstande, sie gleichmäßig zu beherrschen. Diese Überfülle kommt daher, daß sich der Streit zum guten Teil um Fragen dreht, die nicht gelöst werden können.

Im allgemeinen nimmt man heute mit Kurze drei Hauptgruppen an: Die erste, die neustrische Gruppe, sind die Ann. S. Amandi und ihre Verwandten; die zweite, austrasische Gruppe, sind die Ableitungen der alten Lorscher Jahrbücher, die alemannische Gruppe sind die alten Murbacher Jahrbücher und ihre Ableitungen. In einer gewissen Mittelstellung, aus Quellen der ersten beiden Gruppen kombiniert, befinden sich die Ann. Petaviani.

Das älteste Werk dieser Art, die Jahrbücher von St. Amand, *ann. S. Amandi*[58]) (bis 810), so genannt, weil sie zweimal das Kloster St. Amand (Flandern) berücksichtigen, beginnen 687 mit der bedeutsamen Schlacht bei Testri, welche den Hausmeiern Austrasiens endgültig die Herrschaft sicherte; der Umstand, daß die Nachricht später hinzugefügt wurde, beweist, wie sehr die Bedeutung der Schlacht schon damals empfunden wurde. „Vom ersten

Anfang an", sagt Wattenbach, „sind diese Annalen karolingisch. Sie beginnen mit der dauernden Festsetzung dieses Hauses im Besitz der Macht, mit der Begründung einer neuen Ordnung der Dinge, der Morgendämmerung einer besseren Zeit, welche wieder Hoffnungen erweckte und die Seelen nicht mehr mit dem trostlosen Gedanken von dem nahe bevorstehenden Untergange der Welt erfüllte." Diese Jahrbücher sind sicher nicht in einem Kloster, sondern nach Wattenbach von einem Manne verfaßt, der dem Hofe nahestand, während Giesebrecht ihren Ursprung nach Köln, Kurze nach Trier verlegt; den Ann. S. Amandi sind verwandt die Laubacenses[59]) (bis 791) und Tiliani[60]) (bis 737). Ähnliche Entdeckungen machte man an den *ann. Mosellani*[61]), bis 797, deren Grundstock in Lorsch gelegt wurde, von ihrem Entdecker Lappenberg aber so genannt, weil sich in ihnen Beziehungen zu Klöstern der oberen Mosel finden, an den *ann. Petaviani*[62]), genannt nach ihrem früheren Besitzer, entstanden aus Vermischung der Amandi und Mosellani, endlich besonders an den *ann. Maximiniani*[63]), so daß die Annahme Arnolds, eine gemeinsame Quelle, sog. Hofannalen[64]), Vorläufer der späteren Reichsannalen, aber nicht mehr erhalten, seien Quelle oder Hauptquelle für die ebenerwähnten Jahrbücher, wohlbegründet und nicht von vornherein, wie Waitz und mit ihm besonders die neuere Kritik es tut, abzuweisen ist. Was liegt näher, als daß die Karolinger, welche als anerkannte Herrscher stets auf amtliche Berichterstattung Gewicht legten, schon als Herrscher de facto dieses bedeutsamen Mittels zur Förderung ihres Ansehens sich bedienten; man denke nur an Fredegars Fortsetzer. Bernays erweiterte freilich den Komplex der auf den verlorenen Hofannalen aufgebauten und aus ihnen schöpfenden Jahrbücher derartig, daß Wattenbach mit Recht fragen konnte, ob der Verlust eines solchen umfassenden Werkes möglich sei. Das von Hinkmar erwähnte Annale regum

ist jedenfalls nicht dieses Exemplar von Hofannalen gewesen, so sehr es auch scheinen mag.

Im achten Jahrhundert (um 750) entstehen wieder neue Jahrbücher oder wurden alte, schon vorhandene fortgesetzt, so im Kloster Murbach (Vogesen), deren älteste, verlorene Fassung wir aus Ableitungen kennen, nämlich den Ann. Guelferbytani, Alamannici, Nazariani, von denen die beiden letzten noch die Mosellani benutzten und später von Lambert von Hersfeld und Hermann von Reichenau zur Grundlage ihrer umfangreichen Werke verwandt worden sind.

Häufig können wir die Veranlassung für die Beziehungen und den Zusammenhang übereinstimmender Jahrbücher nicht einmal vermuten. Die Ann. Colonienses z. B. haben von 776 bis 939 gleiche Quelle mit den ältesten annalistischen Erzeugnissen von Reichenau, St. Gallen und den Alamannici, sind dann in Köln fortgesetzt bis 1028, aber merkwürdigerweise in Dijon, der Normandie, in Lund (England), sogar in Krakau abgeschrieben worden. In England, auf Inseln der Ostküste von Northumberland um 650 entstandene, in Canterbury bis 700 fortgesetzte brachte wahrscheinlich Alkuin nach Westfranken; ihre Nachrichten, wo Karl der Große 782—787 das Osterfest feierte, finden sich auch in den Salzburger Jahrbüchern, *ann. Iuvavenses maior.* und *Salisburgenses*[65])— ein Beweis, daß meistens persönliche Beziehungen von weitgehendem Einfluß auf die Verbreitung und den Inhalt der Jahrbücher gewesen sind.

Zur Zeit der Karolingerherrschaft, besonders vom neunten Jahrhundert ab, nimmt die Annalistik einen entschiedenen Aufschwung. Karl der Große sorgte dafür, daß seine Erlasse und Gesetze, seine und seiner Vorfahren Briefe, soweit sie Reichsangelegenheiten betrafen, gesammelt (Codex Carolinus) und an mehreren Orten aufbewahrt wurden; er ließ die alten

Stammsagen der Germanen aufschreiben, um sie der Vergessenheit zu entreißen. Warum sollen wir nicht annehmen, daß auch die Berichterstattung nicht ihre eigenen Wege ging, sondern vom Hofe amtlich beeinflußt wurde? Ein solches Vorgehen steht nämlich in der Geschichte nicht vereinzelt da. Wir wissen aus Sueton, daß Cäsar zuerst (Kap. 201) eine regelmäßige und geordnete, d. h. von ihm beeinflußte Abfassung der Senatsverhandlungen und der Acta diurna populi Romani, welche Zeitung das Volk über die wichtigsten Ereignisse unterrichtete, angeordnet habe. Wenn ferner Augustus (Kap. 36) die Veröffentlichung der Senatsverhandlungen verbot, in den amtlichen Büchereien sind diese aufbewahrt und dienten den Geschichtschreibern späterer Zeiten als Unterlage ihrer Werke. Auch scheint es mir bei einem Staate stets ein Zeichen beginnender Schwäche zu sein, wenn er nicht nachdrücklich auf eine in seinem Sinne geleitete und fortgeführte Berichterstattung dringt. Karls des Großen Staat aber — denn das, was er hinterließ, ist sein Werk — war in kraftvoller Entwicklung. Tausende alter, liebgewonnener Beziehungen wurden vernichtet, neue Pfade wurden betreten, und so ist es unzweifelhaft, wenn auch nicht mathematisch zu beweisen, daß eine amtliche, jedenfalls amtlich beeinflußte und bediente Berichterstattung, eine Abfassung von sog. Reichsannalen (Königsannalen) am Hofe Karls bestanden hat.

Wegen der Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit ihrer Nachrichten halten Ranke und Simson die gröfseren Jahrbücher von Lorsch, einem Kloster im hessischen Starkenburg (Ann. Laurissensis maiores, 741—829), welche besonders die für Karls Regierung wichtigen Nachrichten enthalten, gegenüber v. Sybel für amtliche. Monod geht in diesem Punkte so weit, den Wechsel der Verfasser der Ann. Laurissenses mit dem Wechsel der Vorsteher der Hofkanzlei in Verbindung zu bringen, ohne allerdings

diese Vorsteher der Kanzlei auch für die Verfasser oder Schreiber zu halten. Neben dem Inhalte verwies besonders Ranke auf die Form, die grofse Zurückhaltung, deren sich die Lorscher Jahrbücher nach Art amtlicher Berichte befleifsigen, und kam auch aus diesem Grunde zu der Annahme, dafs diese Jahrbücher am Hofe verfafst seien. Wattenbach hat hierfür ferner mit Recht geltend gemacht, dafs Verwandte des karolingischen Hauses anderswo, bei Fredegar, selbständig eingriffen, und verweist auf eine Nachricht des Abtes von St. Mihiel (Maas), Smaragdus, aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts, wo von der alten Sitte der (natürlich fränkischen) Könige geredet wird, alles den Nachkommen zu überliefern. „Darunter verstehe ich aber nur, dafs er einen solchen Auftrag erteilte, und dafs man nun ein Buch hatte, welches in der Kanzlei verwahrt und vom Könige gelegentlich selbst angesehen wurde.“ Wir verweisen ferner darauf, dafs Karl der Kahle die Jahrbücher des Prudentius bei sich hatte, dafs Karl der Kahle Nithard zu seiner Arbeit bewog, dafs Mönch Rudolf im Auftrage Ludwigs die Fortsetzung der Ann. Fuldenses schrieb, dafs Heinrich II. die Vita Mahthildis reginae zur Verherrlichung der jüngeren Linie der Ottonen veranlafste und dafs Friedrich I. die ihm übersandte Chronik Ottos von Freising benutzte. Ist Wipo nicht amtlicher Biograph Konrads II.? Aus Lamberts Geschichte des Hersfelder Klosters wissen wir, dafs die Kaiser Lobredner ihrer Taten mit sich führen, welche falsche Nachrichten berichtigen sollen; Heinrichs V. Römerzug 1110 wurde von dem Würzburger Scholaster David in einer amtlichen, leider verlorenen Schrift behandelt. Hat nicht Heinrich V. Ekkehard den Auftrag gegeben, die Kaisergeschichte in einem eigenen Werke zu behandeln? Ist nicht am Hofe desselben Kaisers der Tractatus de investitura episcoporum, eine Streitschrift gegen politische Ansprüche Roms, ver-

fafst? Ist Liudprands Buch von den Taten Ottos I. nicht auch gewissermafsen ein amtlicher Bericht? Eine derartige Geschichtschreibung war stets, besteht heute und wird immer bleiben.

2. Ann. Regni Francorum oder Laurissenses maiores [66]).

Über die Bestandteile und Verfasser gehen die Ansichten von jeher weit auseinander, so dafs ein Versuch, in kurzen Worten darüber zu handeln, vollständig scheitern mufs. Wir verweisen auf den in Richters Annalen des Fränkischen Reiches (II, 1) abgedruckten Exkurs, der diese Aufgabe bis zum Jahre 1885 vorzüglich löst. Seit den Tagen von Pertz, welcher die Laurissenses herausgab, seit Ranke, welcher die geistreiche These von ihrem Charakter und Zwecke als amtliche aussprach, hat eine grofse Anzahl von Gelehrten Zeit und Kraft an die Lösung eines fast unlösbaren Problems gewandt und das Annalenobjekt von allen möglichen Seiten betrachtet. Zunächst vom politischen Standpunkte, d. h. inhaltlich. Noch heute ist die feine Beobachtung Rankes mafsgebend, dafs die Laurissenses an richtiger Stelle verschweigen oder diplomatisch gewandt die Wahrheit verschleiern, eben weil ihre Autoren überall genau unterrichtet sind. Giesebrecht, v. Sybel, Wattenbach heben dieses Moment ebenfalls scharf hervor. Auch die Sprache, d. h. die grammatische und stilistische Verschiedenheit der Laurissenses in ihren ersten und letzten Teilen, die rusticitas der Mitte des 8. Jahrhunderts gegenüber dem Bestreben nach Formvollendung am Ende, die Umarbeitung des Vulgärlateins in die Form der karolingischen Renaissance durch einen philologisch gebildeten Mann, alles das hoben besonders Dünzelmann, Abel-Simson, Monod, Manitius, Bloch hervor. Andere, wie Kurze und zuletzt Wibel warfen besonders die Handschriften-

frage auf und suchten auf Grund der Überlieferung des Werkes zu Ende zu kommen.

Nicht ein Annalist hat die Laurissenses geschrieben, sondern mehrere oder gar viele, ohne dafs wir imstande wären, etwas ganz Gewisses, absolut Richtiges in dieser Hinsicht anzunehmen.

Ebenso ist die Frage, wo der eine dem anderen Platz macht oder ein dritter den Faden der Erzählung wieder aufnimmt, nicht ganz genau auf Grund der Latinität zu lösen; wir sehen gerade in dem Umstande, dafs noch heute keine Einigung erzielt wurde, den besten Beweis für unsere Ansicht. Aber annähernd läfst sich der Anteil der sich ablösenden Autoren bestimmen; wir sind durch den Scharfsinn und die entsagungsvollen Arbeiten der modernen Kritiker berechtigt, 1. von einzelnen Teilen der Laurissenses und 2. von einer Umarbeitung des älteren Teiles zu sprechen, den sog. Ann. Einhardi.

Man unterscheidet im wesentlichen drei Hauptteile. Der erste Teil geht von 741—788, geschrieben in einem Zuge, also Ende der achtziger Jahre. Veranlafst hat die Aufzeichnung nach Giesebrecht Bischof Arn von Salzburg; Wattenbach denkt an Bischof Angilram von Metz, da dieser auch sonst anregend gewirkt hat. Er bewog z. B. Paulus Diaconus zur Abfassung der gesta epp. Mettensium, in denen ebenfalls die Karolinger sehr gelobt werden. Auch der Umstand, dafs Angilram in den Anfang des Jahrhunderts hinabragt — er war Bischof von 769—791 —, also die Zeiten Pippins sah, pafst für ihn als Verfasser oder Veranlasser der Jahrbücher bis 788; er stand mitten in den Ereignissen. Jedenfalls gab Angilram als Vorsteher der Kapella den Anstofs zu der Annalistik (Ranke, Monod); Childebrand und Nibelung vor ihm, Angilbert, Hildibald und Hilduin nach ihm haben, wie es scheint, ähnlich gewirkt. Indes

ist alles dieses nur Vermutung; ein Beweis erscheint schwierig, ja unmöglich.

Das Endjahr, 788, ist viel umstritten, und die philologischen Kritiker gehen meistens etwas weiter. So Dünzelmann bis 791, Manitius bis 795, Waitz bis 796, Barnays bis 789, Simson und Bloch bis 794, wo nach ihrer Ansicht das Vulgärlatein aufhört.

Der zweite Teil ist noch mehr umstritten; der Endpunkt wird zu 795, 796, 797, 801 usw. angegeben. Bloch endet 808.

Der dritte Teil läuft nach älteren Annahmen sofort bis 829, dem Ende der Laurissenses; jüngere Forschungen haben aber nochmals einen Einschnitt gemacht, so Monod zu 801 und 818, Dünzelmann zu 807, dieser besonders auf Grund der Sprache. Dieser letzte Teil soll, wie Pertz zuerst aussprach, von Einhard verfafst sein. Ihm schlossen sich Ranke, L. Giesebrecht, Manitius, Dorr, Ebrard an; Dünzelmann behauptet den Teil von 797—801, Kurze von 796—820. Gegen Einhards Anteil erklärten sich Frese, v. Sybel, Bernays, Monod.

Wir können jedenfalls von drei gröfseren Teilen der Laurissenses reden, müssen aber feststellen, dafs der mittlere in Anfang und Ende bei den meisten Forschern verschieden beurteilt wird. Andere, wie Dünzelmann, machen aus sprachlichen Gründen noch mehr Einschnitte; Monod deshalb, weil sich Verfasser und Schreiber mehrfach ablösten, was durch den Wechsel des Vorstehers der Kapella erklärt wird.

Neben den Ann. Laurissenses spricht man von *Ann. Einhardi.* Sie sind aber nicht derjenige Teil der Laurissenses, welcher von Einhard angefertigt ist oder sein soll, sondern eine Umarbeitung der Laurissenses von 741 ab bis 801. Pertz, Ranke, Dünzelmann, L. Giesebrecht, Harnack, Dorr, Wattenbach, Manitius bezeichnen

Einhard als Umarbeiter, während Bernays keinen Namen nennt und Kurze, dem sich Hüffer anschlofs, einen Niederdeutschen, den Kaplan Gerold, als Umarbeiter feststellt. Einen Niederdeutschen nimmt auch Monod für die Überarbeitung an; sie sei aber eine Privatarbeit (travail individuel) von gleichem Quellenwert wie die Laurissenses. Bloch, welcher diese neueste Vermutung von einer Privatarbeit mit Recht abweist, läfst die Umarbeitung bis 812, ja 815 fortschreiten, verwirft aber Einhard und Gerold, letzteren, weil er damals zu jung gewesen und erst 876 gestorben sei.

Die Frage, wann und wie die Umarbeitung erfolgte, ist abhängig von der Frage nach der Abfassungszeit der Vita Caroli und den Quellen der Umarbeitung. Kurze setzt die Ann. Einhardi nach 829, während Bernheim, Bloch und zuletzt Wibel mit grofser Bestimmtheit 817 als Endtermin nachwiesen. Die Vita ist zwischen 817 und 836, wahrscheinlich im Anfange der 20er Jahre (Wibel) entstanden und benutzte die Umarbeitung in Form von Exzerpten, wie schon zuerst Bernheim annahm. Die Umarbeitung selbst, die Ann. Einhardi, hat den Bestand der Laurissenses inhaltlich erweitert durch Heranziehung neuer Quellen, besonders eines verlorenen Werkes, der Chronik bis 805, wie zuletzt Bloch und Wibel im Anschlufs an den bezüglichen Streit zwischen Bernheim und Kurze nachwiesen. Endlich ist die Umarbeitung der alten Laurissenses auch stilistisch eine einschneidende und wird von Wattenbach richtig erklärt durch die gröfsere Bildung und den feiner entwickelten Sprachsinn der karolingischen Renaissance, die sich an der schwerfälligen Sprache der alten Jahrbücher, ihren einförmigen Jahresanfängen gestofsen habe.

Eine Anteilnahme Einhards an der karolingischen Annalistik behauptet fast die ganze ältere Forschung; sie ist auch, ganz abgesehen von dem Zeugnis in der

Transl. S. Sebastiani, aus Einhards Stellung am Hofe, seinen mit Vorliebe betriebenen litterarischen Studien sicher. Ein Mann, der dem Kaiser so nahe stand und nach dessen Tode seinen geschichtlichen Sinn und die Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus durch eine Lebensbeschreibung des Kaisers und Freundes betätigte, wird ohne Frage auf die sonstige Geschichtschreibung, besonders wenn sie vom Hofe befürwortet wurde, von Einflufs gewesen sein, ja, sich daran beteiligt haben. In dieser Beziehung schliefse ich mich den Erwägungen Giesebrechts und Wattenbachs, welche in der 7. Auflage der G.Q. fortgefallen sind, durchaus an; diese Erwägungen gelten für den Geist der damaligen Geschichtschreibung eben alles und werfen manche neuere Entdeckung und Beweisführung glatt aus dem Sattel.

Die Ann. Laurissenses sind zuletzt (1895) als *ann. Regni Francorum* von F. Kurze für die Schulausgabe der Monumenta veröffentlicht. Die Edition geniefst also in gewissem Sinne einen amtlichen Wert, und mag es angezeigt sein, die Ansichten Kurzes hier wiederzugeben.

Die Jahrbücher (Teil 1) sind ungefähr um das Jahr 788 angefangen, in einem Zuge bis dahin niedergeschrieben und bis zum Jahre 795 fortgeführt; Verfasser war nach Kurze wahrscheinlich ein gewisser Riculf, zuerst Hofkaplan am Hofe Karls, dann (787—813) Erzbischof von Mainz.

Von 795 ab (Teil 2) tritt Einhard als Fortsetzer der Jahrbücher ein, zunächst bis 814, wo er infolge des Todes Karls die Arbeit liegen liefs. Während dieser Zeit wurden die Jahrbücher abgeschrieben; dann kehrte Einhard zu ihnen zurück und führte sie bis in das Jahr 820. Von da ab bis 829 (Teil 3) wurden sie von Hilduin, Abte von St. Denis und (seit 822) Erzkanzler Ludwigs, fortgesetzt.

Von diesen Jahrbüchern (bis 828) wurden zwei Abschriften gefertigt; die eine bildet die Grundlage der Jahr-

bücher vom Kloster St. Bertin, die andere wird umgearbeitet, und diese Umarbeitung sind die sog. Einhardschen Jahrbücher, welche allerdings mit der Vorlage, besonders von 801 ab, fast wörtlich übereinstimmen. Der Verfasser dieser Umarbeitung ist nach Kurze ein Niederdeutscher, entweder aus Sachsen oder aus Friesland, dem Namen nach aber nicht bekannt. Eine These von Martin Meyer, welche auf den Archidiakon Ludwigs, Gerold, den späteren Mönch von Korvei als Verfasser der Umarbeitung (Ann. Einhardi) hinwies, wurde von Wibel und Bloch abgelehnt, da Gerold erst 876 gestorben, damals also für eine solche Aufgabe zu jung gewesen sei.

Kurzes Ausgabe bedeutet einen grofsen Erfolg für die zum ersten Male unternommene Klassierung der vielen Handschriften unserer Reichsannalen, aber sie leidet nach Wibel an dem verfehlten Bestreben, die Ann. Einhardi erst nach 829 und, was für uns die Hauptsache ist, teilweise auf Grund der Vita Caroli entstehen zu lassen. Insofern ist nämlich, wie die 7. Auflage von Wattenbach sagt, das Handschriftengebäude Kurzes durch Wibel erschüttert. Die Richtigkeit der Worte vorausgesetzt, wäre allerdings eine Neuausgabe der Reichsannalen wünschenswert (Bloch), zumal das Verhältnis zu ihren Quellen und Abteilungen sich wesentlich anders gestalten dürfte.

Über den Wert der Ann. Laurissenses maiores als Quelle brauchen wir kaum zu sprechen; derselbe ist hervorragend. Die Annalen sind die Grundlage unserer Kenntnis für die Zeiten Pippins, Karls und Ludwigs.

3. Fortsetzung der Ann. Regni Francorum.

Von 829 ab erhielten die Reichsannalen eine doppelte Fortsetzung, in West- und Ostfranken.

a) Die westfränkische Fortsetzung. Die Jahrbücher von St. Bertin in Flandern, *ann. Bertiniani*[67]), da man in diesem Kloster die Handschrift fand, reichen von (741) 830—882 und zerfallen in drei Teile:

α) Fortsetzung bis 835, von einem unbekannten Verfasser herrührend (Hilduin?). — *β*) Fortsetzung 835 bis 861, verfafst von dem Bischofe Prudentius von Troyes. — *γ*) Fortsetzung 861—882, verfafst vom Erzbischofe Hinkmar von Reims.

Der erste Teil (741) bis 835 hat einen ungelehrten Verfasser romanischer Abkunft, der kaiserlich gesinnt ist: bis zum Jahre 829 schreibt er die Reichsannalen wörtlich ab.

Das Werk des Prudentius, eines geborenen Spaniers, dessen eigentlicher Name Galindo ist, zeigt Fortschritt in der selbständigen Behandlung des Stoffes und der Reichhaltigkeit des Inhaltes seiner Berichte. Er steht auf seiten Ludwigs des Frommen (zum Jahre 839), begünstigt auch zuerst (bis 853) Karl den Kahlen (841, 849), wird dann aber dessen Gegner (859). Er hat auch urkundlichen Stoff verwertet und gibt zum Jahre 851 die Vereinbarung der drei Brüder zusammenhängend in sieben Kapiteln, zum Jahre 853 die Abmachungen der Synode von Quierzy; (vgl. auch 859, 860).

Hinkmar, Erzbischof von Reims, endlich war ein bedeutender Mann und besonders Jurist, der seine Stellung und seine Ansichten ohne Ansehen der Person verteidigte. Sein Werk ist inhaltlich noch wertvoller als das seines Vorgängers Prudentius, besonders auch durch urkundlichen Stoff (863, 864, 868, 869, 870, 876, 877, 878). Man rühmt seine Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit der annalistisch entstandenen Darstellung.

b) Die ostfränkische Fortsetzung. Wie in Westfranken die Reichsannalen nicht mehr am königlichen Hofe fortgesetzt wurden, so ist dasselbe Verhältnis

in Ostfranken zu beobachten. Den Hof Ludwigs des Frommen und Ludwigs des Deutschen zierte zwar eine Menge bedeutender Gelehrten, aber er verlor seine Eigenschaft als Mittelpunkt des staatlichen und geistigen Lebens immer mehr; die Teilungsverträge von Verdun und Mersen zersplitterten die geistige sowie staatliche Einheit des Karolingerreiches. Vorläufig war indessen davon bei den Annalisten nichts zu bemerken; denn so gut die Jahrbücher von St. Bertin in hervorragendem Mafse Bezug nehmen auf Ostfranken, ebenso, aber in geringerem Mafse, gilt dieses von den Jahrbüchern von Fulda, *ann. Fuldenses* [68]), welche ebenfalls die Reichsannalen fortsetzen (bis 901).

Wir unterscheiden fünf Teile:

α) eines unbekannten Fulder Mönches (741), 829—838. — *β*) des Fulder Mönches Rudolf, 838—863. — *γ*) des Fulder Mönches Meginhard, 863—887. — *δ*) eines unbekannten Baiern, 887 (882) — 897. — *ε*) Fortsetzung bis 901.

Teil I (741—838) ist nur in den Jahren 827 bis 838 in gewissem Sinne eine Fortsetzung der Reichsannalen, indem hier Fulder Klosternachrichten hinzutreten.

Das Werk als Ganzes (741—838) beruht auf den Ann. Sithienses, den Laurissenses minores oder, wie sie Waitz nannte, der kleinen Lorscher Frankenchronik, von 771 ab auf den Reichsannalen, und zwar den Ann. Einhardi, welche den mageren Sithienses zur Ergänzung dienten. Dazu trat nach Kurze die von ihm angenommene (verlorene) sog. Chronik bis 796, die von Waitz nachgewiesene (verlorene) Chronik bis 805, deren Vorhandensein von der Kritik angenommen wird, endlich immer reichere Nachrichten aus der Fulder Hausgeschichte.

Verfasser dieses Teiles (bis 838) soll Einhard sein. Im Schlettstadter Kodex der Fuldenses steht nämlich zu 838 am Rande: Huc usque Enhardus; Einhard heifst er so später in den Ann. Iburgenses und bei dem sog. Mönch von

Kirschgarten bei Worms. Daher hält Kurze Einhards Autorschaft für gesichert, was Wattenbach und die sonstige Kritik verneint, da man Einhard eine so umfassende historische Tätigkeit nicht zutrauen könne. Wibel meint mit Recht, das Huc usque Enhardus sei nur eine Quellen-, nicht Autornotiz, wie Holder-Egger sie für die Ann. Palidenses, Brefslau für Hermanns Chronik bezw. das Chron. Suevicum universale nachgewiesen habe. Auch wir sind der Ansicht, dafs Einhard die aus Quellen aller Art bis 838 zusammengesetzte Kompilation nicht gemacht hat.

Die Ann Sithienses[69]), (548) 741—823, welche wir oben als das Rückgrat der Fuldenses (bis 829) feststellten, sollen nach Kurze von Einhard für seine Genter Mönche verfertigt sein. Wir verwerfen mit Wattenbach gegen Bloch diese Ansicht: sie hat keine äufsere und noch weniger innere Beglaubigung. Zugleich stellen wir uns in dem jedenfalls „trostlosen“ Streite, ob die Fuldenses (bis 838) auf den Sithienses beruhen (Simson) oder umgekehrt (Waitz), mit Wattenbach auf Simsons Seite. Diese für uns an sich gleichgültigen beiden letzten Fragen wollten wir aber wenigstens erwähnen.

Teil II oder die zweite Fortsetzung des Fulder Mönches Rudolf bis 863 ist ganz höfisch und vielleicht im Auftrage Ludwigs des Deutschen verfafst. Die Jahrbücher entstanden entweder in Mainz, wohin Rudolf wahrscheinlich bei Hrabans Ernennung zum Erzbischofe (847) kam, oder, wie zuletzt von Rethfeld und Kurze dargelegt ist, in Fulda, aber auf Grund desjenigen Stoffes, den Rudolf in Mainz und besonders in Fulda oder vom Hofe erhielt. Dafs er Consiliarius des Königs gewesen ist, scheint uns aus der Stelle zum Jahre 858 nicht hervorzugehen, sondern nur zu beweisen, dafs er mit den einflufsreichen Männern am Hofe vertraut war. Rudolfs Jahrbücher sind eine wertvolle Quelle; ihre Form zeigt

so recht den Aufschwung, welchen die humanistischen Bestrebungen Hrabans in Fulda erzielt hatten. Westfranken wird verhältnismäfsig wenig berührt; Ludwig der Deutsche steht im Vordergrunde, schon bei Lebzeiten seines Vaters (vgl. 838, 840 Anfang).

Teil III oder die dritte Fortsetzung, 863—887, rührt wahrscheinlich von Meginhard her, einem Fulder Mönche, der aber in Mainz lebte und später auch Rudolfs „Überführung des hl. Alexander“ zu Ende brachte. Er ist Anhänger Ludwigs des Deutschen, voll Hafs gegen Karl den Kahlen, „den Tyrannen Galliens“, der „furchtsamer ist als ein Hase“, der „mit krummer Hand die Schätze Italiens raubt“ (875), „der Frieden heuchelt und Betrug im Herzen sinnt“ und „mit hinterlistiger Falschheit verspricht“; er nennt ihn sogar feige „iuxta consuetudinem“. Besonders erbittern den Verfasser die fortwährenden Plünderungen der Normannen und der schimpfliche, mit Geld erkaufte Friede (882).

Der vierte Fortsetzer, 887 (882)—897, ist ein Baier gewesen, da die Geschicke seiner Heimat und überhaupt des Ostens in den Vordergrund treten. Gegen Karl den Dicken ist er wohlwollend und tröstet ihn wegen seiner Absetzung (Ende 887); auch Arnulf wird nicht getadelt, sondern als kräftiger Herrscher geschildert. (Vgl. seine Rede 891 und den Schlachtbericht.) Hier und da sind der Erzählung dichterische Erzeugnisse des Verfassers in Hexametern oder Distichenform eingewebt.

Der fünfte Fortsetzer, 897—901, vielleicht auch mehrere, da eine von Adam von Bremen benutzte, aber verlorene Handschrift bis 911 reicht, bringt fast nur Nachrichten aus dem Osten.

Die Fulder Jahrbücher begleiten uns, wie wir sahen, fast ein Jahrhundert und bilden meistens den Grundstock unserer geschichtlichen Erkenntnis des ostfränkischen Reiches. Bei der hohen Blüte Fuldas und seinen

Beziehungen zum ostfränkischen Hofe darf man den Wert der nach ihm benannten Jahrbücher hoch anschlagen. Fulda war damals Mittelpunkt des geistigen Lebens im Osten. Hiervon zeugt zunächst ein verschollenes karolingisches Annalenwerk[70]), dessen Spuren Scheffer-Boichorst in dem Cosmidromius des Gobelinus Persona (Act. VI Kap. 42) entdeckte, und welches er nach Fulda verlegt. Dieses Werk beginnt 868, läſst sich bis in den Anfang des zehnten Jahrhunderts verfolgen und enthält neben lokalen Notizen auch Nachrichten für allgemeine Geschichte. Kehr hat diese Annalen verfolgt, ihre Daseinswahrscheinlichkeit bejaht und so Scheffers Vermutung zur Tatsache erhoben.

Schon früher auch hatten Waitz und H. Lorenz eine verschollene, aber in den Ann. Hersfeld. sowie bei Marianus Scotus erkennbare Kompilation[71]) feststellen können, welche in Fulda vor der Mitte des neunten Jahrhunderts entstanden war und uns noch mehrfach aufstoſsen wird.

Endlich berichtet Lambert[72]) in seiner Geschichte von Hersfeld über eine heute leider ebenfalls verschollene Hausgeschichte des Klosters, welche von den Acta vetusta abb. Fuldensium wohl zu unterscheiden sein wird. Jedenfalls blühten zu Fulda um 850 die Wissenschaften, nicht am wenigsten die Geschichtschreibung.

Was sonst an annalistischen Berichten der Karolingerzeit vorliegt, ist nicht bedeutend; die Jahrbücher von Prüm, St. Gallen, Reichenau seien hier nur erwähnt. Die Xantener Jahrbücher, *ann. Xantenses*[73]) [831 (640)—873], so genannt, weil der Brand des dortigen Klosters sehr eingehend geschildert wird, sind sehr reich an Wetterberichten und Unfällen, so daſs man oft meint, eine Statistik von Naturereignissen in Händen zu haben; z. B. 848, 859, 873. Von 874 ab wird indessen die Aufzeichnung wertvoller und reichlich.

Besser sind die Jahrbücher von St. Vaast, *ann. Vedastini*[74]), 874—900, aus dem gleichnamigen Kloster Flanderns. Freimütig (876) hat der gleichzeitig mit den Ereignissen schreibende Verfasser sein Werk fortgesetzt; er ist der einzige Zeitgenosse, welcher die Schlacht bei Saucourt (881) erwähnt; auch bemerken wir, dafs er noch die alten Gaunamen der Moriner, Menapier, Sueven gebraucht (879, 880).

Die *ann. Mettenses*[75]) (687—768), sonst recht unbedeutend, enthalten über die Jahre 687—692 einen aus wertvollen verlorenen Quellen geschöpften Bericht über die Anfänge der Karolinger; der Rest ist meistens Kompilation. Neuerdings hat Hampe[76]) in der Kathedrale von Durham die unmittelbare Vorlage der Metzer Jahrbücher aufgefunden, welche den Text derselben sogar stofflich erweitert und berichtigt, auch es ermöglicht, den Zusammenhang der älteren karolingischen Annalen und Kompilationen, besonders der sog. Kompilation bis 805 und ihrer Ableitungen, näher festzustellen. Simson, welcher den Fund Hampes anzeigt, mifst ihm dieselbe Bedeutung zu wie einst der Entdeckung der Ann. Altahenses, welche in ähnlicher Weise die kritischen Untersuchungen Giesebrechts von verlorenen Altahenses bestätigte. Der Ursprung des Kodex Durham ist wahrscheinlich St. Arnulf in Metz, ein Beweis wieder von dem Einflufs der Karolinger auf die Geschichtschreibung. Er läuft von 687 (wie die Mettenses) bis 830, ist aber, besonders von 806—829, Abschrift der Lauriss. maiores.

Auch in Hersfeld schrieb man Annalen, die aber verloren und nur in Ableitungen erkennbar sind, die uns bei der Sachsenzeit beschäftigen werden.

Den Schlufs der geschichtlichen Aufzeichnungen aus der Karolingerzeit soll ein unbekannter Mann bilden, welcher um 890, unter Kaiser Arnulf, verschiedene Quellen

dichterisch bearbeitete, auch wohl verarbeitete, der Poeta Saxo[77]).

Das Werk, *annales de gestis Caroli magni* in fünf Büchern, ist von einem sächsischen Geistlichen verfaſst, in welchem Pertz, Traube und Hüffer jenen Agius vermuten, den Verfasser einer Lebensbeschreibung der hl. Hathumod, seiner Schwester. Jedenfalls war er ein weitgereister Mann, kein im Kloster eingeschlossener Mönch; auch hat er in Metz gelebt (Simson, Monod).

Das Gedicht ist in Hexametern abgefaſst, mit Ausnahme des letzten, welches Distichenform zeigt. Vorlage sind in den drei ersten Büchern Einhards Jahrbücher und Leben Karls; doch hält der Verfasser sich nicht sklavisch an dieselben, sondern weiſs sie dichterisch zu verarbeiten, kürzt oder ergänzt. Im vierten Buche (von 801 ab) bilden nach Simson auch andere Quellen, besonders Halberstädter Aufzeichnungen, seine Vorlage; das fünfte ist eine Totenklage um den verstorbenen Kaiser und später ein Lobgedicht, welches auch auf die Ahnen Karls zurückgeht. Die Distichenform des letzten Buches ist also durch den Inhalt gerechtfertigt. Das Werk schlieſst mit dem Tode des Helden, der den Völkern, besonders den Sachsen, das Christentum gebracht hat und daher sicher im Himmel ist, was der Dichter auch für sich erhofft.

Geschichtlichen Wert hat der Poeta Saxo deswegen weniger, weil er gröſstenteils vorhandene Quellen ausschreibt; aber von jeher lobt man seine formale Gewandtheit und bedeutende dichterische Veranlagung. Zugleich liefert das Gedicht den Beweis, wie schnell und tief das Christentum im Sachsenlande Wurzel gefaſst hat, allerdings nur, weil „Gott die Waffen des rechtgläubigen Kaisers segnete“.

Die deutsche Kaiserzeit.

Geschichtlicher Überblick bis 1250.

Ruhmlos war das Kaisertum Karls des Grofsen untergegangen; denn tatenlos war der Geist seiner Nachfolger, ein Kind ist der letzte Erbe der früher strahlenden, allmählich verblassenden Kaiserkrone, welche aufzusetzen und zu verteidigen niemand mehr sich getraute. Dem Namen des Kaisers fehlte die Kraft; der Bedeutung des Kaisertums mangelte die Anerkennung der Völker. Das einheitliche Reich zerfiel in seine Bestandteile; das Bindemittel gleicher Interessen erwies sich als unzulänglich und trügerisch. Mit innerer Notwendigkeit gewann daher die Scheidung zwischen Deutschen und Franken, den Bewohnern des ost- und westfränkischen Reiches, gröfsere Berechtigung; Sprache und Sitte forderte staatliche Trennung der einander widerstreitenden Stämme.

So entstand der Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen, kein Erzeugnis der Staatskunst, sondern eine Folge innerer Ungleichartigkeit, welche durch das Genie Karls des Grofsen zeitweise verdeckt war.

Der Tag von Verdun (843) erwies sich als unglücklich; erst in Mersen (870) schuf man die wahre Grenze. Wenn wir Deutsche sie nicht dauernd verteidigt haben und den Abfall leicht zu verteidigender Marken des Westens im Laufe der Jahrhunderte billigen mufsten, wir haben diese nachteilige Entwicklung selbst hervorgerufen. Daran ist

schuld das römische Kaisertum deutscher Nation. Hochtrabend sind diese Worte, aber gleisnerisch der Ruhm, welcher unserer Geschichte aus ihrer tatsächlichen Anwendung erwuchs! Glücklich das Volk, welches seine Kraft für sich verwendet, sein Mark nicht in fremden Landen verblutet. Gott sei Dank! Wir Deutsche sind nicht zugrunde gegangen an den weltbeherrschenden Wahngebilden der Ottonen und Staufer, aber mancher Deutsche hat für die falsche und eingebildete, nur Fremden nützende Kaiseridee sein Leben lassen müssen. Zählen wir doch 30 Römerzüge von 951 bis 1198!

Wer mag mit den Berechnungen vergangener Jahrhunderte rechten? Wer möchte auf Otto den Grofsen und den Rotbart einen Stein werfen? Aber die Tatsache, dafs besonders sie unsere Staatskunst auf so falsche Wege leiteten, ist nicht abzustreiten.

Ohne Zweifel wurde Deutschland für die folgenden Jahrhunderte die Vormacht Europas. Nicht allein in Italien herrschte sein unbestrittener Einflufs, auch die slavischen Völker beugten sich unter die Oberherrschaft der Kaiser; im Westen entschied häufig genug ihr Machtspruch. Aber alles dieses geschah unter fortwährendem Kampfe; denn nicht willig gehorchte man dem fremden Staate, und die fortgesetzten Züge und Kämpfe haben eine einheitliche Entwicklung Deutschlands verhindert und die Sonderbestrebungen im Innern grofsgezogen. Die Herzöge errangen ihre Selbständigkeit. Die geistlichen Fürsten, zuerst eine Stütze des Kaisertums, wurden durch den Investiturstreit von Rom abhängig. Ein Bürgerstand bildete sich erst dann, als die Ohnmacht der Staatsgewalt den Städten keinen Schutz mehr gewährte. Der freie Bauernstand war schon frühzeitig im Süden und Westen des Reiches untergegangen. Das Lehnswesen, einst der Kitt zwischen dem Kaiser und seinen Untertanen, vernichtete den unmittelbaren Einflufs der Krone, deren

Erblichkeit durchzusetzen vergeblich versucht wurde. So strebte alles, was staatserhaltend sein und die Einheit fördern sollte, nach dem entgegengesetzten Ziele; um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts schon war Deutschland von seiner stolzen Höhe herabgeworfen, seine Lebenskraft wesentlich geschwächt.

III. Die Zeit der sächsischen Kaiser*).

Geistiger Aufschwung im zehnten Jahrhundert.

Gegen Ende des neunten Jahrhunderts zerfällt die von Karl dem Grofsen geschaffene staatliche Ordnung, Hand in Hand damit geht eine geistige Verwilderung der Völker und ein Niedergang der Bildung. Die Blüte der von Karl gegründeten Schulen hat längst aufgehört; die Beschäftigung mit den Werken der Griechen und Römer wird vernachlässigt; nur in einzelnen Klöstern, welche der Zerstörung durch die Normannen entgingen, pflegt man die Wissenschaft; wohl keine Zeit zeigt gröfseren Verfall auf allen Gebieten.

Mit der Errichtung des deutschen Königtums durch Heinrich I., mit der Erneuerung des abendländischen Kaisertums durch Otto den Grofsen fangen bessere Zeiten an. Freilich durchdringt das neu erwachende geistige Streben nicht das Volk, die breite Masse ist davon unberührt und bleibt roh, wohl aber werden die Klosterschulen Pflanzstätten, in denen die Geistlichkeit und die

*) W. Wattenbach, G.Q. I 7, S. 350—489. — Contzen, Die Geschichtschreiber der sächs. Kaiserzeit. 1837. (Überholt.) — Waitz, Über die Entwicklung der deutschen Historiographie im Mittelalter. in Schmidt, Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft II, 97—103. — Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 4. Aufl. Bd. 1—5. Bd. 6 von B. v. Simson. Bd. I S. 777—790. Bd. II S. 555 ff. — Hauck, III, 281—287. — Ebert, III, Buch 8. — Lamprecht, Deutsches Geistesleben unter den Ottonen, in Quidde, Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft VIII (1892), 1—40.

höheren Stände ihre Erziehung und geistige Ausbildung erlangen. Aber einheitlich und dauernd ist auch diese Richtung nicht; die Wahl des Abtes oder Bischofes ist für das geistige Leben der kirchlichen Sprengel zeitweise entscheidend. Wir hören, dafs selbst Otto I. erst spät anfing Latein zu lernen; Otto II. und besonders Otto III., die Mirabilia mundi, erhielten dagegen von italischen Gelehrten, wie Liudprand und dem Franzosen Gerbert, dem St. Gallener Ekkehard eine ausgezeichnete Bildung. Die Jahrbücher von Pöhlde merken zum Jahre 983 an, dafs Heinrich II. lesen konnte; wir wissen, dass seine Erziehung gut gewesen ist, da er zum geistlichen Stande bestimmt worden war. Gerberts, des späteren Papstes, Name hat noch heute ausgezeichneten Klang; die Bischöfe Bernward und Godehard erhoben Hildesheim zu einer Stätte wissenschaftlichen Strebens. Wie Karl hat auch Otto I. es sich angelegen sein lassen, berühmte Männer des Auslandes an seinen Hof zu ziehen; man denke nur an Liudprand. Bruno, Bruder Ottos I., Erzbischof von Köln, besafs eine eingehende Kenntnis klassischer und geistlicher Schriften; seine Wirksamkeit wird von uns an geeignetem Orte näher geschildert werden. Auch die Bildung der Frauen wird gerühmt. Unter ihnen ragen hervor die Kaiserinnen Adelheid und Theophano; guten Klang haben die Namen der weiblichen Mitglieder des Kaiserhauses, welche als Äbtissinnen in den sächsischen Klöstern wirkten. Hrotsuit, die Nonne von Gandersheim, ist Dichterin und Geschichtschreiberin von nicht geringer Bedeutung; Kunigunde, die Gemahlin Heinrichs II., besafs grofse Belesenheit und Kenntnis in den weltlichen und besonders den geistlichen Werken. Die hohen Kirchenfürsten entstammten meistens alten Adelsgeschlechtern oder waren mit dem Kaiserhause verwandt; auch sie werden in ihrer Ausbildung nicht vernachlässigt sein. Die Masse der Geistlichkeit verstand Latein, denn Latein

lernen hiefs damals so viel, als sich dem geistlichen Stande widmen. Latein ist die Sprache der Kirche, der Gebildeten, besonders die Sprache der Geschichtschreibung; deutsch spricht die grofse Masse des Volkes.

Aber der Inhalt der Geschichtschreibung ist wenigstens deutsch gedacht und empfunden; noch gilt der Kaiser allen als unumschränkter Herr; sein Wille in kirchlichen Angelegenheiten, besonders bei Besetzung der Bistümer, ist allein mafsgebend. Entbehrt auch die Geschichtschreibung der deutschen Form, um so angenehmer empfinden wir die vaterländische und wackere Gesinnung der Geschichtschreiber im Mönchsgewande.

Auch für diesen Zeitraum behalten wir die für die Karolinger festgesetzte Ordnung des geschichtlichen Stoffes bei und beginnen mit der

a. Nationalgeschichte der sächsischen Zeit.

Widukind von Korvei. „Möge niemand sich wundern, dafs ich, nachdem ich in den Erstlingen meiner Werke die Triumphe der Streiter des höchsten Gebieters verkündigt habe, nun die Taten unserer Fürsten niederschreiben will. Da ich durch jene Arbeit nach Kräften erfüllt habe, was ich meinem Berufe schuldete, so entziehe ich mich nun nicht der Pflicht, meine Kräfte der Verehrung gegen meinen Stamm und mein Volk, soweit ich vermag, zu weihen."

Mit diesen Worten leitet Widukind, dem wir für sein Pflichtbewufstsein nicht dankbar genug sein können, die Drei Bücher sächsischer Geschichten, *res gestae Saxonicae*[1]), ein. Über das Leben des trefflichen Mönches sind wir nicht genügend unterrichtet. Es ist unbekannt, wann er geboren wurde und starb; wir wissen nur, dafs er in Korvei an der Weser lebte und um 965 begann, seine Geschichten zu schreiben, welches Werk er 967 abschlofs. Später, aber nicht vor 973, fügte er noch

einiges hinzu. Mit der kaiserlichen Familie scheint er befreundet gewesen zu sein; wenigstens wurde sein Werk der Tochter Ottos des Grofsen, Mathilde, gewidmet. Die Vermutung also, dafs Widukind ihr Lehrer gewesen sei, ist berechtigt.

Den Inhalt des Werkes bezeichnet schon die Überschrift: die Geschichte der Sachsen soll der Nachwelt überliefert werden. Das erste Buch erzählt bis Kap. 14 die Eroberung des Landes durch die Sachsen, deren Unterwerfung durch Karl und die Einführung des Christentums (Kap. 16). Weiterhin erzählt Widukind den Ausgang der Karolinger und das Emporblühen des sächsischen Stammherzogtums, das Leben Ottos des Erlauchten sowie die Regierung Heinrichs I. Hierbei fesselt ihn besonders der Kampf gegen die Wenden und Ungarn; dem hl. Vitus, dem Schutzpatron Sachsens, wird ein ganzes Kapitel (Kap. 34) gewidmet. Das erste Buch ist inhaltlich fast nur Sagengeschichte; Buch 2 und 3 dagegen enthält die Taten Ottos des Grofsen und bildet somit den Schwerpunkt des Ganzen. Hervorzuheben ist eine geradezu vollendete Beschreibung des Charakters der Brüder Otto, Heinrich und Bruno, welche durch packende Kürze besonders wirksam wird. Den Schlufs des Werkes (III, von Kap. 70) bildet der Tod der Kaiserin-Mutter und des Kaisers selbst sowie eine seinem Nachfolger dargebrachte Huldigung.

Widukind beschränkt sich auf die rein deutschen Ereignisse und berücksichtigt die kaiserliche Politik Ottos, die ihr entspringenden Ereignisse nur in geringem Mafse. Er ist vor allem Sachse; die Taten des dem Sachsenstamme entsprossenen deutschen Fürstengeschlechtes haben nur da die Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers erweckt, wo sächsisch-deutsche Verhältnisse mitspielen. Das durch Ottos gewaltige Persönlichkeit wiedererstandene Kaisertum ist ihm in seinem Wesen

ganz fremd; er erwähnt nicht einmal die Kaiserkrönung Ottos, nicht mal die Gründung des Erzbistums Magdeburg. Heinrich und Otto sind eben rein deutsche Fürsten, denen sich die deutschen Stämme unterordnen müssen.

Ist somit die Auffassung Widukinds einseitig, so hat sein Werk anderseits wieder den Vorzug der Einheitlichkeit. Es bildet ein abgeschlossenes, abgerundetes Ganzes; der Verfasser beherrscht seinen Stoff vollständig; liebevoll erzählt er die Heldentaten seiner Fürsten. Was er bringt, ist gröſstenteils selbst erlebt, und daher macht die Darstellung auf den Leser auch den Eindruck der Wahrhaftigkeit. Lüge und Übertreibung ist ihm fremd, wenn er auch ab und zu (I, 40; II, 31; III, 9) absichtlich verschweigt, was zu erzählen wünschenswert und für einen Geschichtschreiber notwendig gewesen wäre. Es ist aber falsch, Widukind deswegen Vorwürfe zu machen. Seine Scheu, die Geheimnisse der kaiserlichen Familie mitzuteilen und die letzten Gründe des Abfalles der Brüder und des kaiserlichen Sohnes zu enthüllen, bestimmt ihn zum Schweigen; Widukind bittet um Verzeihung, wenn er sich dabei etwas zu schulden kommen läſst. (II, 25.) Wir können ihn in gewisser Beziehung mit Einhard vergleichen; beide sind die Geschichtschreiber ihrer angestammten Fürstenhäuser, und daher sind ihre Werke noch heute volkstümlich. Die geistliche Stellung Widukinds tritt ganz zurück; wohltuend wirkt auf uns der vollständig nationale Standpunkt des Mönches. Zuletzt wollen wir noch bemerken, daſs Widukind ab und zu (I, 11. 38; III, 32. 46) durch selbstverfaſste Reden seine Darstellung unterbricht.

Der Wert des Werkes ist unschätzbar; Widukind wird mit Recht als Quellenschriftsteller ersten Ranges angesehen, und je weniger er selbst sondernd und sichtend verfährt, um so höher ist seine Glaubwürdigkeit im allgemeinen bewertet. (Giesebrecht.)

„Einen seltsamen Gegensatz zu dem ganz volkstümlichen Inhalt bildet der gesuchte sallustische Ausdruck, gemischt mit den Worten und Wendungen der lateinischen Bibel. Mühsam zieht er dem widerstrebenden Gedanken ein altrömisches Kleid an, das oft nur schwer und unvollkommen erkennen läfst, was er eigentlich sagen will. Die Nachahmung der antiken Redeweise beherrscht ihn so sehr, dafs er sogar Heinrich wie Otto nach dem Siege über die Ungarn vom Heere als Imperator begrüfsen läfst und Otto auch von da an so nennt, die Kaiserkrönung aber ganz übergeht, wie denn überhaupt der Papst in der eigentlichen Geschichtserzählung gar nicht genannt wird.“ (Wattenbach.)

Die sonstigen Werke Widukinds, von denen er am Anfange seiner sächsischen Geschichten spricht, gehören der kirchlichen Lebensbeschreibung an, sind aber nicht erhalten.

Für die Beurteilung Ottos des Grofsen als abendländischen Kaisers sind von der gröfsten Wichtigkeit die Werke des Liudprand, Bischofs von Cremona[2]). Derselbe stammt aus langobardischer Familie; das Geburtsjahr fällt um 920. Sein Vater, welcher am Hofe des Königs Hugo eine hervorragende Stellung eingenommen hatte — wurde er doch von diesem als Gesandter nach Byzanz geschickt — starb früh; die Mutter heiratete dann nochmals, und Liudprand fand „wegen des Wohlklanges seiner Stimme“ Aufnahme am Hofe zu Pavia. Unter Berengar war Liudprand Kanzler und wurde (949) als Gesandter dieses Königs nach Byzanz gesendet. Später finden wir ihn am Hofe Ottos; die Veranlassung zu seinem Zerfall mit Berengar und noch mehr dessen Gemahlin Willa ist unbekannt. Liudprand mufs aber sehr schwer gekränkt worden sein; denn in den „Sechs Bücher Wiedervergeltung“ giefst er seinen vollen Zorn über das Königspaar aus. Überhaupt ist er ein entschiedener Anhänger

Ottos, besonders nachdem dieser ihn (961) zum Bischof von Cremona erhoben hatte. Wir finden Liudprand später in verschiedener Weise tätig. So war er anwesend auf der Synode zu Rom, welche den Papst Johannes XII. absetzte. Die Vorgänge auf dieser Kirchenversammlung, überhaupt die Zeit von 960 bis Juni 964, erzählt sein „Buch über die Taten des grofsen Kaisers Otto“. Liudprand mufs ein sehr gewandter Mann gewesen sein, da Otto ihn (968) endlich auch als Gesandten nach Konstantinopel schickte, um die Heirat seines Sohnes mit der Prinzessin Theophano zu erwirken. Sein „Gesandtschaftsbericht“ an den Kaiser ist das letzte geschichtliche Werk Liudprands. Auch der Verfasser selbst entschwindet jetzt völlig unseren Blicken, wir sind über seine ferneren Schicksale nicht unterrichtet. Wahrscheinlich ist er in Cremona gestorben.

Das Hauptwerk Liudprands sind die Sechs Bücher Wiedervergeltung, *antapodosis*[3]), die er auf Veranlassung des spanischen Bischofs Recemund von Elvira von 958—962 verfafste. Das erste Buch beginnt mit der Absetzung Karls III. (888), und erzählt die Verhältnisse in Italien bis zum Tode Arnulfs. Das zweite behandelt die Einfälle der Ungarn (Liudprand nennt sie auch Türken) in Italien und die Niederlage Berengars ganz ausführlich (bis Kap. 17); Ludwig das Kind und Konrad werden kurz gestreift (bis Kap. 21), Heinrichs I. Kampf mit den Ungarn etwas weitläufiger erzählt. Das Buch schliefst mit der Geschichte Italiens von 900—924. Das dritte Buch beginnt mit einem heftigen Ausfall gegen Berengar und seine Gemahlin: „Der Zweck dieses Werkes geht dahin, die Taten dieses Berengar, der jetzt Italiens Tyrann, nicht König ist, und seines Weibes Willa, die wegen ihrer grenzenlosen Tyrannei eine zweite Isabel und wegen ihrer unersättlichen Raubgier mit ihrem wahren Namen Lamia genannt wird, darzustellen, kund zu tun und laut in alle

Welt zu schreien. Beide haben mich, mein Haus, meine Verwandtschaft und meine Angehörigen ohne alle Ursache mit so giftigen Pfeilen der Lüge, mit so räuberischen Erpressungen und so gottlosen Ränken verfolgt, dafs weder die Zunge es auszusprechen noch die Feder es zu beschreiben vermag.“ Wir haben diese Zeilen wörtlich wiedergegeben, um dem Leser die Leidenschaftlichkeit Liudprands vor Augen zu führen. Das dritte Buch behandelt zuletzt die italienischen Verhältnisse von 924 bis 935, geht aber auch (Kap. 22—38) auf Byzanz ein, wozu Liudprand veranlafst wurde, weil sein Vater Führer der Gesandtschaft war.

Buch 4. „Was ich von nun an zu berichten habe, werde ich vortragen als einer, der dabei zugegen war. Zu jener Zeit (931) war ich nämlich — herangewachsen ...“ Somit bekennt sich Liudprand als Zeitgenosse. Er führt die italienische Geschichte (Kap. 15) bis 937, die deutsche bis 939, dem Ende des Aufstandes Heinrichs. Das fünfte Buch behandelt vornehmlich italienische Geschichte, bis Hugos Tod (947), deutsche fast gar nicht, wohl aber auch Byzanz. Im letzten (6.) Buche, es enthält nur 10 Kapitel, ist der Verfasser selbst Held der Erzählung. Er überliefert seine Gesandtschaft nach Konstantinopel. Sehr lehrreich und anziehend schildert er eine kaiserliche Tafel, bricht aber dann mitten in der Erzählung ab; das Werk ist nicht vollendet.

Ohne Frage hat Liudprands Antapodosis für uns große Bedeutung. Die italienische Geschichte besonders des zehnten Jahrhunderts, aber auch die deutsche und byzantinische werden von ihm berücksichtigt, fast gar nicht der Westen. Ist das Werk somit keine allgemeine Weltgeschichte, wie sie Recemund wünschte, so erstreckt sich doch die Darstellung über einen großen und den damals wichtigsten Teil Europas. Die persönliche und eigenartige Stellung des Verfassers, welcher alles

mehr als leidenschaftslos ist, verleiht dem Werke eine eigenartige Färbung, Liudprand selbst einen hervorragenden Platz unter den Quellen der damaligen Zeit. Sein gereiztes Wesen, seine voreingenommene Schilderung der Verhältnisse Italiens machen ihn endlich zu einem sehr lesenswerten Geschichtschreiber, der manches bringt, was dem ruhigen Erzähler unwert gewesen wäre.

Die Bücher der „Wiedervergeltung“ bieten noch manches Eigenartige rücksichtlich der Behandlung des Stoffes. Die Erzählung ist nicht ruhig fließend, sondern hat etwas Springendes, Unruhiges an sich und ist vollständig durchsetzt mit Wortbildern altklassischer und byzantinischer Schriftsteller, besonders Dichter, ein Beweis der ungeheuren litterarischen Kenntnisse unseres Geschichtschreibers. Dazu kommt eine ungezügelte Phantasie, welche zu Entstellungen und Ungenauigkeiten führt, ein Spiel mit den Tatsachen, welche aber nicht zu absichtlicher und freier Erfindung führt. (Büdinger.) Eine Fülle von kleineren Geschichten, oft derben Inhaltes, ist in die Darstellung eingeflochten, die dem Ganzen eine Färbung geben, wie sie sonst bei keinem Schriftsteller wieder zutage tritt. Ganz eigenartig sind die dichterischen Leistungen Liudprands, wie z. B.: Anreden und Anfeuerungen (I. 26, II. 22, 26) oder auch Betrachtungen (II. 4, IV. 15. 18, V. 11), ferner Schlachtberichte (II. 65) und schmutzige Erzählungen (IV. 12). Zudem finden sich seiner Darstellung sehr häufig griechische Worte eingewoben, denen die lateinische Übersetzung folgt (I. Einleitung, 7, 8, 10, 11, II. 3, 13, 23, 31, 34, 45, III. 4, 25, 26, 31, 46, IV. 25, V. 15, VI. 10). Diese Zusätze betrachtete Pertz als Laune Liudprands, um seine Wissenschaft leuchten zu lassen, bis in letzter Zeit Koehler fast unumstößlich festgestellt hat, daß sie von fremder Hand herrühren und höchstwahrscheinlich in Metz unter Bischof Dietrich (965 bis 984) entstanden sind, welcher die Kaiserbraut Theo-

phano in Italien abholte und damals die Werke Liudprands in Abschrift erworben haben mag, aus welcher Abschrift die übrigen Kodices (Freising-München usw.) geflossen sind.

Das zweite Werk „Von den Taten des Kaisers Otto des Großen, *liber de rebus gestis Ottonis magni Imperatoris*[4]), ist auf ernsterer Grundlage aufgebaut; in ihm tritt Liudprand selbst handelnd auf, als Vertrauensmann seines Kaisers. Es verbreitet sich über die Jahre 960—964 und ist Bruchstück geblieben, der letzte Satz nicht einmal zu Ende geführt, das letzte Wort nicht ausgeschrieben. Freilich kann man überall den Parteigänger des Kaisers erkennen, auch verschweigt Liudprand manches; aber dennoch ist die leider wenig umfangreiche Schrift — sie enthält nur einundzwanzig Kapitel — als Quelle sehr willkommen, zumal sie sich auch auf wörtlich aufgenommene Aktenstücke stützt. Da sich Liudprand für diese Begebenheiten besonders mit dem Continuator Reginonis u. a. auffällig berührt, so hat man (Ranke, Ottenthal) auf eine gemeinsame Grundlage beider für diesen Bericht hingewiesen, auf eine offizielle Relation, welche von Liudprand verfaßt und den deutschen Bischöfen mitgeteilt sei. Sackur dagegen leitet diese Übereinstimmung aus der persönlichen Bekanntschaft Liudprands und des Erzbischofs Adalbert, ihrem Verkehr am Kaiserhofe her. Jedenfalls ist diese Periode (960—967) gut beglaubigt (Wattenbach).

Liudprand reiste 968 im Auftrage Ottos nach Byzanz, um die in Aussicht genommene Vermählung Ottos II. mit der Kaisertochter Theophano zu vermitteln; die Ergebnisse seiner Sendung sind in einem Gesandtschaftsbericht, *legatio Constantinopolitana*[5]), niedergelegt. Nach der Ankunft (4. Juni) ließ man ihn und seine Begleiter mehrere Tage warten, behandelte ihn schlecht; sein Haus war ohne Dach und gestattete Sonne und Regen freien Zugang; das Essen war ungenießbar, der Wein nicht zu trinken. End-

lich, am 7. Juni, hatte Liudprand die erste Unterredung mit dem Kaiser, erreichte aber weder in ihr noch später seinen Zweck. Das erregt in hohem Grade den Zorn des leidenschaftlichen Italieners. „Der Beherrscher der Griechen trägt langes Haar, Schleppkleider, weite Ärmel und eine Weiberhaube, ist ein Lügner, ein Betrüger, ein unbarmherziger, fuchslistiger, übermütiger Mensch, voll heuchlerischer Demut, geizig, habsüchtig, nährt sich von Knoblauch, Zwiebeln, Porren und säuft Badewasser" (Wein mit Wasser gemischt). Liudprand geißelt an anderen Stellen den Hochmut und Dünkel (Kap. 47) der Byzantiner, ihre Raubgier (Kap. 54), ihre Heuchelei (Kap. 57) und verläßt endlich unverrichteter Dinge Byzanz, (Kap. 58) jene „verhungerte, meineidige, lügenhafte, treulose, räuberische, habsüchtige, geizige und eitel ruhmsüchtige Stadt", um über Lepanto zurückzureisen. Der Bericht schließt mit der Ankunft in Korfu.

In der Legatio übertrifft Liudprand sich selbst. Von Natur leidenschaftlich, gießt er die ganze Schale seines Zornes und Spottes über Byzanz und den Hof, so daß die Erzählung an sich vielleicht wenig Glauben verdient, aber einzig in ihrer Art dasteht, als die lebendigste, die wir über östliche Zustände besitzen.

Liudprand war ohne Zweifel ein treuer, jedenfalls einer der überzeugtesten und fähigsten Anhänger Ottos, dessen Werke wir zwar mit Vorsicht benutzen müssen, aber nicht entbehren können. Er wird seinen Reiz behalten, mag man ihn als Quelle befragen oder als Erzähler zur Hand nehmen. Besonders der Gesandtschaftsbericht ist eine Perle mittelalterlicher Geschichtschreibung, wurde daher auch von Giesebrecht in die Kaiserzeit aufgenommen.

War Widukind ein deutscher Geschichtschreiber auf begrenzt sächsischem Standpunkte, Liudprand ein Italiener, aber Anhänger und leidenschaftlicher Verfechter des römischen Kaisers aus deutschem Geschlechte, so ist

Richer, dessen vier Bücher Geschichten, *historiarum libri IV*[6]), wir jetzt einer Besprechung unterziehen wollen, ein Franzose und sein Werk französischen Geistes, ohne jedes Verständnis für die damalige Weltstellung Ottos I.

Richer stammt aus einer ritterlichen Familie, welche Ludwig IV., dem Überseeischen, mit Treue anhing. Sein Lehrer im Kloster St. Remi bei Reims war Gerbert, jener große Gelehrte und Papst (Silvester II.); dieser hat ihn zur Abfassung seines Geschichtswerkes bewogen. Frankreich steht zwar im Vordergrunde der Darstellung, aber der deutsche Westen wird viel zu häufig berührt, als daß Richer von uns übersehen werden dürfte.

Das Werk beginnt mit der Einteilung des Erdkreises, dann Galliens, wobei Richer Cäsar zugrunde legt und noch den Rhein als Grenzfluß ansieht; endlich wird die Sinnesart der Bewohner geschildert. Es folgt die Geschichte des Landes mit der Erwähnung des ersten christlichen Königs, der „Chlodwig geheißen haben soll"; Richer springt dann sofort über auf Karl den Einfältigen, um im ersten Buche bis 936, dem Tode Rudolfs von Burgund, zu gelangen. Das zweite Buch erzählt das Leben Ludwigs IV. (bis 954), das dritte die Regierung Lothars (bis 986), das vierte die Ludwigs V., die Wahl und Krönung Hugo Capets, die Streitigkeiten um das Erzbistum Reims und schließt im wesentlichen mit dem Jahre 995, der Synode von Mouzon. (Ardennen.) Einige kurze Angaben, die „einen Plan zur Fortsetzung des Werkes anzudeuten scheinen", beziehen sich noch auf die Zeit bis 998.

Wie der Inhalt des Ganzen der französischen Geschichte angehört und besonders der Übergang der Krone von den Karolingern auf die Kapetinger geschildert wird, so ist auch der Standpunkt des Verfassers ein rein französischer; Richer wurde der erste Geschichtschreiber der Franzosen. Seine einseitig französische Auffassung der Verhältnisse kommt überall zum Durchbruch und

verleitet ihn sogar dazu, Heinrich I. und Otto I. Sachsenfürsten, nicht deutsche Könige zu nennen (I. 35, II. 30).

Diese falsche Auffassung der Verhältnisse wollen wir dem Franzosen nicht zu hoch anrechnen, hat es ja doch Mühe genug gekostet, in Deutschland selbst die Ansicht von einem deutschen Königtum in der Hand der sächsischen Herzöge zur Geltung zu bringen. Die Klärung der Verhältnisse in dieser Beziehung erfolgte auch bei uns erst in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts durch die machtvolle Persönlichkeit Ottos I. Der Kampf der Parteien war in Frankreich viel häfslicher, und wenn Liudprand (Antap. I, 37) sagt, dafs die Italiener immer zwei Herren haben wollen, um den einen durch den anderen in Schranken zu halten, noch viel mehr gilt dieser Satz von dem Parteigetriebe im damaligen Frankreich. Die übermächtig gewordenen Grofsen bekämpften sich gegenseitig, verbünden sich gegen das geschwächte Königtum; die Normannen werfen bald hier, bald dort ihr Schwert in die Wagschale, und so verkehren sich die Verhältnisse in geradezu widerwärtiger Weise. Bürgerkriege und Fehden aller Art verwirren die politische Gesinnung der Bewohner und vernichten den Wohlstand des Landes. Richer schildert diese traurige Zeit, und dankbar wollen wir ihm deswegen sein, wenn er auch nicht als wahrheitsliebender und zuverlässiger Führer bezeichnet werden kann,. dem sogar gekünstelte Form der Darstellung höher stand als Unbefangenheit und Treue der Berichterstattung. Hierfür müssen wir ihn persönlich verantwortlich machen, da ihm Quellen aller Art zur Verfügung standen, um sein Werk zu einem unparteiischen zu gestalten. Er benutzte für die ersten Teile nicht, wie er sagt, die Hist. Remensis Flodoards, sondern dessen Jahrbücher, ein vorzügliches Werk[7]); später, von 969 ab, berichtet er aus eigener Anschauung und auf Grund urkundlichen Stoffes.

Müssen wir Richer unsere Anerkennung häufig versagen, so bleibt er doch als einzige Quelle für viele Ereignisse wertvoll genug. Für Deutschland kommen besonders in Betracht Buch I. 20 ff., 34, 40; II. 18, 19, 49, 53 ff., 69 ff.; III. 43 ff. (Gerbert), 67 ff. (Otto II.). Nicht mit Unrecht hat man auf einige Eigentümlichkeiten in Richers Darstellung hingewiesen. So spricht er durchweg nur von Legionen, Kohorten; ein Graf heifst oft vir consularis (z. B. I. 45) usw. Bemerkenswert ist seine grofse Vorliebe für Schlachtberichte und Darstellung von Belagerungen (I. 17, 29, 30, 46, 49 ff.; II. 5, 10, 35, 54, 89; III. 105; IV. 22, 38, 83 ff.). Ferner mufs Richer in der Arzneiwissenschaft aufserordentliche Kenntnisse gehabt haben. Wo sich Gelegenheit bietet, gibt er Beschreibung von Krankheiten und deren Behandlung (I. 11, 13, 18, 56, 65; II. 37, 46, 59, 103; III. 14, 96, 109; IV. 24, 50, 94).

Bemerkenswert endlich ist noch die Tatsache, dafs die von Richer selbst geschriebene Handschrift in Bamberg gefunden wurde; eine seltsame und uns unerklärliche Verkettung von Umständen mag das erste, echt französische Geschichtswerk auf deutschen Boden verschlagen haben, und ein Deutscher (Pertz) mufste es der Vergangenheit entreifsen[8]). Habent sua fata libelli!

Hrotsuit, die Nonne von Gandersheim[9]). Wir hatten schon oben der Gründung des Klosters Gandersheim durch Liudolf, den Ahnherrn des sächsischen Königshauses, gedacht. Dieses Stift blieb noch lange Zeit unter der Leitung der Töchter Liudolfs, zunächst der Hathumod, dann der Gerberga I. und endlich der Christina (919). Auch die Herzogin Oda, ihre Mutter, welche das Kloster reich beschenkte, starb dort hochbetagt, 107 Jahre alt. Unter Gerberga II., der Tochter des Herzogs Heinrich von Baiern, lebte in Gandersheim die Nonne Hrotsuit, eine Frau von hoher Bildung, deren schriftstellerische

Tätigkeit das gewöhnliche Mafs weit übersteigt und von dem geistigen Leben im Kloster ein wertvolles Zeugnis ablegt. Ihre legendenhaften Heiligenleben sowie geistlichen dramatischen Dichtungen, welche den viel gelesenen, schlüpfrigen Terenz verdrängen sollten, brauchen wir nicht zu berücksichtigen; dagegen fordern unsere Aufmerksamkeit zwei Werke geschichtlichen Inhalts.

a) Das Gedicht von den Taten des Kaisers Ottos I., *carmen de gestis Oddonis I. imperatoris*, entstand auf Veranlassung der Äbtissin Gerberga II., die es dem Erzbischofe Wilhelm von Mainz, einem natürlichen Sohne des Kaisers, übersandte; Hrotsuit selbst übermittelte es nebst einer Widmung noch Otto I. und II. Das Gedicht behandelt nicht nur die Taten des Königs Otto, sondern geht auf die Anfänge des sächsischen Hauses, besonders Heinrich I., zurück. Erst von Vers 198 ab tritt Otto der Grofse auf, dessen Regierung Hrotsuit bis zum Jahre 962 verfolgt. Weshalb sie mit der Kaiserkrönung schliefst, sagt die Dichterin selbst:

„Nimmer vermöchte somit dies meine Bemühung zu schildern, | dazu bedarf es vielmehr bei weitem erhabneren Werkes. || Deshalb, weil das Gewicht so gewaltigen Stoffes mich abweist, || wag' ich mich weiter nicht vor und mache gar klüglich ein Ende, || dafs ich nicht später der Last des Beginnens schmählich erliege.“

Wir glauben Hrotsuit, dafs sie sich geschichtlichen Darstellungen ernsterer Art nicht gewachsen fühlte; denn was sie liefert, ist als Stoff wertvoll, zumal sie Widukind kennt und ergänzt, aber von einer geschichtlichen Auffassung ist doch bei ihr nicht die Rede. Als Frau verzichtet sie auf Schlachtberichte und lenkt unsere Aufmerksamkeit meist auf Dinge, welche einer Frauennatur naheliegen. So erzählt sie die Flucht der Kaiserin Adelheid in anschaulicher, gewinnender Weise und behandelt ebenso die leider gröfstenteils verlorene Kaiser-

krönung. Von diesem Gesichtspunkte aus entbehrt die Ansicht von Waitz, dafs das Werk überhaupt nur eine Familiengeschichte der sächsischen Herrscher ist, nicht der inneren Begründung. „Im ersten Teile (man hat das Gedicht in sechs Abschnitte zerlegt) ist, nachdem uns die Familie Heinrichs I. vorgestellt worden, die erste Vermählung des Helden der Erzählung der Hauptgegenstand, im zweiten der Streit und die Versöhnung der beiden Brüder Otto und Heinrich, der Tod Edithas und die Vermählung ihrer Kinder, im dritten die zweite Heirat Ottos, im vierten die Empörung und Begnadigung des Sohnes, im fünften wird gleichfalls der zweiten Ehe die höchste Weihe durch die Kaiserkrönung des Paares gegeben." Der sechste bildet den Schlufs des Werkes mit der Erklärung, dafs sie es ablehne, die Taten Ottos als Kaiser zu erzählen. „Eine solche Auffassung der Geschichte war aber ganz dem Sinne einer Frau entsprechend und zumal der Nonne Hrotsuit, deren Interesse an den Ereignissen ihrer Zeit durchaus durch ihre und ihres Klosters Beziehungen zu der königlichen Familie bestimmt werden mufste; nicht minder aber war sie auch im Sinne ihrer Auftraggeberin, der Äbtissin Gerberga. Was aber wohl zu beachten ist und doch kaum beachtet wurde, diese Auffassung, die das persönliche Moment ganz in den Vordergrund stellte, bot sich auch für eine poetische Behandlung am ehesten dar. Und sie vermochte dem Stoffe eine innere Einheit zu gewähren ...." So erklären sich verschiedene Auslassungen am besten, das Verschweigen für die königliche Familie peinlicher Vorgänge, die Hrotsuit unbedingt bekannt sein mufsten.

Leider fehlen in der Mitte des Gedichtes zwei gröfsere Teile, nach Ansicht von Pertz 678 Verse, gerade die ereignisreichen Jahre 953—962. Erhalten sind 912 Hexameter.

b) Ein zweites, ebenfalls in Hexametern abgefafstes geschichtliches Werk behandelt, wie der Titel Über den Ursprung des Klosters Gandersheim (Braunschweig), *de primordiis coenobii Gandersheimensis,* besagt, die Gründung des Klosters, betont aber von vornherein Vers 20 ff.) den allerdings erst durch eine Klostergründung zu erlangenden Anspruch auf den Kaiserthron. Als das Kloster gegründet und durch die Sorgfalt der Herzogin Oda, welche den drei ersten Äbtissinnen, ihren Töchtern, helfend zur Seite steht, reich ausgestattet ist, wird das Haus der Liudolfinger mit der Geburt Ottos des Grofsen reif für die Erfüllung der Wahrsagung Johannes des Täufers: Otto darf den Kaiserthron besteigen. Anfang und Schlufs des Gedichtes weisen zu deutlich auf diesen Punkt hin, als dafs die Absicht der Dichterin, die Bestimmung des Gedichtes verkannt werden könnte. Es schliefst sich auch zeitlich an das Gedicht über die Taten Ottos. Dieses beginnt mit dem Übergange des Reiches von den Franken auf die Sachsen, mit dem Regierungsantritte Heinrichs I.; die Geschichte der Klostergründung klingt aus mit der Geburt Ottos I. Ist der Zusammenhang der Werke zufällig, so bleibt doch stets der Umstand zu erwägen, dafs der zufällige Zusammenhang beiden Gedichten erst die Einheit verleiht; die der Ahnfrau Oda gegebene Verheifsung geht in Erfüllung und bildet den Schlufsstein der Hrotsuitschen Dichtungen. Eine Staatsschrift mit mathematischer Begründung ist freilich das Ganze nicht, wohl aber eine nach Frauenart dichterisch verknüpfte und begründete Rechtfertigung von der weltgeschichtlichen Sendung der Liudolfinger. So aufgefafst, behalten die geschichtlichen Erzeugnisse der Nonne von Gandersheim ihren dichterischen Wert, ohne als geschichtliche Quelle vernachlässigt werden zu dürfen (Vergl. Winterfeld.)

Unerwähnt wollen wir nicht lassen, dafs Aschbach

die Echtheit der Hrotsuitschen Werke angezweifelt hat; indessen ist seine Ansicht, der Humanist Conrad Celtis sei der Verfasser, nicht durchgedrungen und endgültig von Koepke widerlegt.

b. Chronik.

Diese Art der Geschichtschreibung hat in der sächsischen Zeit einige gute Vertreter, besonders aber

1. Die Weltchronik.

Regino von Prüm, dessen Chronik für die Karolingerzeit von grofsem Werte ist, fand einen ausgezeichneten Fortsetzer[10]), und zwar in unmittelbarem Anschlufs an das Hauptwerk. Die Fortsetzung reicht von 907—967, verfafst um 960 oder 964, von welchen Jahren ab die annalistische, gleichzeitige Fortsetzung begonnen zu haben scheint. Demgemäfs sind die ersten Teile der Chronik, welche besonders auf den Reichenauer Jahrbüchern fufsen, weniger umfassend; oft müssen wir mit sehr mageren Angaben zufrieden sein. Erst von 950 ab, wo der Verfasser eigene Erlebnisse mitzuteilen scheint, wird der Bericht eingehend, um von 960—967 die beste und zuverlässigste Quelle zu werden, die sich mit Liudprands Gesta messen kann (Ottenthal). Hierzu trägt in erster Linie bei der Ernst des Verfassers, die wohltuende Kürze und Bestimmtheit seiner Nachrichten, dann aber auch der Umstand, dafs er es unterläfst, wie z. B. Thietmar von Merseburg, sein Werk mit Bibelstellen und gelehrtem Beiwerk zu spicken. Es ist ihm nur darum zu tun, Geschichte zu überliefern.

Der Verfasser ist unbekannt, aber die scharfsinnige Vermutung von Giesebrecht weist auf einen Mönch Adalbert des Klosters St. Maximin in Trier, der mit Adalbert, Erzbischof von Magdeburg, befreundet gewesen sein mufs, oder sogar auf diesen selbst (vgl. Jahr 961, 962).

(Sickel, Brefslau.) Sicher ist, dafs der Fortsetzer ein sehr gebildeter und mit den Ereignissen vertrauter Mann war, welcher besonders den Süden und Westen des Reiches bei seinen Angaben berücksichtigt. Auch Italien wird nicht vernachlässigt, wo seine Darstellung mit Liudprands Gesta Ottonis sich deckt.

Die Chronik des Thietmar, Bischofs von Merseburg (1009—1018), *chronici libri VIII*[11]), ist ein umfangreiches Werk. Der Verfasser, 975 geboren, entstammte dem angesehenen Grafengeschlechte Walbeck, welches eine weitverzweigte Verwandtschaft unter den sächsischen Geschlechtern, sogar dem regierenden Fürstenhause aufweist. Die Erziehung Thietmars erhebt sich daher über das gewöhnliche Mafs; er ist in den Werken des Altertums (vgl. I. 1, 7, 13, 14, II. 2, IV. 10, V. 1, 15, 20, 24) sowie den kirchlichen bewandert. Seine Laufbahn war ebenfalls durch Geburt und Bildung von vornherein gesichert; zunächst Abt des Klosters Walbeck, einer Familienstiftung, wurde Thietmar auf den Bischofsitz von Merseburg erhoben und ist 1018 in jungen Jahren gestorben.

Seine Chronik umfafst die Geschichte des sächsischen Hauses bis 1018. Buch I beschäftigt sich mit Heinrich I., aber in sehr dürftiger Weise. Nur die Heirat mit Hatheburg und deren Verstofsung werden eingehender geschildert, auch die Bauten des Königs in Meifsen und Merseburg aufgezählt; die Geschichte der Halberstädter Kirche ist eingeflochten. Buch II behandelt Otto I., dessen Wahl, den Aufstand Heinrichs ganz kurz, sowie den Sieg über die Ungarn und die Römerzüge. Ein Nachtrag aus allen möglichen Gebieten und Regierungsjahren Ottos beschliefst diesen Teil. Buch III enthält Otto II., wie Magdeburg freie Bischofswahl bekommt, die Schenkungen an das Bistum Merseburg, die Erhebung des Willegis auf den Mainzer Stuhl, den Krieg gegen die Dänen (974) und Böhmen (975) sowie die Verhältnisse in

Italien. Buch IV umfafst die Regierung Ottos III. Hier berichtet Thietmar schon aus eigener Erinnerung, wird reichhaltiger und wichtig, da er manches bringt, was sonst nicht erhalten ist; allerdings fliefst auch viel Nebensächliches ein. Buch V—VIII bringt bis 1018 die Zeit Heinrichs II. und wird dessen Hauptquelle. Die Erzählung beschränkt sich aber nicht auf Deutschland, sondern umfafst beinahe alle damals bekannten Reiche. „Bald erzählt er von venetianischen Schiffern oder von auf dem Mittelmeere umherschweifenden arabischen Seeräubern oder von dem Kaiserthrone zu Byzanz; bald erläutert er die Verhältnisse des hinsinkenden Reiches von Burgund und berührt die Zerwürfnisse in Frankreich; an anderen Orten teilt er uns die wichtigsten Nachrichten über die anwachsende Macht der Dänen in England mit und deutet auf die noch ganz im Dunkel liegende Entwicklung Schwedens hin; mit besonderer Vorliebe aber behandelt er die Verhältnisse der östlichen Völker, indem er über Polen, Böhmen und Rufsland unschätzbare Nachrichten mitteilt.“

Hieraus ersieht man schon, wie wenig einheitlich das Ganze sein mufs. Die Reichhaltigkeit der Nachrichten und der Umfang des Gesichtskreises bedingen schon an sich eine gewisse Unordnung der Berichterstattung. Dazu kommt aber, dafs Thietmar kein Geschichtschreiber von Beruf war; es fehlt ihm die Übersicht und die Fähigkeit, die Ereignisse innerlich zu verknüpfen. Zudem ist die Chronik nicht von vorn nach hinten in einem Zuge geschrieben, sondern Thietmar und seine acht Schreiber arbeiteten je nach Bedürfnis oder, wie gerade Stoff geboten wurde, bald hier, bald dort, ergänzten und veränderten auf dem zu Nachträgen frei gelassenen Raume. Kurze hat diese Arbeitsweise auf Grund der noch vorhandenen Handschrift ins einzelne nachgewiesen, auch die Nachträge von späterer Hand, so dafs Wattenbach

(6. Aufl.) seine Ergebnisse für genügend gesichert hielt, nicht aber die 7. Aufl., welche Nachprüfung wünscht auf Grund der von Gundlach erhobenen Einwendungen. Die meist wichtigen Zusätze erstrecken sich besonders auf die ersten Teile der Chronik und sind den Quedlinburger Jahrbüchern entnommen sowie Widukind. Die Benutzung einer verlorenen Gründungsgeschichte von Magdeburg, welche Giesebrecht und dann Kurze annahm, ist nicht zu erweisen, wohl aber die Benutzung der Halberstädter Bistumschronik. So ist es gekommen, dafs Thietmars Chronik des wünschenswerten inneren Zusammenhanges meistens entbehrt; erst die letzten Bücher, welche gleichzeitig mit den Ereignissen verfafst sind, werden lesbarer und auch reichhaltiger.

Fragen wir nach dem geschichtlichen Werte der Chronik, so mufs anerkannt werden, dafs der Verfasser nirgends die Unwahrheit sagen wollte, sondern bestrebt war, zuverlässige Nachrichten zu bringen (vgl. I, 17); darauf läfst schliefsen die einfache, wenn auch unbeholfene Sprache, deren Schwerfälligkeit noch vermehrt wird durch die Unmasse von eingestreuten Bibelstellen. Gerade dadurch wird die Lesbarkeit des Werkes überall gestört, und diese Eigentümlichkeit, verbunden mit der geringen Übersichtlichkeit, hat die Verbreitung der Chronik wesentlich gehindert Nur der Annalista Saxo hat sie naturgemäfs gründlich ausgeplündert.

Thietmars Ansicht von der Stellung der deutschen Kaiser als Oberherrn in weltlicher und geistlicher Hinsicht ist eine nationale. Das Kaisertum ist römisch, aber von deutscher Nation; besonders betont der Geschichtschreiber das alleinige Recht des Herrschers, die Ernennung der Bischöfe vorzunehmen (vgl. I. 15, V. 26, VI. 23).

Fassen wir unser Urteil über die Chronik zusammen. Dieselbe ist für die sächsische Zeit unentbehrlich nach ihrem Inhalt, erfreulich durch den rein deutschen

11*

Standpunkt des Verfassers, dem es aber nicht gelang, den Stoff genügend zu sondern oder gar zu verarbeiten. Letzterer Mangel ist aber nicht einzig der unzulänglichen Befähigung Thietmars zuzuschreiben, sondern hat wesentlich seinen Grund darin, dafs das Werk nicht umgearbeitet wurde. Vielleicht sollte es überhaupt zuerst eine Bistumsgeschichte Merseburgs sein, ist aber später eine Darstellung der sächsischen Kaiserzeit geworden.

Diesen beiden deutschen Chroniken reihen wir drei italische an; sie sind bei dem Zusammenhange Italiens und Deutschlands in damaliger Zeit auch für letzteres Land von Wert. Die Chronik Benedikts, *chr. Benedicti* [12]), eines Mönches des Andreasklosters auf dem Berge Sorakte bei Rom, wurde 968 beendet. Der Verfasser, dessen Latein überaus roh und schlecht ist, hafst in glühender Vaterlandsliebe die sein Vaterland beherrschenden Fremdlinge (z. B. Kap. 10. 22), welcher Hafs noch gesteigert sein mag durch die Parteinahme für die Päpste. Unter solchen Umständen könnten wir in den einschlägigen Stellen die Chronik nicht rühmen, wenn nicht bei dem Mangel an Nachrichten für Italien Benedikt doch immer ein wertvoller Berichterstatter wäre, der aus allen möglichen Quellen schöpft und besonders für die Geschichte der Stadt Rom im zehnten Jahrhundert unentbehrlich ist, aber mit Vorsicht benutzt werden mufs.

Von 947—974 reicht die Chronik von Salerno, *chr. Salernitanum* [13]), verfafst von einem unbekannten Mönche. Er setzt die Langobardengeschichte des Paulus Diaconus fort und weifs durch die Lebhaftigkeit seiner Erzählungen und Geschichten (15. 16. 32. ff. 48. 70. 98 usw.) zu fesseln, ohne auf den Namen eines ernsten Geschichtschreibers Anspruch zu machen. Für die Verhältnisse Unteritaliens ist er sowohl wie Benedikt nicht zu entbehren.

Die Chronik von Venedig, *chr. Venetum* [14]), um

1010 von einem Diakon Johannes geschrieben, reicht von 568—1008 und ist durch die Reichhaltigkeit der Nachrichten, besonders in den letzten Teilen (von 1000 ab), für Deutschland sehr wertvoll, zeichnet sich auch durch klare Erzählung vorteilhaft aus. In den älteren Teilen beruht das Werk fast ausschliefslich auf Paulus Diaconus.

2. Bistums- und Klosterchronik.

Aus der sächsischen Zeit besitzen wir eine grofse Menge von Werken, die sich mit der Geschichte von Bistümern oder Klöstern beschäftigen. Besonders im Westen des Reiches erblüht ein reichhaltiges Schrifttum dieser Art.

Zunächst gedenken wir der Fortsetzung eines Werkes, dessen Grundlage in der Karolingerzeit gelegt wurde, der Geschichte des Klosters St. Gallen, *casus St. Galli*[15]. Die Erzählung Ratperts schlofs 883; erst nach langer Zeit dachte man an eine Fortsetzung. Die Zeiten des zehnten Jahrhunderts waren für die Entwicklung St. Gallens zwar günstig gewesen, aber man lebte nach der althergebrachten Weise und verabsäumte es, eingetretene Mifsbräuche ernstlich zu beseitigen. Dafs solche vorhanden waren, entging Otto I. nicht. Wir hören von einer zweimaligen Untersuchung des Klosters; die letztere wurde angestellt sogar von 16 geistlichen Würdenträgern, Bischöfen und Äbten. Wir wissen nicht zuverlässig, ob und welche Veränderungen dann eingetreten sind, bis auf Befehl Konrads II. ein Abt, Norpert, eingesetzt wurde, welcher die Klosterzucht nach cluniacensischer Art schärfen sollte. Allgemeine Unzufriedenheit herrschte deshalb in der alten Benediktinerabtei gegen diese „Neuerer, Schismatiker, Welschen", und Ekkehard IV. (gest. um 1060) machte sich zum Wortführer der unzufriedenen Partei. Er war ein Mann von

grofser Bildung und Belesenheit in den lateinischen Schriftstellern des Altertums und tat sich als Lehrer und Dichter hervor; auch die griechische Sprache war ihm bekannt. Seine Fortsetzung der Casus St. Galli ist nun nichts anderes als ein Widerspruch gegen die durch Norpert begonnene Neuordnung des Klosters. Die Zeiten von 883, wo Ratpert endet, bis 971 sind von ihm behandelt; der Glanz des Klosters, die mustergültige Ordnung in demselben wird ins helle Licht gerückt. Die durch Otto I. verfügte Untersuchung ergibt nach Ekkehard nichts, was zu einer solchen hätte Anlafs geben können; sie wäre erfolgt auf Grund von Verdächtigungen gemeinster Art. Wir müssen dieses glauben, da uns hierüber keine andern Nachrichten zu Gebote stehen, wollen aber annehmen, dafs Otto I. und Konrad II. nicht ohne genügende Veranlassung handelten.

Ekkehards Werk ist eine Zweckschrift, aber dennoch danken wir dem Schicksal, dafs sie erhalten ist. Wir haben ein unverfälschtes Bild der damaligen St. Gallener Zustände, wie es naturgetreuer nicht gewünscht werden kann, und sehen aus ihm, dafs neben Frömmigkeit und christlicher Liebe auch Bosheit und Hafs in einem Kloster Platz finden können, dafs strenge Zucht nötig ist. Als Geschichtschreiber im strengen Sinne des Wortes kann Ekkehard natürlich nicht gelten. Der Grund, welcher ihn bewog, 971 zu schliefsen, obwohl er doch Mitte des elften Jahrhunderts sein Werk verfafste und erst gegen 1060 starb, ist unbekannt.

Im Osten hatte Otto I. zum Schutze des Christentums und Deutschtums eine Menge von Bistümern gegründet, die sämtlich unter das 968 errichtete Erzbistum Magdeburg gestellt wurden. Das beste Mittel zur friedlichen Eroberung des neuen Gebietes war sicherlich die Errichtung von Klöstern und Schulen, welche ihrerseits durch Pflege der Wissenschaften und geistiges Streben

eine Verschmelzung der Bevölkerung herbeiführen mufsten. Die Ottonen haben hierbei ein ungewöhnliches Geschick und Verständnis bewiesen; wir sahen schon, was Thietmar in Merseburg leistete.

Ebenso hervorragend ist in dieser Richtung Magdeburg, unter dessen erstem Erzbischofe Adalbert die Wissenschaft in hohem Mafse gepflegt wurde; war er doch selbst wahrscheinlich der Fortsetzer des Regino. Von etwaigen ältesten Aufzeichnungen in Magdeburg aber ist nichts erhalten; der Brand der Stadt im dreifsigjährigen Kriege hat sicherlich derartige Werke vernichtet. Darunter soll, was Simson bestreitet, nach Giesebrecht, Günther und Kurze eine verlorene Gründungsgeschichte von Magdeburg (bis 1004) gewesen sein, aus der manches in die ersten Teile der noch erhaltenen Magdeburger Bistumschronik, *gesta archiepp. Magdeburgensium*[16]), bis 1513, übergegangen wäre. Der erste Teil derselben, in einem Zuge geschrieben und bis 1023 reichend, behandelt die Entstehung der Stadt; Cäsar, der bis an die Elbe vorgedrungen, soll sie gegründet haben. Erst mit Otto I. gewinnen die Nachrichten Glaubwürdigkeit; besonders die Gründung des Moritzklosters sowie des Stiftes Bergen wird berichtet. Der zweite Teil von 1023 bis 1142 ist gleichzeitig den Ereignissen fortgeführt.

Sichergestellt durch Reste, welche Holder-Egger fand, ist das Vorhandensein einer jetzt verlorenen Halberstädter Bistumschronik[17]) oder Annalen (Scheffer-Boichhorst), die bis 1140 reichte und vom Annalista Saxo (bis 1113), dem Poeta Saxo sowie Thietmar benutzt wurde. Ganz erhalten hat sich nur ein Auszug dieser bis 1209 fortgesetzten Geschichte der Halberstädter Kirche, *gesta epp. Halberstadtensium* (bis 1209)[18]), der aber trotzdem noch wertvoll ist.

Weniger als geschichtliche Quelle wie als niederdeutsches Sprachdenkmal erwähnen wir hier die Reim-

chronik von Gandersheim[19]), verfaſst erst 1216 von dem „Pfaffen“ Eberhard, Schreiber der Äbtissin Mechtild. Dieselbe behandelt die Geschichte des Klosters bis 1008 und gibt dann eine kurze Aufzählung der deutschen Könige bis Friedrich II. sowie der Äbtissinnen des Klosters. Quelle des Dichters war, wie er häufig anmerkt, in der Hauptsache ein „Buch“, wahrscheinlich eine lateinisch geschriebene Geschichte des Klosters von einem ungenannten Verfasser, welches bis 1008 reichte und von Eberhard dichterisch verarbeitet ist. Die Quelle selbst fuſst gröſstenteils auf Widukind, nicht auf Hrotsuit, welche unbekannt gewesen zu sein scheint (Weiland).

Unter Otto I. wurde auch Lothringen dauernd wiedergewonnen und durch Erzbischof Bruno von Köln, Bruder des Kaisers, in mustergültiger Weise verwaltet. Das geistige Leben hob sich und trieb neue Blüten, besonders auf dem Gebiete der kirchlichen Geschichtschreibung. Die Klosterchronik von Lobbes in Belgien, *Folcuini gesta abb. Lobiensium*[20]), bis 974, verfaſst von dem Abte Folcwin († 990), ist ein tüchtiges Werk und erhebt sich besonders durch urkundlich beglaubigte Nachrichten aller Art über eine Lokalchronik. Auch auf deutsche Verhältnisse kommt sie hier und da zu sprechen (z. B. Kap. 22, 25). Von demselben Folcwin besitzen wir noch andere geschichtliche Arbeiten, z. B. eine Geschichte des Klosters St. Bertin[21]), dem er in seiner Jugend angehörte; dieses Werk steht aber der Chronik von Lobbes bedeutend nach.

Auch Lüttich gewann seinen Chronisten. Heriger, der Nachfolger Folcwins in Lobbes, gab eine Geschichte des Bistums, *gesta epp. Leodiensium*[22]), heraus, wozu er vermöge seiner bedeutenden Gelehrsamkeit und Teilnahme an der Geschichte seiner Zeit wohl befähigt erscheint. Das Werk sollte ursprünglich nur das Leben des hl. Remaclus, eines Lütticher Bischofs, behandeln, wuchs dann

zu einer Geschichte des Bistums überhaupt heran, schliefst aber schon mit dem Jahre 667. Die grofse Belesenheit des Verfassers erkennt man aus der Masse von Stellen, welche besonders römischen Dichtern und Prosaikern entnommen sind; auch Reden finden sich vor, von Heriger selbst verfafst. Leider hat die geschichtliche Treue des Werkes unter dieser Fülle äufserer Ausstattung leiden müssen; aber wir besitzen aus späterer Zeit eine ausgezeichnete Bearbeitung der wichtigen Lütticher Bistumsgeschichte durch Anselmus, der in kunstloser Form einen reichen Schatz geschichtlicher Erkenntnis bietet.

Die innigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich trotz der staatlichen Trennung haben uns schon oben die Verpflichtung auferlegt, Richers Geschichtswerk in den Kreis unsrer Betrachtung zu ziehen. Auch hier müssen wir eines Franzosen gedenken, des Flodoard, welcher zuerst Archivar der Kirche von Reims war. Derselbe nimmt in den Wirren des Erzbistums und überhaupt seiner Zeit eine hervorragende Stelle ein und ist, von Freund und Feind hochgeachtet, 966 gestorben, nachdem er die Abtwürde des Klosters St. Basle niedergelegt hatte. Von ihm rühren eine Menge Werke her, teils geistlichen, aber auch besonders geschichtlichen Inhalts. Erwähnt soll werden seine Papstgeschichte[23]) in Versen, ein ungeheures Werk, welches bis 946 reicht und dessen letzter Teil gedruckt vorliegt.

Aufser den Annalen, die wir später noch berücksichtigen werden, ist besonders wichtig die vom Trierer Erzbischofe Rotbert veranlafste Geschichte der Reimser Kirche in vier Büchern, *historia Remensis ecclesiae*[24]), bis 948. Das erste Buch reicht bis auf den hl. Remigius; das zweite bis Hinkmar, dessen Jahrbücher wir schon kennen; das dritte schildert die Wirksamkeit Hinkmars; das vierte (bis 948) und letzte Buch besitzt deshalb besonderen Wert, weil sein Inhalt von Flodoard

gröfstenteils selbst erlebt ist und er einen bedeutenden Anteil an den Ereignissen hat. Die anderen, besonders das dritte, zeichnen sich durch den geradezu erstaunlichen Reichtum an urkundlichem Stoffe aus, der in ihnen verwertet und teilweise wörtlich mitgeteilt ist. Unter solchen Umständen hat Flodoard als Quellenschriftsteller bedeutenden Wert, aber „die Verarbeitung des Stoffes mufs man als mangelhaft bezeichnen; sie läfst sich oft ganz vermissen“ (Wattenbach). Flodoard berücksichtigt besonders aufserdeutsche Gebiete; aber bei den nahen Beziehungen Ostfrankreichs zu Lothringen ist sein Werk auch für uns trotz aller Schwächen wertvoll.

c. Die Lebensbeschreibung.

1. Heiligenleben.

Die Fruchtbarkeit der karolingischen Zeit auf dem Gebiete der Heiligenleben und Überführung der Gebeine kehrt vorläufig nicht wieder; geradezu arm an dieser Art von Geschichtschreibung ist Deutschland im zehnten Jahrhundert. Nur Lothringen, wo ein reges kirchliches Leben neu erblüht, macht hiervon eine Ausnahme; aber von Bedeutung für die Geschichte sind auch diese Werke im allgemeinen nicht.

Der hl. Adalbert (982--997), Bischof von Prag und Apostel der Preufsen, hat durch sein bewegtes Leben und den Tod als Märtyrer die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen; an seine Schicksale knüpft sich ein verhältnismäfsig bedeutendes Schrifttum. Fördernd für die Volkstümlichkeit des Heiligen war ohne Frage sein freundschaftliches Verhältnis zu Otto III., welcher später auch das Grab des Märtyrers in Gnesen aufsuchte.

Das erste Leben des hl. Adalbert, *vita S. Adalberti*[25]), wurde um 1000 im Auftrage des Kaisers (Pertz) geschrieben von Johannes Canaparius, einem Mönche

(Abte?) im Kloster der heiligen Alexius und Bonifatius in Rom. Eine unbewiesene Vermutung nennt auch einen gewissen Gaudentius, Adalberts Stiefbruder, als Verfasser, und Voigt sucht die Autorschaft des Papstes Silvester II. oder eines seiner Schüler zu erweisen. Canaparius war wohl befähigt zu dieser Aufgabe, weil Adalbert, seines Amtes als Bischof in Prag überdrüssig, die Stille des römischen Klosters aufgesucht hatte (990). Vier Jahre später mufste er nach Prag zurückkehren, um sein Bistum wieder zu übernehmen, aber nochmals veranlafste ihn die Zügellosigkeit der böhmischen Landsleute, das Klosterleben in Rom von neuem zu beginnen. Zum zweiten Male zwang ihn höherer Befehl zur Rückkehr. Aber seine Sehnsucht, die Märtyrerkrone zu gewinnen, trieb den Heiligen zu den heidnischen Preufsen, welche ihn 997 ermordeten.

Das Werk des Canaparius ist ganz vorzüglich, sowohl inhaltlich, da der Stoff dem Verfasser durch sein Verhältnis zu Adalbert geläufig war und Nachrichten aller Art, besonders über Adalberts Tod, ihm von Augenzeugen zuflossen, als auch rücksichtlich der Form. Besonders reizt uns noch heute die warm empfundene Schilderung des Lebens im damaligen Rom, „der heiligen Burg, der Herrscherin der Städte, dem Haupte der Welt“. Auch begreifen wir die innige Freundschaft Ottos und Adalberts; beide waren aufsergewöhnliche Naturen, empfänglich für alles Seltsame, aber ohne Verständnis für das wirklich Erreichbare.

Diese ältere Lebensbeschreibung erlangte eine unerwartete Verbreitung von weltlicher und besonders geistlicher Seite; sie wurde in anderen Quellenwerken stark benutzt, sogar dichterisch verarbeitet; Papst Silvester II. sogar galt eine Zeitlang als ihr Verfasser. Unter solchen Umständen ist es nicht wunderbar, dafs Bruno von Querfurt, dessen Autorschaft feststeht (Kaindl, Perl-

bach), schon 1004, teilweise nach gleichen Vorlagen wie Canaparius, die sogenannte jüngere Lebensbeschreibung Adalberts, *vita S. Adalberti auctore Brunone*[26]), verfafste, die in manchen Punkten durch Umarbeitung ergänzend der älteren zur Seite tritt. Bruno war zu seiner Arbeit befähigt, da er eine Zeitlang in demselben Kloster wie Adalbert lebte, den Heiligen also kannte; auch er fand merkwürdigerweise 1009 den Märtyrertod im Preufsenlande, nachdem er schon längere Zeit im südlichen Rufsland, wenn auch ohne nachhaltigen Erfolg, die Bekehrung der Petschenegen am Don eifrig betrieben hatte. Sprachlich steht Brunos Werk nicht so hoch als das seines Vorgängers Canaparius.

Die *passio St. Adalberti*[27]), um das Jahr 1000 vielleicht als Auszug eines gröfseren Werkes (Zeisberg, Kaindl, Kolberg) von unbekannter Hand, sicher aber von einem Slaven in Gnesen (Wattenbach) oder Meseritz (Giesebrecht) geschrieben, befafst sich hauptsächlich mit dem Lebensende des Märtyrers sowie den von ihm ausgehenden Wundern und behandelt die Überführung der Gebeine nach Gnesen. Heute ruht der Heilige in Prag, wo zu leben und zu wirken die politischen Verhältnisse dem Bischofe nicht gestattet hatten.

Schon früher hatten wir bemerkt, wie wenig rücksichtsvoll man bei der Erwerbung von Gebeinen der Märtyrer verfuhr; oft sogar trat gewaltsame Aneignung an die Stelle von gütlichem Übereinkommen. Auf diese oft recht bedenkliche Schattenseite kirchlichen Lebens weist die Übertragung des hl. Epiphanius[28]), *trans. S. Epiphanii*, dessen Gebeine (vgl. Kap. 4—6) in Pavia durch offenen Diebstahl nach Hildesheim gelangten. Die Kirchenschändung geschah durch den Presbyter Thangward mit Wissen des Hildesheimer Bischofs Otwin im Jahre 964 auf Ottos I. Römerzuge. Der Bericht von der Übertragung ist von einem unbekannten Hildes-

heimer Geistlichen verfafst in einfacher, schlichter Sprache.

An letzter Stelle erwähnen wir die Lebensbeschreibung des Abtes Johannes von Gorze, *vita Johannis Gorziensis*[29]) († 974), verfafst von seinem Freunde, dem Abte Johannes von St. Arnulf in Metz. Wir setzen das Werk an diese Stelle, obwohl in demselben hauptsächlich die Einführung des strengen Mönchslebens nach cluniacensischem Muster in Lothringen eingehend behandelt wird, es also eigentlich in die Zeit der Salier gehört.

Johannes, einer wohlhabenden Familie Lothringens entsprossen und in der Nähe von Metz geboren, ist einer der bekanntesten Vertreter dieser strengen Auffassung des Mönchslebens, dabei ein vielseitig gebildeter, mutiger Mann, welcher sich bekanntlich freiwillig erbot, die gefahrvolle Reise an den Hof des Kalifen Abderrhaman in Ottos I. Auftrage zu unternehmen, und durch Klugheit und entschlossenes Auftreten die Gefahren überwand, welche ihm dort von seiten der mohamedanischen Hofpartei drohten. Dieser Gesandtschaftsbericht (Kap. 117 ff.) ist eine Perle mittelalterlicher Geschichtschreibung und verdient besonders hervorgehoben zu werden, ist auch von Giesebrecht seiner Darstellung ganz einverleibt worden.

Leider reicht die Lebensbeschreibung des Johannes nur bis 957; aber wegen ihrer Ausführlichkeit müssen wir dem Bruchstücke unbedingt einen hervorragenden Platz unter den Werken dcr sächsischen Zeit anweisen.

Dafs Johannes von Gorze selbst geschichtlicher Schriftsteller gewesen, kann nicht erwiesen werden; was Pertz ihm an Heiligenleben und sonst zuschrieb, besonders eine Lebensbeschreibung des hl. Chrodegang, Bischofs von Metz, *vita S. Chrodegangi*[30]), welcher Gebeine von verschiedenen Heiligen nach Gorze und den hl. Nabor nach

St. Avold in Lothringen brachte, ist sicher nicht von ihm verfaſst. Zudem ist sie nicht wertvoll, wenn auch vielleicht schon im neunten Jahrhundert verfaſst (Sackur).

Aus den Klöstern Lothringens liegt uns noch eine gewaltige Menge Lebensbeschreibungen von Bischöfen und Äbten vor, auf die wir aber, da sie verhältnismäſsig nur geringen geschichtlichen Wert haben, nicht eingehen wollen.

2. Die weltliche Lebensbeschreibung.

Reichhaltig, teilweise auch besser, ist die weltliche Lebensbeschreibung der sächsischen Zeit. Freilich, ein Mann wie Einhard fehlt den Ottonen; aber trotzdem treibt die Gröſse der ersten Herrscher manchen zur Verherrlichung der Mitglieder des Königshauses oder groſser Männer, die demselben ihre Kraft zur Verfügung gestellt hatten.

Das ältere Leben der Königin Mathilde, Gemahlin Heinrichs I., *vita Mahthildis antiquior*[31]), wurde in der Stiftung der Königin, dem Kloster Nordhausen, von einem unbekannten Verfasser 974 auf Veranlassung Ottos II. geschrieben, ist aber merkwürdigerweise nur in der Urschrift der viel späteren Pöhlder Chronik erhalten. Koepke setzt die Abfassung irrig unter Otto III. Notwendig war, daſs zunächst der Voreltern der Ottonen und Mathildens kurz gedacht wurde (Kap. 1, 2); dann folgt die Brautwerbung Heinrichs, seine Regierung, Familie und sein Tod. Von Kap. 8 wird Mathilde als Witwe geschildert, ihre hervorragende Freigebigkeit gegen Klöster und Arme, ihr Einfluſs auf Otto I. und endlich ihr sowie des Kaisers Tod. Das Ganze ist also eine Art Familiengeschichte, dargestellt und nicht ohne Geschick verknüpft mit der Person der Königin Mathilde. In diesem Sinne kann man das Werk

als Fortsetzung der Hrotsuitschen Dichtungen auffassen, in denen ebenfalls die weiblichen Mitglieder der Liudolfinger in den Vordergrund treten. Der Inhalt, sagt Wattenbach, genügt freilich unseren Wünschen bei weitem nicht; die gewöhnlichen Schilderungen klösterlicher Frömmigkeit nehmen den gröfsten Raum ein, und wie Einhard die Worte Suetons benutzt hat, um den Kaiser Karl zu schildern, so finden wir hier ganze Stellen aus Sulpicius Severus und aus dem Leben der Radegunde angewandt. Herzog Heinrich ist von Jaffé entlarvt als der Pamphilus aus Terenz' „Andria". In dieser Weise hat besonders Heerwagen das Werk einer eingehenden Prüfung unterzogen und nachgewiesen, dafs Auszüge aus den verschiedensten Werken, so der Vita Gertrudis, in die Lebensbeschreibung der Königin Mathilde übergegangen sind.

Um uns von dem geringen Werte des Buches als Quelle zu unterrichten, wollen wir einiges wortgetreu anführen: „Mathilde stammte aus dem Geschlechte Wittekinds, des Herzogs von Sachsen, der, ehedem in böser Geister Irrwahn befangen, aus Mangel an Predigern vor Abgöttern betete und die Christen nachdrücklich verfolgte. Karl der Grofse jedoch, welcher zu jener Zeit des Reiches Feste innehatte, der allerchristlichste, waffentüchtigste, gesetzkundige, im Glauben vollkommen katholische, den Bekennern Gottes holde und ergebene Herr zog, wie er es wider die Heiden gewohnt war, den Glauben zu verfechten, mit Heeresmacht in den Krieg wider jenen Wittekind. Und als sie zusammengetroffen, kamen beide Fürsten überein, dafs sie allein miteinander zum Zweikampf schreiten und demjenigen das gesamte Kriegsvolk unbedenklich gehorchen sollte, dem das Geschick den Sieg gewährt. Nun griffen sie einander an und stritten lange und wacker, bis endlich, gerührt von der Christen Tränen, der Herr, wie der Glaube es ver-

diente, seinen getreuen Streiter über den Gegner triumphieren liefs. Hierauf drang solche Wandlung in Wittekinds harten Sinn, dafs er nebst seinem Hause und dem ganzen Heidenheere willig der Macht des Königs wie dem katholischen Glauben sich ergab. Der Kaiser nahm ihn gnädig auf, liefs vom hl. Bischofe Bonifatius die Taufe an ihm vollziehen und hob ihn selbst aus dem geweihten Wasser."

Um solchen Unsinn voll zu machen, hätte bei der Gelegenheit der Friesenfürst Radbod, jener hartnäckige Christenhasser, noch die Taufe empfangen müssen.

In der älteren, durch Otto II. veranlafsten Lebensbeschreibung Mathildens tritt die Person des Herzogs Heinrich von Baiern ganz zurück; nur einmal (Kap. 6) heifst es von ihm: „der zunächst geborene Sohn Heinrich ward der Baiern wackerer Herzog". In der jüngeren, durch Kaiser Heinrich II., den Enkel dieses Baiernherzogs Heinrich, veranlafsten Lebensbeschreibung Mathildens, *vita Mahthildis reginae*[32]), dagegen wird die Berechtigung der jüngeren Linie auf den Thron in auffälligster Weise hervorgehoben (Kap. 6, 9, 11, 14 ff., 20, 22). In dem älteren Leben freut sich Mathilde über die Nachricht von der Geburt Ottos II. und sagt: „Dieser (Otto II.) wird einst, an Ruhm die anderen überstrahlend, uns Eltern eine Zierde gewähren"; in dem jüngeren dagegen weissagt Mathilde dem Geschlechte Heinrichs den Thron: „Wir hoffen jedoch, dafs dieser Name (Heinrich) unserem Geschlechte nicht verloren gehe, bis dafs von diesem Knäblein (dem Sohne des Herzogs) ein Enkelchen entspringe, das zu königlicher Würde sich erheben mag." Und dieses soll Mathilde in Gegenwart ihrer Schwiegertochter, der Kaiserin Adelheid, gesagt haben!

Das jüngere Leben ist eine Parteischrift, verfaßt zur Verherrlichung der jüngeren Linie der Liudolfinger; ihr geschichtlicher Wert kann nicht hoch bemessen werden.

Das Leben der Kaiserin Adelheid, Gemahlin Ottos I., von Odilo, dem Abte von Cluny, *Odilonis epitaphium Adelhaidis*[33]), ist eines der schwächsten Erzeugnisse, und Odilo hat recht, wenn er in der Vorrede seine Darstellung für dürftig erklärt. Geschichtlich hat das Werk keinen Wert, wenn man den Bericht von der Flucht Adelheids ausschält; es kann nur bedauert werden, daß Odilos Freundschaft zu der Kaiserin ihm nicht Veranlassung zu einer umfang- und inhaltreicheren Lebensbeschreibung gegeben hat.

Auch das Leben Heinrichs II. (1002—1024) von Adalbold, *vita Heinrici II. auctore Adalboldo*[34]), oder vielmehr das Bruchstück desselben, da es in 47 Kapiteln nur bis 1004 reicht, wollen wir erwähnen. Es soll bis 1012 fortgeführt sein, ist aber in dieser Ausdehnung schon früh verloren.

Dagegen besitzen wir noch aus dem zwölften Jahrhundert (1146) ein Leben Heinrichs II., vom Diakon Adalbert, *Adalberti vita Henrici II.*[35]), welches den Kaiser besonders als Stifter des Bistums Bamberg feiert (Kap. 10, 11, mit der päpstlichen Bulle); die Nachrichten über diese Gründung sind sehr brauchbar. Der fromme Verfasser weiß sich aber nicht genug an Heinrichs wunderbarer Heiligkeit zu erbauen, an dem Kaiser, der sein Weib wie eine Schwester geliebt (Kap. 20) und ohne Blutvergießen so große Taten vollbracht habe (Kap. 29). Beide zuletzt erwähnten Verhältnisse gewinnen aber im Lichte der Forschung (Giesebrecht, S. Hirsch) ihre eigentümliche Erklärung beziehungsweise Zurückweisung.

Noch weniger allgemeinen Wert hat das um 1200 entstandene Leben der Kunigunde, *vita S. Cunigundis*[36]), der Gemahlin Heinrichs II.; dasselbe ist fast nur nach Art der Legende geschrieben und bewirkte die Heiligsprechung der Kaiserin.

Bruno, der jüngste Bruder Ottos I., der allzeit Getreue, hat für seine Zeit eine große Bedeutung erlangt. Er war der einzige aus dem kaiserlichen Hause, welcher die Treue nie gebrochen und den Gehorsam nie versagt hat. Geschmückt mit den größten Vorzügen des Geistes, widmete er sich nach der Erhebung zum Erzbischofe von Köln (953—965) ganz seinen geistlichen und weltlichen Pflichten. Er hob den gesunkenen Klerus seines Erzbistums und führte die Kirchen Lothringens zum alten Glanz und zu früherer Blüte zurück. Kanzler und Erzkaplan des Reiches, vereinigten sich in seiner Hand die Geschäfte desselben; als Lothringen ihm von Otto zur Verwaltung übergeben war, hat er diese westlichen Teile Deutschlands dauernd dem Reiche zurückgeführt. So ist es gekommen, daß der Tod ihn schon im vierzigsten Lebensjahre seiner zu angestrengten Tätigkeit entriß, ein unersetzlicher Verlust für Kaiser und Reich.

Ein wertvolles Denkmal geschichtlicher Darstellung und Treue setzte Ruotger seinem Lehrer Bruno in dessen Lebensbeschreibung, *Ruotgeri vita Brunonis*[37]). Verfaßt wurde das Werk auf Wunsch des Erzbischofs Folkmar, welcher Bruno in Köln folgte; er bestimmte Ruotger zur Ausführung, weil dieser dem verstorbenen Kirchenfürsten sehr nahe gestanden hatte und auch die nötige Auffassungskraft zur Lösung einer solchen Arbeit besafs. Ruotger legt das Hauptgewicht auf die hervorstechenden Eigenschaften des Kirchenfürsten, seine unermüdliche Arbeitslust, das Bestreben, die Mitglieder des kaiserlichen Hauses zu versöhnen, zwischen ihnen zu vermitteln. Aus jedem Satze spricht die Verehrung für die Person, die Achtung vor dem Wissen des Erzbischofs, die Liebe zu ihm als seinem Lehrer. Das „Leben Brunos“ ist also nicht so sehr eine Aufzählung seiner Taten als eine an Hand der Ereignisse niedergelegte Charakterschilderung, deren Wärme sich wohl niemand entziehen kann und mag. „So ist das

Buch für die politische wie für die Kulturgeschichte eine wichtige Quelle, zumal es doch ein reiches und vielseitiges und im allgemeinen durchaus zuverlässiges Material wenigstens für die Beurteilung seines Helden bietet und uns selbst tiefere Blicke in sein Gemüt gestattet." Leider ist es nicht umfangreich genug.

Die ersten Zeiten der Regierung Ottos des Grofsen waren aufserordentlich bewegt und unruhig. Die Empörung seiner nächsten Verwandten, die sich wiederholenden Einfälle der Ungarn nahmen die Sorge des Königs in Anspruch und stellten seine Tatkraft auf eine harte Probe. Süddeutschland wurde in erster Linie Tummelplatz der Leidenschaften und Schauplatz wildbewegter Kämpfe. In dieser Zeit lebte der hl. Udalrich oder Ulrich, Bischof von Augsburg. Einem alten, adligen Geschlechte entsprossen, wurde er schon früh in St. Gallen der Kirche geweiht; die Weissagung der hl. Wiborada, er werde am Lech ein Bistum erhalten, ging in Erfüllung, von 924 bis 973 regierte er das Augsburger Sprengel. Sein Leben, welches Ende des Jahrhunderts von dem Propste Gerhard verfasst wurde, *vita S. Oudalrici*[38]), erzählt in anschaulicher Weise das Leben des klugen und streitbaren Bischofs, seine Verdienste um das Reich, seine Treue und Anhänglichkeit an Otto den Grofsen (Kap. 10), wie er Vater und Sohn versöhnte (Kap. 12), seine wackere Verteidigung Augsburgs gegen die Ungarn (Kap. 12). Nicht geringere Verdienste erwarb er sich um seine Geistlichkeit und deren Hebung in wissenschaftlicher und sittlicher Hinsicht (Kap. 6 ff., 14 ff.). Wehe dem, der auf schlechten Pfaden angetroffen wurde! In Ulrich vereinigen sich also alle Tugenden eines damaligen Bischofs und weltlichen Gebieters, der sowohl als Erzieher seiner Herde ein gutes Beispiel gab, aber auch mit der Schärfe des Schwertes die Feinde des Reiches zu Paaren trieb.

Infolgedessen erlosch auch sein Andenken nicht; er

wurde bald nach seinem Tode heilig gesprochen; sein Wirken und Leben blieb stets wert, der Nachwelt als Muster vorgehalten zu werden. Wir kennen noch zwei neue Überarbeitungen des Gerhardschen Werkes, das in seiner breiten und eingehenden Weise spätere Zeiten nicht ansprechen mochte.

Das letzte Kapitel in Gerhards Lebensbeschreibung ist Ulrichs Nachfolger, dem Bischofe Heinrich, gewidmet, der schon 982 in Italien starb.

Ein nicht minder ausgezeichneter Kirchenfürst damaliger Zeit ist Bischof Burchard von Worms (1000 bis 1025), dessen Leben, *vita Burchardi Wormatiensis*[39]), von einem unbekannten Zeitgenossen verfafst, noch erhalten ist. Boos hält den custos ac magister scholarum Ebbo, der Anfang des elften Jahrhunderts in Worms lebte und mit Burchard bekannt war, für den Verfasser, Grosch dagegen den Diakon Immo, einen Bruder Alperts, da die Vita manches aus Alpert (I, 14) entlehnt habe. Geboren aus bürgerlicher Familie, kam Burchard als Domherr nach Mainz und entfaltete eine rege Tätigkeit. Er galt als aufserordentlich gelehrter Mann; das Bistum Worms nahm er erst auf persönlichen Wunsch des Kaisers und nach langem Widerstreben an. Aber seiner Tatkraft verdankt der Sprengel eine neue Blüte. Worms war in Trümmern und menschenleer, „geeigneter als Schlupfwinkel für Wölfe und andere wilde Tiere, als zum Aufenthalt von Menschen“ (Kap. 6). Hier nun griff Burchard mit kräftiger Hand ein, stellte Mauern und Ordnung wieder her und sorgte für das Wiederaufblühen einer besseren Zeit (Kap. 9). Am Hofe Ottos III. stand der Bischof in hohem Ansehen; er befand sich unter den Reichsfürsten, die den Leichnam des in der Blüte der Jahre in Italien verstorbenen Kaisers nach Deutschland brachten. Gestorben ist Burchard 1025, und sein Biograph nimmt (Kap. 24) Veranlassung, das Lob und die Verdienste des ausgezeichneten Mannes in

hohem Mafse zu feiern. Wenn er hierbei auch nicht selbständig zu Werke geht, sondern seine Worte teilweise anderen entlehnt, Inhalt und Berechtigung derselben ist nicht erfunden. Burchard gehört zu jenem alten Stamme deutscher Bischöfe, die an Bildung den späteren nicht nachstanden, aber trotzdem echte Landesfürsten sind, in Arbeit und Sorge für ihr Bistum aufgehen, dabei kaisertreue Gesinnung hegen, wie man solche in späteren Zeiten so selten bei der hohen Geistlichkeit findet.

Indessen wurden schon früher Zeichen des Abfalls und Spuren des Verfalls kaiserlichen Ansehens bemerkt; sogar ein Mitglied des regierenden Hauses, Bischof Dietrich von Metz (965—984), können und müssen wir der Untreue, vielleicht des Verrates zeihen. Dietrich war Neffe Heinrichs I., wurde vom Erzbischofe Bruno vorgebildet und zum Bischofe von Metz ernannt. Wegen seiner aufserordentlichen Gewandtheit zog man ihn zu den Reichsgeschäften; weil er die griechische Sprache verstand, empfing er 972 die Kaiserbraut Theophano in Benevent, war auf Ottos II. Hochzeit in Rom anwesend und erhielt dort (Kap. 14) wertvolle Zugeständnisse für das von ihm gegründete Vincenzkloster in Metz. Nach dem Tode des Kaisers aber stellte Dietrich sich mit Heinrich dem Zänker an die Spitze der Gegner des kaiserlichen Hauses, der Theophano und des jungen Königs. Von allen gemieden und politisch schon ein toter Mann starb er 984.

Weniger seine Tätigkeit als Reichsfürst als seine Verdienste um Metz erwarben ihm nach einem Jahrhundert einen Biographen in dem berühmten Chronisten Sigebert von Gembloux, *vita Deoderici Mettensis*[40]), der den Stifter des Metzer Klosters gebührend würdigt und besonders dessen hervorragenden Eifer um Erwerbung von Gebeinen der Heiligen für sein Bistum lobt. Wenn auch die Lebensbeschreibung Dietrichs bei einem Manne wie

Sigebert nicht zur Legende herabsinkt, die geschichtliche Treue hat der Biograph gerade in dem wichtigsten Punkte verletzt: das Verhalten Dietrichs gegenüber Otto III. wird nicht berührt, welche Tatsache um so auffallender ist, als Sigebert sonst kein Eiferer genannt werden kann. Er will eben nur den Stifter des Vincenzklosters verherrlichen, dessen Mitglied Sigebert früher gewesen war, und legt daher den Schwerpunkt auf Dietrichs geistliche Tätigkeit.

Besser verfährt der Abt Konstantin, dem wir eine Lebensbeschreibung des Adalbero, Bischofs von Metz (984—1005) und Nachfolgers Dietrichs, *vita Adalberonis, ep. Mettensis*[41]), verdanken. Derselbe geht mehr auf Reichsangelegenheiten ein; besonders hervorzuheben ist (Kap. 25) die Charakteristik Ottos III. Dafs damals selbst in den kleinsten lothringischen Klöstern geistiges Leben herrschte, beweist das Gedicht, welches ein gewisser Konrad im Kloster zu St. Avold auf den toten Bischof verfafste und mit einer hübschen Widmung seinem Abte Ratram verehrte. Beide sind hinter der Lebensbeschreibung in den Monumenten abgedruckt.

Im Norden Deutschlands führte damals (um 1000) Hildesheim mit Mainz einen erbitterten Streit um das Grenzkloster Gandersheim; jedes Bistum beanspruchte die Oberhoheit über dasselbe. Wollen wir Thangmar glauben, der das Leben Bernwards, des Bischofs von Hildesheim (992 bis 1022), *Thangmari vita Bernwardi*[42]), beschrieb und leidenschaftlich die Partei des angestammten Bistums vertritt, so dafs er den Verdacht erregte (Böhmer), nicht ganz aufrichtig und unparteiisch zu sein, so war Hildesheim völlig im Recht und der Mainzer Erzbischof der reinste Freibeuter. Dieser Streit, welcher zugunsten Hildesheims infolge freiwilligen Verzichtes des Mainzer Stuhles beendet wurde (Kap. 11—44), bildet nach Beelte den Kern der Vita. Der ausgeprägt Hildesheimer Stand-

punkt Thangmars läfst uns schmerzlich eine Darstellung des Streites von Mainzer Seite vermissen, zumal es sich um zwei Fragen handelt, um die Grenzen der beiden Bistümer und, ob Gandersheim zu Mainz oder Hildesheim gehöre. Hier ist Thangmar tatsächlich wenig objektiv, obwohl er sonst eine wirkliche Lebensbeschreibung liefert und kein Fabel- oder Wunderbuch. Seine Arbeit ist daher fast überall eine gute und reiche Quelle in einfacher Sprache, die der Phrasen ermangelt. Die ersten zehn Kapitel behandeln die Jugend, Erziehung und Bildung des edelgeborenen Kirchenfürsten, des Erziehers Ottos III. und streitbaren Kriegers; der Schlufs (Kap. 44—56) beschäftigt sich hauptsächlich mit Bernward als unermüdlichem Vorkämpfer christlichen Lebens und Förderer der Wohlfahrt seiner Herde. Neuerdings hat Dieterich das Werk nochmals handschriftlich untersucht und stellt ebenfalls fest, dafs es aus verschiedenen Teilen besteht, einer 1007 verfafsten Streitschrift, einer um 1015 geschriebenen erbaulichen älteren Vita Bernwardi, die dann um 1023 durch eine Schlufsredaktion in die heutige Form gegossen sei, deren Nähte, Fugen und Verzahnungen deutlich erkennbar wären.

Bernward war ein kluger und geschickter Mann; wir brauchen die Schilderung Thangmars (besonders Kap. 22) nicht für volle Wahrheit zu nehmen, um doch zu dem Ergebnis zu gelangen, dafs Hildesheim wesentlich durch die Gewandtheit seines Bischofs endlich den Sieg in der leidigen Angelegenheit erfochten hat. Wir bewundern in Bernward ferner den gebildeten und kunstliebenden Menschen, welcher das Kunsthandwerk mächtig förderte (Kap. 1, 6, 8); die Hildesheimer Domtüren preisen noch heute den feinen Geschmack des Bischofs, auf dessen Befehl sie verfertigt sind. Bernward ist ein Bischof, wie wir sie nicht häufig wiederfinden, fromm und einfach, aber zugleich streitbar und umsichtig, nicht zuletzt ein

kerndeutscher Mann, der dem Kaiser gab, was des Kaisers war. Er starb 1022.

Sein Nachfolger im Hildesheimer Bistum ist Godehard (1022—1038), ein Mann von niedriger Herkunft — sein Vater war Dienstmann des Klosters Nieder-Altaich an der Donau —, aber ausgezeichnet durch Festigkeit des Willens und grofse Gelehrsamkeit. In jungen Jahren wurde er Abt von Nieder-Altaich, verbesserte die Klosterschule dort sowohl wie in Tegernsee und Hersfeld und wurde 1022 Nachfolger Bernwards. Besonders war ihm die geistige Hebung seines Bistums Herzenssache. Wir hören, dafs die Kloster- und Schreibschule in Hildesheim unter ihm aufblühte, deren Schüler vielfach zu hohen Stellungen gelangten. Unter ihnen hat sich ein gewisser Wolfhere um die Nachwelt wohl am meisten verdient gemacht, indem er das Leben Godehards schrieb, allerdings nicht in einem Zuge, sondern in drei Bearbeitungen[43]).

Zuerst behandelte er oder, wie Dieterich meint, ein Hildesheimer Domherr, die Anfänge Godehards, aber in ganz unselbständiger Weise, so dafs die Arbeit nur als eine Fortsetzung des Lebens Bernwards sich darstellt und auch so genannt wird: *Wolfherii continuatio vitae Bernwardi.* Dieser erste Versuch mag ihm selbst nicht genügt haben; bei seinem Aufenthalte in Nieder-Altaich, wo Godehard früher Abt gewesen und Stoff für seine Lebensbeschreibung in genügendem Mafse zu finden war, entwarf Wolfhere das erste Leben Godehards, *vita Godehardi prior*, in vierzig Kapiteln, aber nicht vollständig, so dafs die Arbeit vor Godehards Tode, also vor 1038, wie Hüffer zeigt, entstanden sein mufs. Viele Jahre später, als gereifter Mann (zwischen 1063—1068, Brefslau), verfafste Wolfhere auf Grund der Vita prior sein zweites Leben Godehards, *vita Godehardi posterior*, welches auch den Tod des Bischofs erzählt und einige von

den vielen Wundern, welche dessen Leib wirkte, hinzufügt.

Wir haben das Leben Godehards in die sächsische Zeit verlegt, obwohl die Tätigkeit des Bischofs in die Regierung Konrads II. fällt. Uns leitete dabei die Absicht, die Bedeutung der beiden Kirchenfürsten für Hildesheim im Zusammenhange darzustellen. Hauptsächlich war es die Erneuerung des Streites um Gandersheim, welcher die Aufmerksamkeit Wolfheres fesselt. Er erzählt (Kap. 19—26) den Anfang desselben, der in Bernwards Leben so ausführlich behandelt wird, und verbreitet sich dann (bis Kap. 37) über die weitere Entwicklung und einstweilige Beilegung der Wirren, so dafs, abgesehen von den ersten Kapiteln (bis Kap. 18), erst der Schlufs wieder Godehard selbst gewidmet ist. Bekanntlich erfolgte die endgültige Beilegung des Streites, welcher, seinem Wesen und Ursprung nach lokaler Art, bald die Fürsten des Reiches lebhaft beschäftigte, erst 1208. Innocenz III., bestrebt, die Selbständigkeit der Bischöfe zu brechen, verfügte Gandersheims Unabhängigkeit und Freiheit.

Wolfheres Arbeiten sind trotz ihres einseitigen Standpunktes (Lenssen) wertvoll und gewähren uns in Verbindung mit Bernwards Leben einen tiefen Einblick in die glänzenden Zeiten des Hildesheimer Bistums und in die niederdeutschen Verhältnisse am Ausgange der sächsischen Kaiserzeit.

Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten damaliger Zeit ist der Bischof Meinwerk von Paderborn (1009—1036). Geboren aus hohem, dem Königshause verwandten Geschlechte, wurde er in Halberstadt und Hildesheim vorgebildet, dann an den Hof Heinrichs II., dem er befreundet war, berufen und nach Ratheris Tode zum Bischofe von Paderborn ernannt; sein Tod erfolgte im Jahre 1036.

Eine Menge hervorragender Eigenschaften vereinigten sich in diesem Manne, eine Tatkraft, die zuweilen in Rücksichtslosigkeit ausartete, eine hohe Auffassung von den Pflichten eines Bischofs, welche, soweit die Sorge für die äufsere Ausstattung des Bistums und dessen Bereicherung in Frage kam, ihn veranlafste, sein eigenes Vermögen zu verschenken, aber auch andere mit allen Mitteln und Listen dazu bewog, sich dem hl. Liborius gegenüber freigebig zu bezeigen. Dazu gesellte sich eine unbestrittene Volkstümlichkeit; kein Mann war ihm zu niedrig geboren, dafs er ihm nicht persönlich mit Rat und Tat zur Hand ging. Aber selbstsüchtig und selbstherrlich war Meinwerk; denn sein eigener Beschlufs diente ihm allein zur Richtschnur des Handelns, jeder Widerstand erhöhte nur seine Tatkraft.

Unter den vielen Klostergründungen des Bischofs erfreute sich keine gröfserer Sorge und Zuneigung wie Abdinghof bei Paderborn; hier hat, allerdings erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, ein unbekannter Mönch das Leben Meinwerks, *vita Meinwerci*[44]), beschrieben, nicht so sehr ein eingehender chronologischer Bericht als eine liebevolle und prächtige Charakterschilderung des Stifters. Selbstverständlich beginnt das Buch mit der Gründung des Bistums; es nennt die Bischofsfolge, um dann (Kap. 5) die Jugendzeit des Helden zu schildern. Hübsch ist der Bericht über die Ernennung Meinwerks zum Bischofe. Er wird herbeigerufen, und Heinrich II. gibt ihm als Sinnbild der neuen Würde seinen Handschuh. Verwundert meint der Bischof, ein solches und sogar besseres Bistum getraue er sich aus eigenen Mitteln zu stiften, worauf der König ihm beruhigend antwortete: „Das weifs ich selbst; aber ich will dem armen Bistum schon aufhelfen.“ Da erst nahm Meinwerk lachend an. Wie er dann sein Bistum vergröfserte, durch eigene Schenkungen, solche des Kaisers

und anderer, das zeigt uns die lange Reihe der urkundlichen Belege, welche in der Lebensbeschreibung aufgeführt werden. Besonders Heinrich II. hatte keine Ruhe vor den fortwährenden Bittgesuchen des bischöflichen Freundes; unersättlich war Meinwerk im Nehmen, unermüdlich wie erfinderisch im Fordern. Eine Ader Habsucht hatte er von seiner Mutter, der berüchtigten Gräfin Adela, geerbt, und die einzige Entschuldigung für ihn liegt nur in dem Umstande, dafs er nicht für sich forderte.

Anderseits sorgte der Bischof für das geschenkte Gut (Kap. 146 ff.). Er besuchte die Bauernhöfe, sah nach dem Stande der Dinge, nichts entging seinem Auge; bezeichnend hierfür ist der Erlafs, dafs die Knechte, besonders zur Zeit der Ernte, an Speise und Trank keinen Mangel leiden sollten.

Eine Menge Einzelheiten berichtet der Mönch von Meinwerks Selbstregiment. Einstmals kam er zu einem Bauerngute, wo Garben zum Dreschen aufgehäuft lagen. Der Bischof liefs, um die Treue und Achtsamkeit der Knechte zu prüfen, seine Pferde davon fressen und die Frucht niedertreten, dann aber, als niemand wehrte, die Knechte des Hofes züchtigen.

Vor einem anderen Bauernhause war der Garten voll von Nesseln und Unkraut; Meinwerk läfst die schön gekleidete Frau ergreifen, halb entkleiden und so lange durch den Garten schleifen, bis alles niedergelegt war. Im folgenden Jahre befand sich der Garten in schönster Ordnung; daran waren die Nesseln schuld.

Einst sah Meinwerk, wie eine arme Frau weinend ihr Schwein vor sich hertrieb, um es bei der Rentei abzuliefern. Er fragt, warum sie traurig sei, und hört, dafs das Schwein mit gebetteltem Brote gefüttert wäre. Ihr Mann sei gestorben, sie stehe mittellos und allein in der Welt. Der Bischof sorgt sofort, dafs der Witwe das

mit Gewalt entzogene Bauerngut zurückgegeben wird, so dafs sie in Zukunft ohne Sorgen leben kann.

Ohne Zweifel hat Meinwerk mit gleicher Gewissenhaftigkeit sein Amt als geistliches Oberhaupt des Bistums ausgeübt; nur hören wir unter ihm nichts von gelehrten Streitschriften; das lag seiner Natur und Bildung sowie seiner Zeit fern. Auch von übertriebener Kasteiung wollte er nichts wissen. Als der von Cluny übernommene Abt von Abdinghof seinen Mönchen stinkendes Öl zur Fettung der Speisen verabreichte, liefs Meinwerk sofort verschiedene Seiten Speck heranbringen und hielt dem Abte eine Strafpredigt, welche dieser wohl kaum erwartet hatte (Kap. 132. 153).

Meinwerk war eben ein vollendeter Hausvater. Trotzdem oder vielmehr deswegen blühte eine tüchtige Schule in Paderborn (Kap. 160); Anno von Köln, Friedrich von Münster nebst vielen anderen „Arbeitern im Weinberge des Herrn“ erhielten dort ihre Ausbildung in allen Zweigen der Wissenschaft. Für den eigenen Bildungsgrad des Bischofs, der das Latein nicht beherrschte, ist folgende Erzählung bezeichnend. Einst hatte Meinwerk von Heinrich II. einen wertvollen Mantel geradezu erprefst. Da liefs der Kaiser, um sich zu rächen, im Mefsbuche des Bischofs an einer Stelle, wo die Gebete für die Verstorbenen verzeichnet waren, in den Worten pro famulis et famulabus das fa auslöschen; der Bischof sang dann ruhig pro mulis et mulabus, „für die Maulesel und Mauleselinnen“. Auf sein Versehen vom Kaiser aufmerksam gemacht, wufste sich Meinwerk nicht anders zu helfen, als den betreffenden Geistlichen, der die Auslöschung bewirkt hatte, gehörig zu züchtigen. Später schenkte er ihm als heilendes Pflaster einen neuen Rock (Kap. 186).

Mit Heinrichs II. Tode verlor auch Meinwerk seinen grofsen Einflufs auf die Reichsgeschäfte; dem neuen

Kaiser erstanden neue Berater. Wir wissen sogar, dafs der Bischof eine Grafschaft, welche ihm vom vorigen Herrscher geschenkt war, wieder zurückgeben mufste. Aber dennoch hatte er sein Bistum bedeutend vergröfsert; Paderborn galt von seiner Zeit ab mit Recht für reich. Es ist daher nicht zu verwundern, dafs das Andenken Meinwerks nicht erlosch, und Dankbarkeit hat dem Abdinghofer Mönche die Feder in die Hand gedrückt, damit auch späteren Zeiten die Kunde von dem grofsen Bischofe nicht verloren gehe, der des gröfsten Ruhmes würdig wäre (Kap. 219). Die Bücherei des Trierer Domkapitels bewahrt sogar eine Handschrift des Lebens Meinwerks, an deren Schlufs der Bischof geradezu als Vater seines Bistums bezeichnet wird.

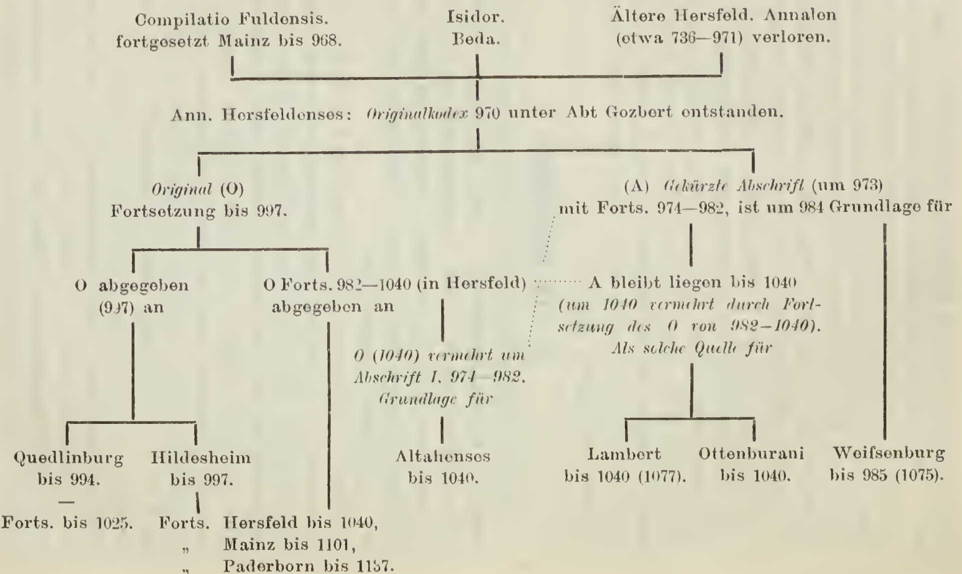
d. Die Jahrbücher.

Mit dem Ende des neunten Jahrhunderts erstirbt die erste Blüte der Annalistik. Die Jahrbücher waren zuverlässige und treue Führer gewesen und auch geblieben, als mit dem Zerfall des karolingischen Weltreiches die sonstige Berichterstattung sehr dürftig wurde und uns fast im Dunkeln zurückliefs.

Das Bedürfnis nach Aufzeichnungen annalistischer Art war aber in der Sachsenzeit niemals ganz geschwunden; im Gegenteil, überall geht man daran, die alten Chroniken sowie Jahrbücher des letzten Jahrhunderts abzuschreiben, durch Aufzeichnungen verschiedener Art zu ergänzen und dann, häufig auch gleichzeitig, fortzuführen. Unter den Jahrbüchern seien erwähnt aus dem Westen des Reiches die Kölner, bis 1028, *ann. Colonienses* [45]), die besseren Trierer, bis 987, *ann. St. Maximini* [46]), die auf den verlorenen Hersfelder, bis 985, beruhenden Weifsenburger, *ann. Weissenburgenses* [47]), welche mit lokaler Fortsetzung bis 1075 reichen, aus dem Süden die Reichenauer, *ann. Augienses* [48]), bis 939, die Einsiedler, *ann. Einsidlenses* [49]),

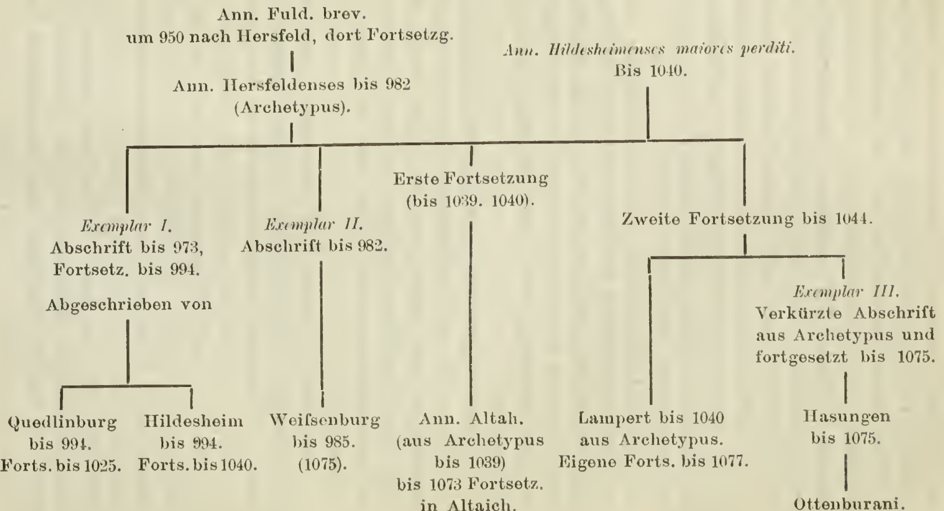
Hersfelder Annalistik und Ableitungen.

Nach Dieterich, Streitfragen (1900), S. 1—112.



Ann. Hersfeldenses und Ableitungen.

Nach Holder-Egger, Opera Lamperti, pag. XXXVII ff.



bis 1075 (1268), sowie die erheblich besseren, reichhaltigeren von St. Gallen, *ann. St. Galli maiores*[50]), zuerst Auszug (bis 918), dann selbständig bis 1044, aber (1025—1039) vorzugsweise auf den sogenannten Schwäbischen Reichsannalen beruhend, deren früheres Vorhandensein Steindorff zuerst nachwies. (Vgl. Wipo und Hermann von Reichenau.) Der Nordosten und die Mitte des Reiches bringt dagegen musterhafte Werke hervor, was nicht befremden kann, da die dortigen Klöster in näherer Verbindung mit dem Kaiserhause standen und daher zu einer guten Berichterstattung viel befähigter waren.

Hersfelder Annalistik. Hersfeld, die um 770 von Lullus gestiftete hochberühmte Reichsabtei, hat sich stets litterarisch betätigt; aber nur wenig von dem dortigen Schrifttum ist auf uns gekommen, in erster Linie ein Teil der Lambertschen Geschichtschreibung, besonders seine Jahrbücher.

Schon vor ihm blühte im Kloster die Annalistik, aber wir kennen sie nur in Ableitungen und Auszügen fremder Jahrbücher, aus denen wir uns indessen ein ungefähres Bild der Hersfelder Vorlage machen können. Dieselbe mufs inhaltlich wertvoll und in ihrer Anlage sehr praktisch gewesen sein.

Nach den früheren Untersuchungen[51]) (H. Lorenz, Ehrenfeuchter, Holder-Egger, Kurze) waren die Hersfelder älteren Jahrbücher bis 960 eine Kompilation, die bis 973 annalistisch, d. h. Jahr für Jahr, weiterführte. Seit 973 stimmen auch alle ihre Ableitungen überein, nur haben die Hildesheimer und Quedlinburger eine reichere Fassung; die anderen sind gekürzt oder erstrecken sich nur auf den älteren (736—971) Teil der Hersfelder, so die Ann. S. Bonifacii, Lobbes, Ellwangen, Münster (Elsafs), Marianus Scotus. Vielleicht benutzten diese mit den Hersfeldern auch die gleiche Quelle, die Fulder Kompilation (Waitz). Darauf wurden die Hers-

felder nochmals fortgesetzt 1. in Hersfeld selbst bis 984, wo dann zunächst die Annalistik endete, und 2. in Hildesheim, wohin die Hersfelder durch Abschrift gelangten, von 973—1040. Diese Hildesheimer Fortsetzung wurde um 1040 für die Hersfelder in einen Auszug gebracht und ihnen angehängt. In dieser Gestalt wurden die Hersfelder besonders von Lambert benutzt, aber auch von den Altaicher und Ottobeuerer Jahrbüchern.

Dieses Bild von der Hersfelder Annalistik, wie es Holder-Egger in seiner Lambertausgabe zeichnet, ist durch die Untersuchungen Dieterichs[52]) wesentlich geändert. Er nimmt allerdings ebenfalls Ann. Hersfeld. perditi (bis 971) an, die aber um 970 auf Veranlassung des Abtes Gozbert mit der Fulder Kompilation zu einem Ganzen verbunden und dann mit einer gröfseren Unterbrechung bis 1040 weitergeführt wurden, und zwar in Hersfeld selbst. „Eine um 997 aus dem Originale genommene Abschrift (I) wurde Vorlage für die Jahrbücher von Hildesheim und Quedlinburg; eine andere Abschrift (II) schon aus dem Jahre 973, wurde bis 982 fortgeführt und diente als Vorlage der Weifsenburger. Aus dieser Abschrift II wurde aber auch um 1040 das Original selbst ergänzt und in dieser Gestalt von den Altaicher Annalen benutzt. Umgekehrt wurde dieselbe Abschrift II gleichzeitig aus dem Original um den Abschnitt von 982—1040 vermehrt und so die Quelle Lamberts und der Jahrbücher von Ottobeuern."

Hiernach sind die Hersfelder Jahrbücher auch in ihren Teilen von 982—1040 in Hersfeld selbst geschrieben und haben dann selbständig einen ganzen Annalenkomplex, besonders aber die Hildesheimer, bis 1040 gespeist. Damit wäre Hersfeld allerdings das Mutterkloster frühmittelalterlicher Annalistik, dem Lambert zuletzt als Meister und Krone angehörte.

Ableitungen der Ann. Hersfeldenses. Die verlorenen Hersfelder Jahrbücher mögen eine sehr bequeme Vorlage für weitere annalistische Unternehmungen gewesen sein, ihr Inhalt gut ausgewählt. Jedenfalls wurden sie, wie schon erwähnt, viel benutzt und beeinflufsten die Annalistik in hohem Grade, wie aus der Stammtafel zu ersehen ist.

In die Zeit der Sachsen gehörten noch die Jahrbücher von Quedlinburg, *ann. Quedlinburgenses* [53]) (bis 1025), welche um 990 als Kompilation aus den Hersfelder, Einhardschen, Korveier, Reichenauer Jahrbüchern unter Benutzung von Gandersheimer Notizen, einer verlorenen Halberstädter Chronik (von 781 ab) sowie Bedas Weltchronik zusammengestellt wurden, von 993 (994) an gleichzeitige, originale Nachrichten bringen und 1025 enden. Sie sind reiche Quelle für Heinrich II., dem sie zuerst wegen der Klosterreform zürnen (1004, 1012—1015), unter der die reichen Abteien, besonders Hersfeld, Korvei und Fulda, litten. Später, von 1016 ab, ist der Fortsetzer kaiserfreundlich. Als Ganzes sind die Quedlinburger Jahrbücher aufserordentlich wertvoll, besonders für das östliche Sachsen und die Slaven.

Die Hildesheimer Jahrbücher. Ihr Unterbau (bis 993 [994]) ist gleich dem der Quedlinburger; wahrscheinlich hat Bischof Bernward (993—1022) sich die Hersfelder Jahrbücher abschreiben lassen und die ganze Kompilation veranlafst.

Von 994 ab sind dann die *ann. Hildesheimenses* [54]) fortgesetzt worden; diese Fortsetzungen, im ganzen drei, laufen bis 1137.

Fortsetzung I, 994—1040 (1043). Die Frage, wie diese Fortsetzung entstand, hängt innig zusammen mit der Beschaffenheit des Pariser Kodex, in welchem sie allein erhalten ist. Pertz glaubte an eine annalistische Entstehung desselben und nahm daher, besonders für den

Teil 994—999, verschiedene gleichzeitige Schreiber an; von 1000—1022 sei es Thangmar, der Biograph Bernwards, gewesen. Brefslau untersuchte den Kodex nochmals und stellte fest, dafs der Teil 1000—1040 in einem Zuge von einem Schreiber angefertigt sei. Woher der Inhalt genommen sei, war eine offene Frage, bis Steindorff, Pabst, Giesebrecht, Brefslau übereinstimmend verlorene Ann. Hildesheimenses maiores[55]) als Quelle der im Kodex stehenden Fortsetzung ermittelten. Steindorff ermittelte diese sog. Hild. maiores rückwärts bis 1037, Brefslau bis 1023, Kurze und Lorenz für den früheren Teil, wobei sie auch auf Hersfelder Spuren stiefsen, die sie nicht erklären konnten. Wattenbach schlofs sich der Annahme von Hild. maiores an und konnte deren ganzen Bestand in der Übersetzung herausschälen.

Die Hild. maiores sind aufser in den heutigen Hild. nach den Untersuchungen Brefslaus auch sonst benutzt: in der Vita Meinwerci, Godehardi, den Ann. Altahenses, Hersfeldenses, aus denen Lambert und die Ann. Ottenburani schöpften, in den Magdeburg-Nienburger Jahrbüchern, aus denen der Annalista Saxo und der Chronographus Saxo (Ann. Magdeburg.) schöpfte, endlich, durch Vermittelung der verlorenen Schwäbischen Reichsannalen, in der Epitome Sangallensis, heute Chron. Suevicum universale, bei Hermann von Reichenau, den Gesta Chuonradi Wipos und den Annales Sangallenses maiores.

Dieterichs obenerwähnte Untersuchungen der Ann. Hild. bis 1040 und des Pariser Kodex haben neuerdings (1900) zu ganz anderen Ergebnissen geführt. Er bestätigt, 1. dafs die Ann. Hersfeld. bis 994 für Hildesheim ausgeschrieben und 2. dafs die Jahre 1000—1040 (43) um 1040 auf einmal nachgetragen sind, aber er erklärt, 1. dafs die Jahre 994—999 erst lange nach 1040 von mehreren Schreibern nachgetragen, also nicht annalistisch von Jahr zu Jahr weitergeführt seien, wie Pertz meinte, 2. dafs die

Jahre 1000—1040 (1043) nicht aus Hild. maiores ausgeschrieben seien, sondern aus den bis 1040 weitergeführten Ann. Hersfeldenses, und zwar, wie schon Lenssen meinte, von Wolfhere, dem Biographen Bernwards.

Im wesentlichen leugnet er also 1. die Ann. Hild maiores und setzt von 994 bezw. 1000 ab bis 1040 (1043) an deren Stelle die Hersfeld.; 2. hält er den ganzen Pariser Kodex für Abschrift einer verlorenen Hildesheimer Vorlage, die in erster Linie ganz auf den Hersfeldenses beruhe, jedenfalls bis 994 und von 1000—1040 (43), während das Mittelstück 994—999 vielleicht aus den Ann. Altahenses ausgeschrieben sei, die sich Wolfhere 1065 für die Vita Godehardi posterior habe kommen lassen.

Die uns erhaltenen Hildesheimer Jahrbücher sind wertvoll für den Nordosten, die Polen- und Wendenkriege sowie reich an Lokalnachrichten; entferntere Verhältnisse, die Ereignisse in Italien, Burgund usw., werden nur kurz berührt oder übergangen.

Die zweite Fortsetzung der Ann. Hildesh. (bis 1101 bezw. 1109) ist den Jahrbüchern von St. Alban in Mainz, die dritte (bis 1137) den Paderbornern entlehnt und für die Zeit der Salier wichtig. Wir werden dort auf sie zurückkommen.

Von Jahrbüchern ausländischer Geschichtschreiber gehören in diese Zeit die Jahrbücher des Flodoard[56]), eines Franzosen, den wir als Verfasser der trefflichen Reimser Bistumsgeschichte kennen lernten. Sie reichen von 919—966; wenigstens ist diese Zeit allein erhalten; ein Nachtrag erzählt den Tod Flodoards und behandelt die Jahre 976—978.

Ungelöst ist bis jetzt die berechtigte Frage, ob das Werk nicht einen gröſseren Umfang hatte; wahrscheinlich ist dieses, da nach Lauer die am Rande der Handschrift erfolgende Kapitelzählung auf das Jahr 894 als Anfang

der Annalen deutet, so dafs der erste Teil (894—918) verloren wäre. Wir hören ferner, dafs Flodoard schon in jungen Jahren seine Jahrbücher begann, diese Arbeit aber verliefs, um die Bistumsgeschichte zu schreiben; so begnügte er sich später mit einer Fortsetzung der ersten Arbeit, der Jahrbücher. Dieselben sind zunächst natürlich für Frankreich, dann Italien wichtig, streifen aber auch das westliche Deutschland, besonders Lothringen. Die Nachrichten erstrecken sich nicht allein auf geschichtliche Ereignisse, auch auf Pest und Krankheiten aller Art, Wundergeschichten sind zahlreich und werden ohne Scheu erzählt. Man rühmt aber die Wahrheitsliebe Flodoards, besonders die Genauigkeit der Zeitbestimmung. Infolgedessen stellen sich seine Jahrbücher als ein wichtiges Erzeugnis dar, dem wir inhaltlich, aber auch rücksichtlich der Form unsere Anerkennung nicht versagen können.

Eines Mannes müssen wir noch gedenken, der, aus niedrigem Stande geboren, durch geradezu erstaunliche geistige Befähigung ausgezeichnet, dazu ehrgeizig, zuletzt den Stuhl Petri bestieg; es ist Gerbert, als Papst Silvester II.

Im Benediktinerkloster zu Aurillac (Cevennen), seiner Vaterstadt, erzogen, vervollkommnete er seine mathematischen Kenntnisse in Spanien, die philosophischen in Reims, wurde Lehrer der dortigen Domschule, in welcher Stellung sein Ruhm weit über Frankreich hinaus nach Deutschland strahlte; später war er Abt von Bobio, dem altberühmten Benediktinerstift Oberitaliens. Da seine Erhebung zum Erzbischofe von Reims nicht die Bestätigung des Papstes erhielt, folgte Gerbert Otto III., den er ganz für sich einnahm, nach Deutschland, wurde Erzbischof von Ravenna und endlich Papst (999), starb aber schon 1003. Ausgezeichnet als Lehrer der Mathematik, Theologie und Philosophie, hochberühmt als Gelehrter — wir weisen hier auf Richer (IV, 44 ff.) —, aber in seinem Charakter,

Wesen und Wollen verschieden beurteilt, ist er für uns bedeutend durch die leider undatierten Briefe[57]), 220 im ganzen, in denen sich der Geist seiner Zeit, aber auch die gewaltige Persönlichkeit Gerberts lebendig spiegelt. Die Briefe stammen aus den verschiedensten Zeiten und sind an die verschiedensten Personen gerichtet, teilweise in bisher nicht entzifferter Schrift abgefafst. Als geschichtliche Quelle nehmen sie einen bedeutenden Rang ein, besonders für die Zeit, wo Gerbert sich in Reims als Lehrer befand.

Endlich seien zwei Werke erwähnt, die wir wegen ihrer Eigenart sonst nirgends unterzubringen wissen.

Alpert[58]), Mönch im Symphorienstift zu Metz, später in Utrecht, schrieb (um 1022) ein Werk Über den Wechsel der Zeiten, *de diversitate temporum*, in zwei Büchern und widmete es dem Bischofe Burchard von Worms. Er will angeblich Müfsiggang sowie Geistesfaulheit fernhalten und ist zum geistlichen Amte, zur Beförderung von tugendhaften Werken nicht geeignet; dieses Werkchen soll seinen Geist von den eitlen Bestrebungen der Welt ablenken.

Buch I Kap. 1—5, II 1—18 behandelt die Geschichte der Gräfin Adela, der Mutter des Bischofs Meinwerk, jener berüchtigten Räuberin und Kindesmörderin, gegen welche der eigene Sohn später auf Strafe drang, sowie ihres Gatten, des Grafen Balderich, eines adligen Buschkleppers, der seinen Freund und Vetter, den Grafen Wichmann, auf Adelas Veranlassung meuchlings mordete. Eine Vereinigung kam gegen dieses saubere Ehepaar zustande; die Burg Uplade wurde zerstört, und beide sind im Elende gestorben. Adelas Leiche wurde in den Rhein geworfen, der mehrere Tage, so erzählt die Sage, tobte, weil seine Fluten durch die Berührung mit der Mörderin entweiht waren. Andere Kapitel handeln über Normannenzüge, den Bischof Ansfried von Utrecht (995—1010), über den

Priester Wecelinus, der Jude wurde, usw. Man sieht, es ist eine lesenswerte Schrift, die regellos und ohne Zusammenhang manches über damalige Verhältnisse bringt.

Als Mönch in Metz schrieb Alpert eine Geschichte der Bischöfe von Metz, von der aber nur zwei Bruchstücke über die letzten Lebensjahre des Theoderich zur Zeit Ottos II. und die Prophezeiung über den Nachfolger des Adalbero II., Bischofs von Metz (984—1005), erhalten sind.

Ein ähnliches Werk, zur selben Zeit ungefähr entstanden, schrieb Rodulfus Glaber, d. i. der Kahlkopf, nämlich fünf Bücher Geschichten[59]. Dieser Rodulf, ein Burgunder, hat sich in verschiedenen Klöstern, fast neun Jahre in Cluny, umhergetrieben; geistreich, aber „actibus intolerabilis" und „moribus impertunus", hielt es ihn nirgends lange; in Auxerre starb er. Die *historiae* sind dem Abte Odilo in Cluny zugeeignet und wollen die Ereignisse um das Jahr 1000 berichten. Gegenstand der Darstellung sind die meisten Länder Europas; alle möglichen Dinge erfahren wir, aber ohne Ordnung und häufig falsch. Auch über das Jahr 1000 geht Rodulf hinaus; die letzte Nachricht ist in chronologischer Hinsicht die Wahl Gregors VI. (1045).

IV. Die Zeit der fränkischen Kaiser*).

Allgemeiner Überblick.

Als die ältere Linie des sächsischen Hauses ausstarb, um die Wende des Jahrtausend, war ohne Frage ein Niedergang der Bildung zu erkennen. Die geistigen Bestrebungen fanden nicht mehr, wie früher, am Hofe ihren Förderer und Mittelpunkt; der dritte Otto, selbst allerdings hochgebildet, kümmerte sich nur wenig um Deutschland, sondern suchte im Süden sein unerreichbares Ziel. Heinrich II. und Konrad II. haben für die Förderung der Wissenschaften nichts getan; erst mit Heinrich III. wurde es besser. Der hohe Adel und Ritterstand, früher fast durchweg in den Anfängen des Lesens und Schreibens unterrichtet, verfiel in rohe Unwissenheit und huldigte praktischen Zielen; selten nur konnte jemand unter ihnen sich einer gewissen Bildung rühmen. Hatten im zehnten Jahrhundert sogar Frauen, nicht allein der höchsten

---

*) Gundlach, Deutsche Geschichtschreibung im Zeitalter der salischen Kaiser, in Heldenlieder (1896) II, Einleitung 1—224. — W. Wattenbach, G.Q. II 6. 1—244. — Giesebrecht, K.Z. II, 561 bis 580; III, 1029—1064. — H. Werner in D.Gbll. 65 ff., 105 ff. Übersicht über die Entwicklung der Kirchen- und sozialpolitischen Publizistik im Mittelalter vom Investiturstreite bis zum 16. Jahrhundert. — Sackur, Die Cluniacenser. 2 Bde. (1892.) — Mirbt, Die Publizistik im Zeitalter Gregors VII. (1894.) — Helfenstein, Gregors VII. Bestrebungen nach den Streitschriften seiner Zeit. (1896.)

Stände, Anteil an dem geistigen Leben ihrer Zeit, jetzt wurde es anders, und nichts beweist es, dafs Kaiserinnen und Königinnen oder auch andere hochgeborene Frauen geistigen Bestrebungen huldigten und die Wissenschaft begünstigten. Dasselbe gilt für die Zeit der beiden letzten Salier; die Unwissenheit der grofsen Masse im elften Jahrhundert ist eine Tatsache, auch die Verrohung der höheren weltlichen Stände nahm immer mehr zu. Klagt doch in der Ebersberger Chronik Graf Ulrich schon 1013 über die Verrohung seiner Standesgenossen und den beginnenden Verfall der Bildung. Aus der Unkenntnis des Gesetzes aber entständen auch die Gesetzlosigkeiten der Zeit.

Nur die Geistlichkeit ist Trägerin der Bildung und im Besitze geistiger Waffen. Aber nicht allein die geistliche Wissenschaft wurde in den Klosterschulen betrieben, obwohl sie an erster Stelle stand, auch die anderen Zweige menschlicher Erkenntnis fanden ihre Pflege. Wenngleich die profanen Schriftsteller des Altertums (Vergil, Ovid, Terenz) schon seit langer Zeit ihren mafsgebenden Einflufs verloren hatten und durch Heiligenleben und Translationswunder teilweise ersetzt waren, so konnten sich doch nicht alle Klosterinsassen dem Zauber eines Ovid oder Vergil entziehen. Die Klassiker wurden immer wieder gelesen, immer wieder warnten aber besonders die Cluniacenser vor ihnen (Specht) oder empfahlen wenigstens vor der Lektüre das Verfahren, welches die Hebräer anwandten, ehe sie kriegsgefangene Weiber in ihr Haus aufnahmen. Die Früchte dieser Studien aber pflückte nicht das deutsche Land, sondern nur der geistliche Stand, besonders das Mönchtum. Als dann unter Gregor VII. das Papsttum der staatlichen Gewalt offen den Krieg erklärte und die Oberherrschaft beanspruchte, wurde der Kampf nicht allein mit dem Schwerte geführt. Viel schärfer und erfolgreicher arbeitete die Feder; weil aber die Vertreter der Bildung und Wissenschaft dem geist-

lichen Stande angehörten und dieser zu zwei Drittel vom Kaiser zum Papste abfiel und in Deutschland auf fremden Befehl Land und Leute gegen das nationale Kaisertum verhetzte, da war es kaum zweifelhaft, wem der Sieg zufiel.

Die Geschichtschreibung der fränkischen Zeit ist durch diesen weltbewegenden Streit ungemein gefördert worden; die Zahl der geschichtlichen Erzeugnisse wächst mit der Heftigkeit des Kampfes. Die Zeit, in welcher alle Bande staatlicher Ordnung zu zerreifsen drohten, erforderte mancherlei geistiges Rüstzeug. Aber der Wert desselben ist tief gesunken. An die Stelle ruhiger Erzählung und einfacher Berichterstattung tritt die Parteischrift, welche vor Schmähung und Beschimpfung nicht zurückschreckt. Die Form freilich wird gelenkig und mannigfaltig, aber der Inhalt verliert an Wert; an Stelle der Überzeugung tritt die Überredung. Alle Gebiete der Geschichtschreibung werden gepflegt, aber der Wert des Gebotenen nimmt mit der Masse ab; besonders die geistliche Lebensbeschreibung sinkt auf die denkbar tiefste Stufe. Besser steht es mit der Chronik und Annalistik, aber auch sie dienen dem Zeitgeiste und werden parteiisch.

War es schon vorher wünschenswert, die Werke aufserdeutscher Schriftsteller heranzuziehen, jetzt, wo das Kaisertum seine gröfste Blüte und räumliche Ausdehnung erlangt, sind die Erzeugnisse fremdländischer, besonders italischer Geschichtschreiber nicht mehr zu entbehren.

Wir teilen den Stoff in zwei Teile und behandeln zunächst die Schriftsteller, welche im allgemeinen vom Kampfe zwischen Kaiser und Papst noch unberührt sind; die zweite Abteilung umfafst den Kampf selbst.

---

1. Von Konrad II. bis zu den Anfängen Heinrichs IV.

(Von 1024 bis um 1070.)

Nicht viele Werke werden für diese Zeit unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, aber jede Gattung der Geschichtschreibung, mit Ausnahme der geistlichen Lebensbeschreibung, liefert Ausgezeichnetes.

a. Die Lebensbeschreibung.

1. Die weltliche Lebensbeschreibung.

Mit den hübschen Worten, dafs er vergänglicher Zeiten flüchtige Kunde durch des Griffels Bande fesseln und das Lob zumal einer christlichen Regierung nicht lässig mit Stillschweigen übergehen wolle, leitet Wipo sein Leben Konrads II. (1024—1039), *gesta Chuonradi*[1]), ein und hält es für die Pflicht eines jeden, die Taten der grofsen deutschen Herrscher, von Karl einschliefslich bis auf seine Zeit, in erster Linie der Nachwelt zu überliefern. Er wie schon früher Liudprand (Antap. I. 1) erachten die Beschäftigung mit der Mitwelt für viel erspriefslicher, als fortwährend die Zeiten des Altertums zu verherrlichen.

Wipo ist nicht in Alemannien, sondern ohne Frage in Burgund geboren; dieses Land nämlich, unter Konrad II. mit Deutschland (1034) vereinigt, tritt so sehr in der Darstellung hervor, dafs es des Verfassers Heimat gewesen sein mufs. Wann und wo er aber geboren und durch welche Umstände Wipo an den kaiserlichen Hof gelangte, können wir nicht feststellen. Wahrscheinlich war er schon vor Konrad dort; aber seine Haupttätigkeit fällt in die Regierung dieses Kaisers. Wipo begleitete denselben auf vielen Reisen, besonders nach Burgund; in seiner Heimat ist er höchstwahrscheinlich

auch gestorben, aber erst um die Mitte des elften Jahrhunderts.

Als Hofkaplan war Wipo in der Lage, sich über alle Ereignisse ein zuverlässiges Urteil zu bilden, und erfüllt damit durchweg die Hauptbedingung, welche man an denjenigen stellen mufs, der Zeitgeschichte schreibt. Er ist im allgemeinen gut unterrichtet; wenn er uns kein dickleibiges Werk hinterliefs, sondern nur einen verhältnismäfsig wenig umfangreichen Auszug, so müssen wir ihm das Lob erteilen, dafs der Inhalt seiner Arbeit reichhaltiger ist, als man vermuten sollte.

In vierzig Kapiteln wird uns Konrads Leben erzählt; dabei hält sich Wipo so sehr an die chronologische Anordnung des Stoffes (nicht aber Kap. 19, 21, 22), dafs Steindorff zuerst die Benutzung einer annalistischen Vorlage mit Glück behauptete und nachwies. Das Wesen dieser Vorlage, der sog. Schwäbischen Reichsannalen, werden wir bei den Quellen Wipos besprechen. Kap. 1 nennt uns die Teilnehmer der Wahl, die süddeutschen Prälaten mit Namen, nicht die norddeutschen, da er sie nicht kenne; ebenso mit Namen die Fürsten und Herzöge. Kap. 2 enthält den Platz der Wahl zwischen Mainz und Worms; am linken Ufer des Rheins die Lothringer und ripuarischen Franken, rechts die anderen Stämme. Der Kreis der Kandidaten wird immer enger und schliefst sich endlich um die beiden fränkischen Konrade, die einander in langen Reden befürworten, bis Aribo von Mainz zugunsten des älteren Konrad den Ausschlag gibt; seinem Ansehen unterwirft sich auch der unzufriedene Kölner und die Lothringer. Mit einem Lobe Konrads schliefst Wipo Kap. 2, um in Kap. 3 mit der Weihe in Mainz fortzufahren. Man merkt, dafs die Diplomaten bei der Wahl viel Arbeit hatten; der Biograph deckt manches zu, läfst manches nur ahnen. Es werden weiter erzählt in Kap. 4—5 die ersten Regierungshandlungen,

Kap. 6—8 der Königsritt (bis 1025), Kap. 9 der Abfall Boleslaws und Miescos (1025), Kap. 10 die Anfänge des Streites mit Herzog Ernst (1025), Kap. 11—18 Zug nach Italien und Kaiserkrönung (bis 1027), Kap. 19—20 zweiter Abfall Ernsts (1027), Kap. 21—22 Fahrt nach Burgund und Franken (1027) sowie die Sendung Werners, des Bischofs von Strafsburg, nach Konstantinopel (1035), Kap. 23 Wahl Heinrichs III. zum Könige (1028), Kap. 24 Tod Brunos von Augsburg, Kap. 25 Ernst verliert Schwaben (1030), Kap. 26 Fahrt nach Ungarn (1030), Kap. 27—28 Ernsts Tod (1030), Kap. 29 Gewinnung Burgunds (1032), Kap. 30—32 Kampf gegen Odo von Champagne (1033—34), Kap. 33 Slavenkriege (1034), Kap. 34 Heerfahrt nach Italien (1036), Kap. 35—37 Heinrichs Hochzeit mit Knuts Tochter (1037), Konrads italienischer Aufenthalt und endlich sein Tod (1039), der Kap. 40 in einem Gedichte beklagt wird.

Einfach ist die Form, ruhig der Ton der Berichterstattung. Wir finden keine Übertreibung; überall herrscht abgeklärte Kenntnis der Tatsachen. Die Person des Herrschers tritt in den Vordergrund, von ihr geht alles aus, und diese Behandlungsweise ist gerade das Eigenartige an Wipo. Besonders lobt er Konrads Pflichtgefühl; „wie die Tugend häufig den gemeinen Mann adelt, so entadelt ein Adel ohne Tugend viele Edle“. Konrad aber ist das Musterbild eines Herrschers; ein schlagendes Beispiel hierfür liefert Kap. 5: „Die ersten Taten Konrads.“ Auch das Glück ist Begleiter des Königs; Ruhe herrscht in Deutschland man glaubt in die Zeiten Ottos I. versetzt zu sein.

Wipo ist also unbedingter Anhänger seines Helden, vielleicht nicht so unbefangen wie Widukind und Thietmar, da er manche wichtige Dinge nicht berichtet und daher geradezu Hofhistoriker genannt ist (Pflugk-Harttung), dessen Darstellung von den Anschauungen des Hofes mehr durchsättigt sei, als man gemeinhin an-

nähme. Anderseits war Wipo strenggläubig; aber das Papsttum wird dem Kaisertum untergeordnet und kommt als selbständige Einrichtung gar nicht zur Erscheinung. Jedenfalls ist das Werk, wie es vorliegt, nicht ein erster Entwurf, sondern eine Überarbeitung (Giesebrecht, Brefslau), nachdem das Leben Heinrichs III. ausgesondert war. Es entstand, da im Prologus Heinrich III. stets rex genannt wird, vor dem 25. Dez. 1046, dem Tage der Kaiserkrönung, wurde aber mit dem später geschriebenen Widmungsbriefe dem Kaiser Heinrich III. erst vor 1050 (Pertz), vielleicht 1047 (Pflüger) übergeben.

Wipo leugnet, Quellen schriftlicher Art in den Gesta benutzt zu haben: licet inde nondum aliquid scriptum vidissem, und beruft sich auf persönliche Erinnerungen sowie Mitteilungen anderer. Pflüger hält die Gesta auch für selbständig, leugnet aber nicht ihre Verwandtschaft mit den Ann. Sangallenses; das komme aber daher, weil letztere Wipos Gesta benutzt hätten. Hierin stimmte ihm Giesebrecht zuerst bei.

Mit Steindorffs Untersuchungen über verlorene Schwäbische Reichsannalen[2]) (bis 1040) tritt die Wipofrage in neue Bahnen; ein grofser Teil seiner Gesta und der Ann. Sangallenses maiores (1025—1039) seien aus diesem schwäbischen Werke geflossen. Zu demselben Urteile gelangte zunächst Pflugk-Harttung für Hermanns Chronik in den Teilen 1024—1039; Brefslau endlich dehnte die Untersuchung auf Hermann und besonders die sog. Epitome Sangallensis (bis 1040) aus, so dafs jetzt vier Ableitungen der Schwäbischen Reichsannalen und Aventin aufgedeckt waren. Wipo selbst blieb im allgemeinen nur der Ruhm eines glättenden Kompilators (wie auch Hermann bis 1040).

Das Wesen der verlorenen Schwäbischen Reichsannalen oder der Reichschronik ist heute leicht zu bestimmen, nachdem Brefslau ihre Quellen

untersuchte. Ich möchte hier nur die Hersfeldenses und ihre Fortsetzung, die verlorenen Hildesheimenses maiores feststellen, weil gerade dies Quellenverhältnis neuerdings angefochten wird.

Dieterich[3]) nämlich nimmt mit Pflüger an, dafs Wipo ohne Vorlage gearbeitet habe, nimmt mit Giesebrecht, Brefslau und Hasse zwei Rezensionen der Gesta, von denen die erste, verlorene Vorlage für das sog. (jetzt von Dieterich wieder aufgegebene) Handexemplar Hermanns und die Ann. Sangallenses maior. gedient habe, während die zweite noch heute erhalten sei, nämlich Wipos Gesta. Aber gerade Hermann habe die Wipo-Rezension (bezw. Vorarbeiten) nicht unmittelbar benutzt, sondern durch Vermittelung der (von Dieterich konstruierten) Ann. Alamannici Augienses, in welche Wipo hineingearbeitet sei; die Sangallenses seien direkt durch Wipo gespeist. So nämlich könnten allein die Differenzen zwischen Hermann und den Sangallenses erklärt werden. (Vgl. Hermann von Reichenau und Ann. Sangall. maiores.)

Wipos gesta sind trotz ihres oft mangelhaften, ja fehlerhaften Inhaltes, trotz ihrer ausgesprochen kaiserfreundlichen Haltung eine gute und unentbehrliche Quelle für Konrad II. und stehen als Kunstwerk hoch über manchen anderen Lebensbeschreibungen des Mittelalters.

Wipo hatte die Absicht, die Taten Heinrichs III. zu schreiben und erklärt, dafs er fortwährend Stoff hierfür sammle. Sollte er als älterer Mann vor dem Kaiser sterben, so möge ein anderer auf ihm fortbauen und seine Vorarbeiten nicht verschmähen. Nach Dieterich sind diese Vorarbeiten Wipos samt dessen verlorener Rezension I der Gesta von Hermann von Reichenau in einem verlorenen, aber in seiner Ableitung bei Otto von Freising noch erkennbaren Werke niedergelegt, den Gesta Chuonradi et Heinrici imperatorum. Sonst aber

verwirft die gesamte Kritik das Dasein eines solchen Werkes sowohl für Hermann wie Wipo, und Wattenbach meint ausdrücklich, dafs Otto von Freising, indem er die Gesta Heinrici als Werk Hermanns bezeichnete (VI, 33), seine Vorlage falsch zitiert und Hermann statt Wipo als deren Urheber genannt habe. Da nun von den Vorarbeiten Wipos nichts mehr bekannt ist, wird die Frage kaum endgültig entschieden werden können.

Auch als Dichter steht Wipo hoch und überreichte Heinrich III. zu Strafsburg 1041 den *tetralogus*, ein Lobgedicht von 326 Hexametern, in welchem der Dichter die Musen auffordert, den König zu loben; derselbe wird ermahnt, stets das Rechte zu tun. Hundert *proverbia* oder Lebensregeln, in Form des Binnenreims, enthalten Wahrheiten verschiedener Art und sind ebenfalls für den jungen Heinrich verfafst. Wahrheit des Inhalts deckt sich mit Meisterschaft in der Form. Rührend ist die am Schlufs des Lebens Konrads beigefügte Totenklage, und noch heute singt die katholische Kirche Wipos Hymnus: Victimae paschali laudes.

2. Die geistliche Lebensbeschreibung.

Diese Gattung der Geschichtschreibung hat in der fränkischen Zeit, besonders im Westen des Reiches, viele Vertreter, aber die Ernte ist nur gering, und geschichtlichen Wert haben die wenigsten Erzeugnisse. Welch kraftvolle Gestalten aus den Reihen der Mönche wufste uns die Karolingerzeit zu zeichnen; die Vertreter der hohen Geistlichkeit zur Zeit der sächsischen Kaiser waren Männer von Fleisch und Blut, und die Biographen wufsten deren Stellung als Reichs- und Landesfürsten ins gehörige Licht zu rücken.

Das wird in der fränkischen Zeit anders. Es soll nicht geleugnet werden, dafs früher mancher Bischof oder Abt mehr weltlich als geistlich dachte und die Pflichten

als Seelsorger arg vernachlässigte. Aber das lag in ihrer Doppelstellung als weltliche und geistliche Fürsten begründet; denn mit den Einkünften der ihnen vom Kaiser verliehenen Lehen hatten sie die Bürde von Verpflichtungen, besonders der Heeresfolge, übernommen. Auf diese Weise waren Kirche und Staat innig miteinander verbunden, beide wirkten bisher einträchtig nebeneinander. Anders aber mufste sich das Verhältnis gestalten, wenn eine dritte Gewalt den Frieden störte. Dieses geschah in kirchlicher Hinsicht durch die Ausdehnung der cluniacensischen Regel auf die deutschen Klöster, politisch durch Gregor VII.

Von Cluny, einem burgundischen Benediktinerstifte, ging die Bewegung aus, welche in kurzer Zeit das Mönchsleben der französischen und deutschen Klöster umgestaltete und aus den Benediktinern alten Schlages, praktischen Landwirten und Besitzern grofser Güter, wieder Mönche machte, denen frommer Lebenswandel und Gelehrsamkeit fortwährend Anhänger erwarb. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, aus welchen Gründen besonders Heinrich II. und III. diese Bestrebungen begünstigten, bemerkt soll aber werden, dafs nur ihre Unterstützung die cluniacensische Neuerung in Deutschland ermöglichte. Gar mancher augenblickliche Vorteil sprang dabei heraus, weil den Klöstern mit Einführung der Reform meistens wertvolle Besitzungen verloren gingen, aber kurzsichtig war die Politik, da in Zeiten der Not den neugeordneten Klöstern nicht mehr der Kaiser als wirkliches Oberhaupt galt, sondern das Mutterhaus Cluny und Rom. Bis auf die Regierungszeit Heinrichs IV. war die Sache ohne politische Bedeutung; als aber Gregor VII. in Gegensatz zu dem deutschen Königtum trat, hatte er sämtliche cluniacensische Klöster zu Bundesgenossen, und sie waren nicht seine schwächsten.

Die cluniacensische Richtung riſs schon in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts die geistliche Lebensbeschreibung fast völlig an sich, um dann in der Folgezeit auch die anderen Gattungen der Geschichtschreibung teilweise zu beherrschen und die Anschauungen Clunys politisch zur Geltung zu bringen. Wir haben schon gesehen, was Odilo, Abt von Cluny, Mitbegründer der strengen Richtung, aus der Lebensbeschreibung der Adelheid, Gemahlin Ottos I., gemacht hat. Das sind durchweg Wundergeschichten und wenig oder keine Tatsachen. Man lese ferner die Lebensbeschreibung[4]) Richards, des Abtes von St. Vannes in Verdun († 1046), die allerdings erst im Anfange des zwölften Jahrhunderts von einem Mönche dieses Klosters verfaſst ist. Auſser wenigen Angaben über Richards Schicksale nichts als Redensarten, keine Geschichte. Daſs Cluny natürlich dem eifrigen Mönche eine vinea Domini und Odilo ein zweiter Moses oder Aaron ist, kann man verzeihen, aber die geschichtliche Bedeutung des Abtes, der so viele Klöster (über zwanzig) der neuen Richtung zuwandte, weiſs der Biograph nicht zu würdigen.

Etwas besser ist die Lebensbeschreibung Poppos[5]), des Abtes von Stablo († 1048), verfaſst von dem Mönche Onulf in Gent und später schlecht überarbeitet. Aus der Schrift erfahren wir, daſs Poppo nach einer wilden Jugend und einer Wallfahrt ins hl. Land sich verlobte, seine Braut aber schmählich verlieſs und dann (Kap. 7) in St. Thierry Mönch wurde. Richard erkannte den feurigen Geist Poppos und nahm ihn mit nach Verdun (Kap. 9). 1020 wird dieser Abt von Stablo und setzt hier die cluniacensische Regel mit Gewalt durch; später (Kap. 16) erhielt er von Heinrich II. das Trierer Kloster St. Maximin, dann noch Echternach, St. Gallen und Weiſsenburg. Sogar zu staatsmännischen Sendungen wird Poppo benutzt; es gelingt ihm (1032), die durch Burgunds

Einverleibung zwischen Konrad II. und dem französischen Könige entstandene Spannung zu heben (Kap. 18). Von 1033—1040 baute er die neue Klosterkirche zu Stablo, zu deren Einweihung Heinrich III. selbst erschienen war (Kap. 22). Wir sehen aus dieser Tatsache, welches Ansehen der Abt genofs, wie sehr er mit der weltlichen Obrigkeit in Fühlung zu bleiben wufste.

Waren Richard und Poppo im Westen tätig, dieselbe Stellung nimmt der Abt Wilhelm von Hirschau († 1091) im Schwarzwalde ein. Sein Leben[6]) hat ein Mönch Haimo verfafst, der aber von Wilhelms Jugend nichts anderes zu berichten weifs, als dafs derselbe schon als Knabe durch Hunger, Nachtwachen und härene Kleidung seinen Körper kasteit habe und so erprobter Vorsteher von Hirschau geworden sei. Als solcher liefs er sich in Rom (Kap. 4) von Gregor die Hirschauer Rechte bestätigen und erweitern und widmete dann seine Tätigkeit der Gründung und Einrichtung von Klöstern, im ganzen sieben (Kap. 21).

Fast auf derselben Stufe steht das Leben Ulrichs von Zell[7]), eines geborenen Baiern, welcher schon als Knabe am liebsten in kirchlichen Gewändern umherging und dem im Traume ein Bistum geweissagt wurde. Nachdem er (Kap. 6) Rom und Cluny besucht hatte, gingen die Träume in Erfüllung; Ulrich wurde Abt des Klosters Zell im Schwarzwalde und ebenfalls Beförderer der neuen Regel. Das Leben des Mannes besitzen wir doppelt; das letztere ist besonders schwerfällig, schwülstig und mit Wundergeschichten angefüllt.

Man kann es begreifen, wenn Männer, wie die vorher genannten, als Vertreter einer nur kirchlichen Richtung von den Biographen in erster Linie nach ihren der Kirche erwiesenen Diensten geschildert werden. Anderseits artete aber die neue Richtung sehr häufig aus und erhob Menschen zu Vorbildern, die, wenn sie heute lebten,

wegen Landstreicherei in Gewahrsam genommen würden. Ein solches Bild halb lächerlicher, halb widerlicher Art liefert die Lebensbeschreibung des Haimerad, *vita Haimeradi* [8]). Dieser überspannte Mann, in Meſskirch (Schwaben) geboren, durchzog Deutschland fastend und betend und hinterlieſs infolge seiner Kasteiungen überall den Ruf der Heiligkeit. Der Abt von Hersfeld freilich (Kap. 7) und Bischof Meinwerk von Paderborn (Kap. 10) konnten sich mit der schmutzigen Gestalt nicht befreunden und lieſsen Haimerad unter Schlägen entfernen. Ebenso machte es die Kaiserin Kunigunde (Kap. 10 und paraphrasis Vers 235 flgde); auch die Einwohner von Kirchberg in Hessen trieben ihn wegen angeblichen Kirchenraubs „cum iniuria“ fort (Kap. 8). Aber dennoch brachte es 1080 Ekkebert, ein Mönch des Hersfelder Klosters, fertig, eine Lebensbeschreibung des sonderbaren Mannes abzufassen und dessen Andenken uns zu überliefern. Daſs Haimerad damals eine bekannte Persönlichkeit war, zeigt der Umstand, daſs die Pöhlder Jahrbücher (1024) seinen Tod zu Hasungen berichten und Lamberts Jahrbücher (1072) von Wallfahrten zu seinem Grabe sprechen.

Anderseits wird das Leben hervorragender und einfluſsreicher Männer der damaligen Zeit entstellt; man ist gezwungen, auf Grund der Lebensbeschreibung sie an dieser Stelle zu behandeln, statt ihnen den wohlverdienten Platz anderswo zu geben. Besonders ist dieses der Fall bei dem Erzbischofe Anno von Köln (1059—1075). Dieser Mann behauptete vom Jahre 1062 ab bis Anfang des achten Jahrzehntes unter allen Reichsfürsten einen hervorragenden Platz. An den wichtigsten Verhandlungen nahm er bei der Minderjährigkeit Heinrichs IV. teil; sein Eingreifen in die Erziehung des jungen Königs ist wohl bekannt. Zeitweise war er Reichsverweser. Sein Wirken der Nachwelt zu überliefern, wäre daher eine dankbare Aufgabe gewesen, der Stoff mangelte nicht.

Und doch fehlt dem hervorragenden Manne ein entsprechender Biograph. Denn was uns unter dem Titel Leben Annos, Erzbischofs von Köln, *vita Annonis*[9]), vorliegt, kann nicht als geschichtliche Leistung angesehen werden. Ein unbekannter Mönch des von Anno gestifteten Klosters Siegburg bei Bonn, dessen grofsartige Bauten noch heute Bewunderung erwecken, hat 1105, einige Zeit nach dem Tode des Gründers, dessen Leben beschreiben wollen. Mit Ausnahme der ersten Hälfte des ersten Buches[10]) und einiger anderer Nachrichten besteht sein Werk indessen in Lobpreisung der grofsen Frömmigkeit seines Heiligen. Man meint fast, absichtlich wäre alles weggelassen, was Anno zu einer geschichtlichen Persönlichkeit macht. Die Lebensbeschreibung ist als Ganzes wertlos und Annos unwürdig; es tritt in derselben das Bestreben der Cluniacenser so recht zutage, alles Weltliche am Menschen totzuschweigen; unser Siegburger Mönch macht aus dem weitblickenden Reichsfürsten einen unbedeutenden Erzbischof. Kein Wort von Annos Königsraub in Kaiserswert, kein Wort von seiner Verschwörung gegen die Kaiserin, kein Wort von Annos italienischer Reise, kein Wort von seinem Klosterraub, kein Wort vom Tage zu Tribur, über alles dieses tiefes Schweigen, wie die Monumenta sich treffend ausdrücken. Giesebrecht bemerkt richtig, dafs Anno keinen schlechteren Biographen finden konnte. Der Abt des Klosters Siegburg, Reginhard, hat bei Abfassung der Lebensbeschreibung Pate gestanden und war, wie wir wissen, beste Quelle für den Verfasser. Auch Lamberts Jahrbücher sind zum Jahre 1075 ausgeschrieben, aber alles, was sie sonst an geschichtlichen Nachrichten über Anno bringen (1062 bis 1066, 1071, 1072), wird geflissentlich vernachlässigt. Einen gewissen Zweck hatte damals das Buch insofern, als es jegliches Bedenken gegen Annos Heiligkeit erschüttern

sollte, dessen Grausamkeit und Willkür seit dem Aufstande der Kölner Bürger gegen ihn (1074) noch in aller Gedächtnis war.

Die Heiligsprechung Annos hat aber doch eine schönere Frucht gezeitigt, zwar kein Geschichtswerk, sondern ein herrliches, in mittelhochdeutscher Sprache abgefafstes Gedicht, das Annolied[11]), dem wir hier ausnahmsweise einen Platz anweisen wollen, obwohl es gar keinen geschichtlichen, sondern nur poetischen Wert hat. Der Verfasser ist ein Geistlicher vom Niederrhein, wahrscheinlich ein Siegburger Mönch; bestimmte Nachrichten über ihn fehlen aber vollständig. Das Gedicht geht von Erschaffung der Welt, dem Sündenfall bis Christus; dann kommt es auf die Heiligen zu sprechen; unter ihnen befindet sich Anno. Der Name Köln veranlafst die Erzählung der Gründung von Städten; der Dichter besingt Ninus und Semiramis, dann die Römer, wie sie Köln gegründet und wie das Christentum bei den Franken Eingang fand. Der dreiunddreifsigste Erzbischof von Köln ist Anno der Heilige. Grofs steht er da als Kirchenfürst, Mensch und Staatsmann. Aber auch Böses erduldete er, die Wirren im Reiche nehmen überhand; er mag nicht mehr leben. Mit Visionen und Wundern schliefst das Lied, eines der prächtigsten, welche wir überhaupt aus dem Mittelalter besitzen, „eine pindarische Hymne“, aber deutsch nach Inhalt und Anschauung.

Den geraden Gegensatz zu dem herrschsüchtigen Anno bildet der Erzbischof Bardo von Mainz, der, aus edlem Geschlechte geboren und dem Königshause verwandt, 1031 auf den Mainzer Stuhl erhoben wurde († 1051). Still und ruhig im Auftreten, mehr Mönch als Reichsfürst, hat er dem politischen Ansehen der Mainzer Kirche sehr geschadet, indem es dem Kölner Erzbischofe gelang, das Erzkanzleramt für Italien an sich zu reifsen. Sein

Biograph, ein Mönch Vulculd, *vita Bardonis auctore Vulculdo*[12]), lobt dagegen (Kap. 9) besonders sein einfaches, bescheidenes Wesen und hebt (Kap. 10) hervor, was Bardo für Mainz an Bauten und Verschönerungen geleistet. Später hat ein Mönch des Klosters Fulda, wo Bardo früher lebte, ein zweites Leben des Erzbischofs, *monachi Fuld. vita Bardonis*[13]), geschrieben, umfangreicher wie Vulculds Arbeit; auch behandeln die ersten acht Kapitel Bardos Leben im Fulder Kloster. Ganz dramatisch gehalten ist (Kap. 14) die Berufung Bardos zum Erzbischof, ebenfalls die Vorgänge am kaiserlichen Hofe in Goslar (Weihnachten 1031), als der Kaiser seine Wahl zunächst bereute und erst durch eine am dritten Weihnachtstage von Bardo gehaltene Predigt wieder die Überzeugung erhält, keinen Unfähigen zum Erzbischof gemacht zu haben. Der Biograph hat diese zweite Predigt Bardos in die Lebensbeschreibung aufgenommen.

b. Die Chronik.

1. Die Weltchronik.

Unter den Gattungen der Geschichtschreibung zur Zeit der fränkischen Kaiser nimmt die Weltchronik einen bedeutenden Platz ein; eine Menge von Werken dieser Art, ausgezeichnet durch Reichhaltigkeit des Stoffes, der in ihnen aufgespeichert wurde, sind auf uns gekommen und geben von dem Fleifse der Verfasser Zeugnis.

Ganz unberührt von den Kämpfen der damaligen Zeit bleiben auch sie nicht; schwer mag es gehalten haben, eine vermittelnde und unparteiische Stellung einzunehmen in dem Streite um die Frage, wer der erste sei im Reiche, ob Kaiser oder Papst. Nur ein einziger Chronist hat, wie man aus seinem Werke urteilen möchte, keine Ahnung von den Stürmen, die das Land in Kürze durchbrausten, und daher gebührt ihm hier, wo die neue

Zeit anhebt, der Platz; es ist Hermann der Lahme (Contractus), Mönch im Kloster Reichenau. „Geboren im Jahre 1013 als Sohn des Grafen Wolverad war er“, wie uns Berthold erzählt, „seinem äufseren Menschen nach infolge eines Gichtleidens von früher Jugend auf an allen Gliedern gelähmt, innerlich aber durch geistige Begabung über alle Zeitgenossen wunderbar erhaben und bewältigte aus sich selbst und mit seinem Verstande die Schwierigkeiten jeglicher Wissenschaft sowie die Feinheiten des Versmafses. Von seinen ersten Jahren an fortwährend und ohne Unterlafs solchen Studien hingegeben, wurde er grofs durch eine so vollständige Kunde göttlicher und weltlicher Gelehrsamkeit, dafs ihn alle anstaunten und bewunderten. Er war in so hohem Grade an allen Gliedern gelähmt, dafs er sich von der Stelle, wo man ihn hingelegt, ohne fremde Hilfe weder fortzubewegen, noch auch nur auf die andere Seite zu wenden vermochte und nur in einer Art Tragsessel, auf welchen ihn seine Diener niedergelassen hatten, mühsam und gekrümmt sitzen konnte, um irgend etwas vorzunehmen. Auf demselben war dieser tüchtige und wunderbare Zögling heiliger Verrichtung, obwohl er mit seiner lahmen Zunge und Lippe nur gebrochene und schwer verständliche Laute, so gut es eben ging, langsam hervorbrachte, seinen Zuhörern doch ein beredter und eifriger Lehrer, voll Leben und Witz, sehr schlagfertig im Wortgefechte. . . . Bald schrieb er etwas Neues mit seinen gleichfalls gelähmten Fingern mühsam nieder, bald las er für sich oder er las anderen vor. . . . Er war nach Annahme der Mönchsregel, welche er um sein dreifsigstes Lebensjahr auf Zureden Berns, des Abtes von Reichenau, erwählt hatte, ein rechtgläubiger Diener.“

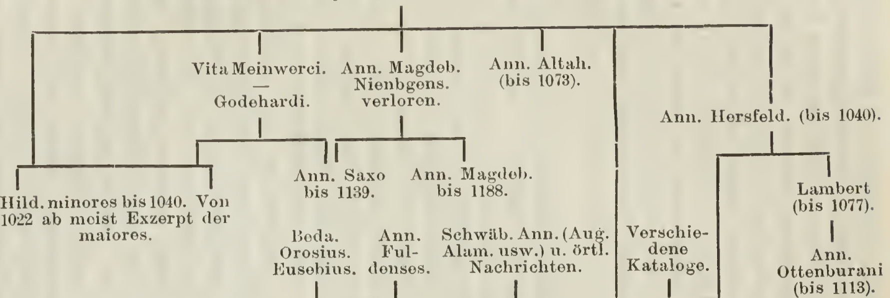
So stellt sich Hermann uns als Krüppel vor, dem die Natur als Entschädigung für körperliche Hilflosigkeit einen reichen und empfänglichen Geist verliehen hatte.

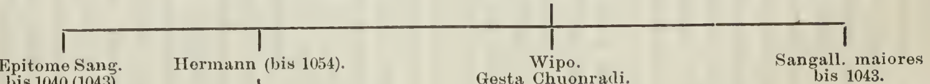
Alle Zweige der Wissenschaft, besonders die Mathematik und Astronomie, waren ihm bekannt; als Mechaniker weit berühmt, verfertigte er z. B. Uhren und Instrumente jeder Art. Auf keinem Gebiete aber strahlte sein Ruhm heller als auf dem der Geschichtschreibung. Daher nennt ihn der Ottobeurer Nekrolog einen weisen Kleriker, der Sankt-Gallener, gelehrt und gütig. Eine Handschrift von Sigeberts Chronik widmete ihm einen warmen Nachruf, der mit Berthold übereinstimmt. Heinrich von Weifsenburg, Frutolf, Otto von Freising, der Annalist von Sankt Blasien, Honorius von Autun und schwäbische Nekrologien gedenken seiner.

Erhalten hat sich glücklicherweise seine Chronik, *Herimanni Augiensis chronicon*[14]), welche er von Christus bis auf seine Zeit, 1054, führte. Der geschichtliche Wert derselben beruht in der sorgfältigen Handhabung der Chronologie, der zuverlässigen Auswahl des Stoffes und der grofsen Wahrhaftigkeit des Inhalts. Hermann war in den letzten Jahren seines Lebens nicht aus dem Kloster herausgekommen, umfafste aber mit weitem Blicke den Gang der Weltgeschichte gemäfs den Berichten früherer Geschichtschreiber. Wahres sonderte er von Falschem, verwarf besonders Unwichtiges und Minderwertiges; gerade dieser Charakterzug zeichnet seine Chronik vor so vielen unverarbeiteten Machwerken aus. Die Zeitereignisse wufste er ihrem Werte nach zu sondern; vom Anfange der vierziger Jahre bis zum Schlufs (1054) ist er der beste Gewährsmann. Die Darstellung ist bestimmt, kein Wort zu viel oder zu wenig, ruhig und sachlich die Erzählung. Nur an einigen Stellen (1052, 1053) kommt ein leiser Tadel gegenüber Heinrich III. zum Vorschein. Je günstiger sich nun das Urteil über die Chronik gestaltet, um so mehr tritt das Mitleid mit dem gichtbrüchigen Verfasser zurück und macht einer unbeschränkten

Mittelalterliche Chronik. III (saec. 11).

Hildesheimenses maiores (perditi). 1023—1040 (1043) nachgewiesen.





Weiterhin Abschrift von Hermann.
Chr. ad. ann. 741.
Berthold bis 1080.
Bernold bis 1100.
Chron. Wirzibg. (bis 1057).
Frutolf—Ekkehard (bis 1101) bis 1125.

Litteratur:

Steindorff, Jahrb. Heinrichs III. I, 421 ff.
Breſslau, N. A. II, 541 ff.

Anerkennung seiner Tatkraft Platz. An der Chronik schrieb Hermann die letzten sechs Jahre seines Lebens; schon aus diesem Grunde müssen umfassende Vorstudien ihm die Wege zu dem Unternehmen gebahnt und zu dem Ruhme verholfen haben, grundlegend für die Chroniken der späteren Zeit geworden zu sein.

Die Chronik beruht auf vielen Quellen, bis zum 10. Jahrhundert auf den gewöhnlichen, welche von jedem namhaften Chronisten herangezogen wurden. Sie gaben dem Grundstocke der Hermannschen Chronik ein mosaikartiges Gepräge (Wattenbach) und zeugten von seinem bewunderungswürdigen Fleifse und gründlicher, wenn auch mafsvoller Beschränkung (Giesebrecht). Diese älteren Teile kommen hier nicht in Betracht, können auch bei Brefslau (N. A. II [1877], p. 566), bequem nachgesehen werden.

Vom 10. Jahrhundert ab, wo die Fulder Kompilation versiegt, werden diejenigen Nachrichten, welche man nicht auf eine Quelle zurückführen kann, immer häufiger, so dafs die älteren Kritiker jene verlorene schwäbische Reichschronik (Reichsannalen) (vgl. S. 206) als Quelle einsetzten, welche neben anderen in immer höherem Grade benutzt wurde und endlich (bis 1040), wo sie endete, Hermanns Hauptquelle neben seinen persönlichen Erinnerungen und Eindrücken geworden ist. Der Schlufs 1040—1054 ist in der Hauptsache annalistisch, d. h. von Jahr zu Jahr niedergeschrieben.

Hermann soll noch Gesta Chuonradi et Heinrici imperatorum verfafst haben. Sein Schüler Berthold sagt ausdrücklich: Libellum hunc chronicorum ab incarnatione Domini usque ad annum suum undecunque laboriosa diligentia collegit; gesta quoque Chuonradi et Heinrici imperatorum pulcherrime descripsit. Berthold unterscheidet also tatsächlich zwischen der (erhaltenen) Chronik und einer (verlorenen) Vita der Kaiser.

Auch Otto von Freising (Chron. VI. 33) sagt: Tam

eius (Heinrichs III) quam patris sui (Konrads) actus et virtutes Herimannus Contractus in libello quodam, quem ipsi destinavit, luculenter satis disseruit. Diese zwei Zeugnisse sind schwerwiegend. Daher meinte Pertz, Hermann habe auf Wipos Vorarbeiten hin die Lebensbeschreibung beider Kaiser verfafst. Wattenbach unterscheidet in der Chronik Hermanns den undecunque laboriosa diligentia usque ad annum suum (Hermanns Zeit) gelegten Unterbau von den Gesta der Kaiser, den Zeitereignissen, welche er annalistisch eintrug (pulcherrime descripsit). Wie, so fährt er fort, hätte Hermann dazu kommen sollen, aufser der Chronik (bis 1054) noch die abgeschlossene Vita über Heinrich III. zu schreiben, zumal er vor Heinrich starb? Otto aber, so meint Wattenbach weiter, hat Hermann irrtümlich für den Verfasser der Vorarbeiten Wipos, die ihm vorlagen, gehalten. Hermanns Werk, die Gesta, sei nie geschrieben, das Geschick der Wiposchen Arbeiten unbekannt.

Giesebrecht hält die Gesta Hermanns für eine Umarbeitung und Fortsetzung des Wipo; das Werk sei früh verloren, wohl nur, weil es in seinem ganzen Umfange in die gröfsere Arbeit (Chronik) Hermanns überging. Auch Dieterichs Geschichtsquellen (II S. 67—113) fordern für Hermann die Gesta zurück, welche auf Grund der Wiposchen Vorarbeiten bis 1044 fortgeführt seien, gleichsam eine zweite, vermehrte und verbesserte Auflage Wipos. Otto von Freising habe die Gesta für Konrad II. und Heinrich III. in seiner Chronik benutzt, der einzige und bekannte Historiker.

Ein abschliefsendes Urteil ist noch nicht erfolgt, wird auch wohl kaum erfolgen können, da die Unterlage einer befriedigenden Lösung, das Exemplar der Gesta, nicht vorliegt, ein Verlust, der teilweise durch die Chronik ausgeglichen sein mag.

Auch als Musiker und Dichter steht Hermann hoch.

Sein Gedicht De octo vitiis principalibus vereinigt Gewandtheit der Form mit tüchtigem Inhalt, welcher mancher leichtfertigen Nonne zu denken geben konnte. Im Jahre 1054 bricht die Chronik ab, im selben Jahre, am 24. Sept., starb Hermann; nur der Tod konnte dem fleifsigen Manne den Griffel aus der Hand nehmen.

Ist Hermann ein Polyhistor? (Excurs.)

Die ältere Kritik nahm für Hermann, Wipo, die Ann. Sangallenses maior. und die Epitome Sangallensis als Hauptquelle im 11. Jahrhundert die sog. Schwäbischen Reichsannalen an. Neuerdings hat, wie wir schon mehrfach bemerkten, Dieterich für diesen ganzen Quellenkomplex ein neues eigenartiges Abhängigkeitssystem aufgestellt, welches den Widerspruch besonders seitens Brefslau hervorrief. Bei der grofsen Wichtigkeit, welche die Quellen der Reichsgeschichte im 11. Jahrhundert beanspruchen, wollen wir auf diese Angelegenheit näher eingehen.

A. Handschriftliche Überlieferung der Chronik Herrmanns, des Chron. Suevicum universale (Epitome Sangallensis), Bertholds, Bernolds[15].

Ein böses Verhängnis hat über der textlichen Überlieferung obiger Werke gewaltet. Wir wissen, dafs Hermann von Reichenau bis 1054 reicht; aber den beiden Handschriften fehlt Anfang oder Schlufs, auch sind sie nicht ganz unverkürzt. Bertholds Fortsetzung ist überhaupt nicht echt, sondern nur verkürzt oder in Auszügen erhalten, die wieder mit anderen Quellen verbunden sind. Das Endjahr (1080) ist Vermutung, steht nicht fest, ebensowenig wie das Anfangsjahr der Chronik Bernolds, deren Endjahr (1100) durch das Autograph Bernolds gesichert ist. Das *chron. Suevic. universale*[16] (Epit. Sang.) läuft bis 1043/44, ist aber eine unbedeutende Kompilation und nur dadurch bemerkenswert, dafs es mit Hermann

gleiche Quellen ausschreibt und auch handschriftlich mit ihm verbunden erscheint.

Die *Würzburger Chronik*[17]) ist bis 1045 eine Abschrift des Chron. Suevicum in dessen reiner, noch nicht vermischter Gestalt und bringt von 1045—1057 (1101) eine selbständige Fortsetzung. Somit wird das Chron. Suevicum durch die Würzburger Chronik Grundlage der späteren Geschichtschreibung, da auf der Würzburger Chronik von 1057 ab Frutolf-Ekkehard, auf dem Suevicum selbst aber die österreichische Annalistik beruht.

Der ganze Quellenkomplex hat sich erhalten

1) in der sog. St. Gallener verlorenen[18]), aber von Sichard 1529 fälschlich als Chronik Hermanns abgedruckten Handschrift; sie enthielt Suevicum bis 1045, Hermann bis 1054, eine auf Berthold beruhende Fortsetzung bis ungefähr 1066. — Eine zweite Handschrift (Göttweih) dieser Kompilation endet schon 1052.

2) Die Kompilation von St. Blasien[19]) reicht von 1053—1080, ist aber noch weniger rein und unversehrt erhalten. (Noch ungedruckt.)

3) Die Weltchronik von Muri[20]), so genannt, weil die jetzt verlorene Handschrift dieser Kompilation in Muri gefunden wurde; eine zweite, Engelberger Handschrift ist schlecht.

Die Kompilation besteht bis 939 aus Bernold, Suevicum, Regino und dessen Fortsetzer, bis 1045 aus Suevicum, bis 1053 aus Hermann, 1053—1079 aus Kompilation von St. Blasien, 1079—1091 aus Bernold. (Noch ungedruckt.)

Man sieht, die Quellen erscheinen bald in dieser, bald in jener Gestalt, verkürzt oder erweitert oder kompiliert und mit anderen Autoren (Beda) verbunden, in der buntesten Weise überliefert, so dafs wir Berthold überhaupt nicht zweifellos echt besitzen. Daher ist eine Kritik dieses Quellenkomplexes an sich sehr schwierig, fast unmöglich.

B. Beziehungen zwischen der Chronik Hermanns von Reichenau (H), der Epitome Sangallensis (E), heute Chron. Suevicum universale (S), und dem Chron. Wirziburgense (W).

E wurde 1529 von Sichard als Chronik Hermanns von Reichenau herausgegeben. Als dann Pertz die echte Chronik Hermanns (H) fand und als solche (Chron. Herimanni) veröffentlichte, hielt man E für einen in St. Gallen angefertigten Auszug derselben und nannte sie folgerichtig Epitome Sangallensis. Brefslau (N. A. II [1877] S. 566) aber bewies 1877, was schon Pertz (S. S. V. 34) hervorgehoben hatte, dafs E nicht ein Auszug aus H, sondern ein selbständiges Werk sei, dafs es den Rang einer H koordinierten Quelle habe, aber nur bis 1040; von da ab sei E eine Abschrift von H. Indessen hätten E und H vorher nicht direkt aus den Quellen geschöpft, sondern aus den Schwäbischen Reichsannalen. Schon damals liefs Brefslau noch zwei andere Möglichkeiten einer Erklärung des Verhältnisses zwischen H und E offen: 1) E hat H exzerpiert, aber zugleich dessen Quellen nochmals benutzt. Diese Ansicht verteidigte dann Volkmar (Forsch. XXIV S. 81 ff.), der H aber nur bis 500 untersuchte. 2) E ist von Hermann selbst, also erster Entwurf von H. Dieser Ansicht huldigte Giesebrecht (Kaiserzeit II [4], p. 563), und Brefslau stellte sie in seiner Ausgabe von E, welche er Chron. Suevicum universale (S) nannte, ebenfalls neben seiner älteren Ansicht als möglich auf, während Buchholz (Die Würzburger Chronik 1879 S. 7) und Wattenbach (G.Q. II 45) die ältere Ansicht Brefslaus annahmen.

J. R. Dieterich unternahm in den „Geschichtsquellen des Klosters Reichenau bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts“ (1897), Teil I: Die sog. schwäbischen Reichsannalen und ihre Ableitungen (S. 3—67), eine neue Untersuchung von H, E (S) und dem Chron. Wirziburgense (W). Er behauptet (S. 5—20), 1. dafs W in Reichenau oder St. Gallen

entstanden, nicht verkürzt auf uns gekommen (wie Buchholz meinte), dafs W mit H und E (S) aus einer gemeinschaftlichen Quelle flossen. 2. (S. 20—45) untersucht Dieterich die Vorlagen dieser Quelle. Dieselbe sei eine chronologisch nach Kaiser-, nicht Inkarnationsjahren geordnete Exzerptensammlung gewesen, aus welcher zunächst E (S) vom Exzerptor selbst angefertigt wäre; W sei von einem mit der Einrichtung der Exzerpte wenig vertrauten Mönche gemacht und dann in Würzburg durch Lokalnachrichten zum Chron. Wirziburgense angeschwollen. Der dritte Auszug sei H, die Chronik Hermanns, und dieser selbst der Verfasser der Exzerptensammlung (des Handexemplars) sowie von E (S) und H. Und 3. untersucht Dieterich das Verhältnis von E (S), H und W zueinander. E (S) und W sind Geschwister, stimmen H gegenüber Schritt für Schritt überein. Freilich ist W gegenüber E (S) und H gekürzt, aber nicht stets; es hat gegen E (S) und H oft ein Plus. Der schwächste Teil von Dieterichs Untersuchungen ist sein Versuch, die schlechte Chronologie von E (S) gegenüber der für damalige Zeiten vorzüglichen von H zu erklären, besonders für die Merowinger und die Papstreihe von 500—700, sowie dafs E (S) und H nach verschiedenen chronologischen Systemen (Inkarnations- und Kaiserjahren) rechnen. Diese Differenz spricht am besten gegen einen Verfasser.

Auch die materielle Fassung von E (S) und H ist so verschieden, dafs Hermann nicht beide, jedenfalls nicht E (S) verfafst hat. Gegenüber diesem Einwurfe Brefslaus beruft sich Dieterich mit Giesebrecht auf Berthold, Bernold und Sichard, welche E (S) teils direkt, teils indirekt als ein Werk Hermanns bezeichneten.

Dieterichs erste Ergebnisse waren also

1. Hermann hat eine Exzerptensammlung angefertigt, das sog. Handexemplar, bis (?).

2. Hermann hat aus diesem einen Abrifs [E (S)] bis 1054 angefertigt.

3. Hermann hat eine grofse Chronik bis 1054 gemacht.

4. W ist aus Exzerptensammlung und E (S), aber ungeschickt, weil von einem Schüler, gefertigt und um 1044 in Würzburg mit Lokalnachrichten versehen.

Das „Handexemplar“ Dieterichs, der Schwerpunkt seiner Behauptungen, hatte kein langes Leben, da Brefslau (N. A. XXV [1900]) in den „Quellen des Chron. Wirziburgense“ nachwies, dafs 1. W für die älteren Teile in der Hauptsache auf das Chron. bis 741 zurückgeht, 2. dafs nebenher noch E (S) und die Hist. Romana des Paulus Diaconus benutzt ist, 3. dafs sieben Stellen von W nicht auf diese Quellen zurückgeführt werden können. Da nun keine der bekannten Handschriften von E (S) diese sieben Stellen haben, so benutzte W wahrscheinlich ein reicheres, unbekanntes Exemplar von E (S), wie auch die Salzburg-Melker Annalengruppe ein solches benutzten, da diese von den sieben Nachrichten zwei enthält.

Dieterich anerkannte in den „Streitfragen der Schrift- und Quellenkunde“ (1900), Teil II: „Grundlagen der bairisch-österreichischen Annalistik und die Chroniken Hermanns von Reichenau“ (S. 114—170) die Nichtexistenz des Handexemplars. Das war für Brefslau wichtig, insofern seine verlorene schwäbische Reichschronik als Quelle bestehen bleiben konnte, während das Handexemplar Dieterichs die bisherige Quellentheorie für Hermann, Wipo, Ann. Sangallenses maiores und Epitome Sangallensis über den Haufen geworfen hätte.

Die von Dieterich (II, 1 u. 2) untersuchten Quellenbeziehungen von E (S) auf die österreichische Annalistik werden wir im zweiten Bande der Quellenkunde besprechen. In II, 3 der „Streitfragen“, „Die Chronologie von E und H“ (S. 143—148), kommt Dieterich wieder auf die chrono-

logischen Differenzen von E (S) und H für Merowinger und Papstliste zu sprechen und hält E (S) trotz aller chronologischen Fehler für die erste kritische Weltgeschichte, welche in H nochmals verbessert sei.

Schwerpunkt der Untersuchungen Dieterichs in den „Streitfragen“ ist II, 4: „Die Redaktionen der Chronik Hermanns v. R.“ (S. 151—164).

Da das Handexemplar Hermanns nicht mehr besteht, H aber gegenüber W und E (S) ein grofses Plus aufweist, so konstruiert Dieterich jetzt ein verlorenes, jüngeres E in reicherer, verbesserter Fassung, welches H als Vorlage diente. Hermann hätte also nach Dieterich („Streitfragen“) verfafst 1. ein Chron. minus (W, E (S) und E (verlorene Vorlage von H) sowie 2. H, die heutige Chronik Hermanns, das Chron. maius. Dieterich bespricht dann nochmals die äufseren Zeugnisse für Hermanns Autorschaft. Dieser selbst leite zu 378 einen Teil seiner Chronik (H) mit Hinc Herimannus ein; daher habe er auch die anderen Chroniken, Vorarbeiten von H, verfafst. Berthold bezeuge zweimal, Bernold einmal, die Weltchronik von Muri mehrfach, besonders aber Sichard die Autorschaft Hermanns.

In einem „Schlufswort“ (S. 164—170) gibt Dieterich nochmals Stoff zu der Annahme, dafs, wie W, so auch E (S) und H die Chronik bis 741 benutzten, dafs also letztere für alle Werke Hermanns an die Stelle des Handexemplares zu setzen sei.

Brefslau stellte (N. A. XXVI [1901] S. 241 ff.) zunächst fest, dafs Dieterich das Handexemplar aufgegeben habe, dafs das reichere E (S), jedenfalls aber sein Verfasser (Hermann), nicht bewiesen sei und nicht bewiesen werden könne, dafs eine event. Benutzung von Chron. bis 741 durch E (S) und H ganz gleichgültig wäre.

Dann schreitet Brefslau (N. A. XXVII [1902] S. 127 ff.) zu einer Untersuchung der Frage: „H. v. R. und das

Chron. Suevicum universale (E [S])“ und verneint die Autorschaft Hermanns. Reichenau sei zwar Ursprung von E (S), aber die diesem vorangestellte Abschrift von Beda bis auf Domitian in St. Gallen gefertigt. Bei seiner Polemik geht Brefslau (S. 127—132) ganz richtig von einer handschriftlichen Untersuchung des ganzen Quellenkomplexes (H, E [S], Berthold, Bernold) aus (vgl. oben S. 222), weiterhin (S. 132—136) zu der neueren Forschung über E (S), endlich zu der Autorfrage von E (S) (N. A. XXVII S. 137 ff.).

Hermann hat nach Brefslau E (S) nicht gemacht, 1. weil er sich in E (S) nur einmal beiläufig, in H sehr häufig und eingehend mit seiner Familie beschäftigt. 2. Ein Selbstzeugnis für E (S) fehlt überhaupt, für H steht es zu 378: Hinc Herimannus. Warum erst dort, da H doch ab incarnatione anfängt? Diese Notiz ist, wie die zu 392, 395, 454, 551, 616, 703, 726 in H und S, reine Quellennotiz, die Glosse eines Abschreibers von H, aber nicht aller Kopisten, da sie gerade in der älteren Regensburger Handschrift fehlt, also nicht von Hermann selbst in sein verschollenes Autograph eingesetzt ist. 3. Die in Bernold zu Valens 4 eingesetzte Notiz, als habe Hermann sich persönlich als Autor von E (S) bekannt, ist ebenfalls dem Abschreiber der Kompilation zur Last zu legen. 4. Berthold bezeugt nur H, nicht E (S), da letzteres mit Beda von Erschaffung der Welt beginnt, Berthold aber richtig die Chronik Hermanns ab incarnatione Christi anfangen läfst. 5. Sichard endlich ediert zwar (1529) in der Hauptsache E (S) (bis 1045), mit H (bis 1054) und Berthold (bis 1066) als Fortsetzungen, schreibt aber im Titel Hermann das Ganze zu. Hierzu bewog ihn (S. 146) seine Bedahandschrift, die zu 1052 und 1054 von Hermanns Familie Notizen bringt, sowie Trithemius, der Hermann eine Chronik De sex aetatibus mundi schreiben läfst, welchen Titel die Bedahandschrift führt. Diese Bedahandschrift aber enthält E (S), nicht H.

Weiterhin (S. 147—157) stellt Brefslau für die Chronologie fest, dafs nicht Gregor von Tours, wie Dieterich meint, für H und E (S) mafsgebend sei, sondern die Gesta Francorum. Dafs H und E (S) mit ihren so verschiedenen Chronologien trotzdem von demselben Verfasser herrühren sollen, sei unglaublich.

Gegen Hermanns Autorschaft von E (S) aber sprechen (S. 151 ff.) grobe Widersprüche in der Darstellung, Flüchtigkeiten aller Art, Unzweckmäfsigkeit und Planlosigkeit in der Komposition, endlich der so oft schon zitierte Satz in E (S) zu 631: St. Gallus nobiscum remansit et cellam suam construere coepit, während bei H zu 614 nobiscum remansit fehlt. Auch wir erachten diesen Zusatz in E (S) für durchaus ausschlaggebend; der St. Gallener Abschreiber ergänzte so den Reichenauer Autor.

E (S) ist also nach Brefslau in St. Gallen als Exzerpt einer in Reichenau verfafsten, uns verlorenen Chronik entstanden. Diesem Exzerpt stellte E (S) von Erschaffung der Welt bis auf Domitian eine Abschrift der gröfseren Chronik Bedas voran, um die ganze Weltgeschichte zu erlangen. Dieses geschah, wie Brefslau auch noch (Exkurs S. 170 ff.) zeigt, in St. Gallen.

C. Annales Alamannici Augienses?

Dieterich hat statt der verlorenen Schwäbischen Reichsannalen (Reichschronik) die sog. Ann. Alamannici Augienses als Hauptquelle Hermanns konstruiert. Wir wollen auch diese Angelegenheit untersuchen, da die Quellenfrage mindestens so wichtig ist, wie die nach dem Verfasser der Chronik.

Dieterich läfst (Geschichtsquellen I, 2 S. 20—45) die Exzerptensammlung (Handexemplar) Hermanns bis 378 aus Hieronymus, bis etwa 520 aus Prosper, Kassiodor usw., bis 551 aus der Summa temporum des Jordanes, bis 724 aus Beda, bis um 900 aus den Fuldenses, von da ab, aber

auch schon früher, aus den von ihm angenommenen, aber verlorenen Reichenauer Jahrbüchern (Ann Alam. Aug.) entstehen; letztere begleiten Hermann nach Dieterich bis 1041, werden aber, wie schon die früheren Quellen, durch viele andere ergänzt. Besonders soll Wipos erster Entwurf der Gesta Chuonradi um 1041 in diese Ann. Alam. Aug. eingefügt (I S. 245. 161) (bis 1041) oder angefügt sein (I S. 88 laufen sie bis 1020), und zwar von dem Verfasser der Jahrbücher (I, 88) oder einem Späteren (I, 161), der aber Mönch war (I, 245) und ungenügend und oberflächlich (I, 88) arbeitete.

Dieterich untersucht (Geschichtsquellen IV, S. 165 ff.) diese verlorenen Ann. Alam. Augienses.

1. Bis 799 an Hand von karolingischen oder süddeutschen Jahrbüchern, welche die verlorenen Ann. Alam. Augienses benutzen oder von diesen benutzt werden.

2. Ein Exemplar der Ann. Alam. Augienses (S. 173 ff.) gelangte nach Mainz und diente einer jüngeren Fulder Kompilation zur Bereicherung, aus der die Krakau-Prager —, Hersfelder Jahrbücher und der Cont. Reginonis schöpften. Es reichte bis 958, was aus E (S) und H hervorgeht.

3. Ein anderes Exemplar oder dessen Ableitung (S. 198 ff.), ebenfalls bis 958 reichend, kam nach Köln und speiste die Ann. Colon. und Ann. S. Benigni.

4. Von süddeutschen Tochterquellen (S. 207 ff.) der Ann. Alam. Aug. gehen die Weingartenses und Alam. Sangallenses parallel bis 881, die Redaktion II der Sangall. in italienischen Kodices bis 912, die Ann. Altahenses bis 956, die Ann. Heremi bis 966.

Von 966 ab fehlen Beweise für weitere Ableitungen der sog. Ann. Alam. Augienses; da aber die Annahme einer schriftlichen Vorlage für H und E (S) notwendig ist, so müssen die Ann. Alam. Aug. von 966 bis 1024, aber auch bis zu dem Punkte, wo Hermanns

eigene Darstellung einsetzt, fortgeführt sein (bis 1041). In diese Ann. Alam. Aug. (bis 1041) ist ein Exzerpt der Gesta Wipos hineingearbeitet, und aus diesem Exemplar sind dann H, E, die (verlorenen oder nie verfafsten) Gesta Chuonradi et Heinrici, die Ann. Sangallenses (von 1025—1041) bereichert.

Soweit Dieterich, dessen Vermutungen, dafs Ann. Alam. Augienses auch nach 966 fortgeführt seien, von uns abgelehnt werden; ob Ann. Alam. Aug. vor 966 vorhanden waren, überlassen wir der sicherlich noch reichlicher als bisher (Brefslau, Bernheim) einsetzenden Kritik.

In den „Streitfragen" kommt Dieterich, dessen „Handexemplar" Hermanns fallen gelassen war, nur einmal (S. 169) mit Namen auf die Ann. Alam. Aug. zurück; sonst spricht er von schwäbischen Quellen, die Hermann für H nochmals zu Rate zog. Es sind wahrscheinlich die Ann. Alam. Augienses.

Brefslau antwortete in der schon angezogenen Abhandlung (N. A. XXVII [1902], S. 157 ff.) und stellt fest dafs seine und Dieterichs Ansicht an sich dieselbe ist; ob man die verlorene Quelle Reichschronik oder Ann. Alam. Augienses nennt, sei im Grunde gleichgültig. Aber Brefslau kennt 1. den Verfasser nicht, 2. Ort der Entstehung der Quelle ist Reichenau oder St. Gallen, 3. Zeit der Entstehung ist nach 1040, weil die erst 1040 oder 1043 abgeschlossenen Hildesh. maiores schon benutzt seien.

Da aber Dieterich in seinem ersten Buche die Benutzung, in seinem zweiten die Existenz von Hildesh. maiores leugnet, so vergleicht Brefslau H und E (S) mit den Sang. maiores und stellt fest, dafs H und E (S) nicht, wie Dieterich meint, aus den Sangall., sondern alle drei Werke aus gemeinschaftlicher Vorlage geflossen seien, einer Reichschronik, in der die Hildesh. maiores verarbeitet seien.

Der Streit ist noch nicht zu Ende geführt, da Brefslau noch zwei weitere Abhandlungen in Aussicht stellt: 1. über Wipos Verhältnis zu Hermann und seiner Vorlage, 2. über die nach Dieterich als zu Recht bestehenden Gesta Chuonradi et Heinrici.

Dieterich hat den Beweis, dafs Hermann aufser der Chronik (bis 1054) noch weitere Werke verfafste, nicht erbracht. Es war schon bekannt, dafs Hermanns Chronik, das Chron. Suevicum universale und das Chron. Wirziburgense Zusammenhang aufweisen; Dieterich hat, und das ist sein Verdienst, diesen Zusammenhang schärfer nachgewiesen. Er und Brefslau haben ferner die Notwendigkeit einer verlorenen Quelle (Reichschronik, Brefslau) oder Annalen (Ann. Alamannici Augienses, Dieterich) als Vorlage für Hermann und Chron. Suevicum universale nochmals festgestellt. Insofern ist durch Dieterichs Untersuchungen die Hermannfrage zwar vertieft, aber nicht zu Ende geführt. Wir stehen heute (1905) noch auf dem Standpunkte der älteren Kritiker, welche Hermann nur ein Werk zuweisen, das Chronicon Herimanni (bis 1054). Diese Chronik aber wird heute auch von Brefslau (N. A. XXVII [1902], S. 160) als eine bedeutende Arbeitsleistung, selbst in chronologischer Hinsicht, bewertet; denn Hermann habe neben seiner verlorenen Quelle für H noch die bedeutendsten primären Quellen damaliger Zeit selbständig verarbeitet und so sein verdienstvolles Werk geschaffen.

2. Bistumschronik.

Auch auf dem Gebiete der Lokalchronik ist die erste Hälfte des elften Jahrhunderts rührig. Wir besitzen einige Werke, welche sich teilweise weit über den Durchschnitt derartiger geschichtlicher Erzeugnisse erheben. Dasjenige, welches wir an die Spitze stellen, hat nach Anlage und

Durchführung, sowie inhaltlich einen allgemeinen Wert und ist unstreitig die bedeutendste Bistumsgeschichte des ganzen Mittelalters; wir meinen die Geschichte des Erzbistums Hamburg, *gesta pontificum Hammenburgensium*[21]), verfafst vom Domscholaster Adam.

Über das Leben dieses verdienstvollen Mannes sind wir leider nur wenig unterrichtet. Wir wissen, dafs er in der Markgrafschaft Meifsen geboren ist und nach Hamburg kam; dort wird er 1069 urkundlich als Mitglied des Domkapitels erwähnt in der Stellung als Domscholaster. Adam genofs das Vertrauen Adalberts, des damaligen Erzbischofs (1043—1072) in hohem Grade, weil er diesen auf seinen Amtsreisen begleitete und die bischöfliche Bücherei bei seinem Werke benutzen durfte, eine Erlaubnis, die Adam fleifsig benutzt und nicht mifsbraucht hat. Wann er starb, ist nicht zu ermitteln.

Seine Geschichte der Hamburger Kirchenfürsten ist inhaltlich zunächst eine Perle damaliger Geschichtschreibung; in vier Büchern erfahren wir das Wissenswerteste aus dem nordischen Erzbistum. Im ersten Buche macht uns Adam bekannt mit der Lage Sachsens[22]), dem Charakter der Bewohner (Kap. 3), den Kriegen Karls des Grofsen (Kap. 4—9), dem Wirken des Bonifatius (Kap. 11), Willehads (Kap. 12), und gibt dann urkundlich die Bistumseinteilung Sachsens sowie die Abgrenzung des Bistums Bremen. Die Nachfolger Willehads, Anskar und Willerich, gründen Hamburg; die Eider wird durch Karl Deutschlands Grenze (Kap. 16). Bremen und Hamburg werden (Kap. 17), nachdem der Dänenkönig Christ geworden, verbunden; Hamburg ist (Kap. 18) seit 831 die Mutterkirche des Nordens und Ostens. Darauf erzählt Adam die Einfälle der Dänen (Kap. 23) und Normannen (Kap. 40—44), die erfolgreichen Bestrebungen Kölns, Bremen als Suffraganbistum zu erhalten; den Beschlufs bilden die Bemühungen verschiedener Kirchenfürsten um die Aus-

breitung des Christentums und Ordnung der kirchlichen Verhältnisse im Norden.

Im zweiten Buche drückt Adam seine Befriedigung darüber aus, dafs Bremen frei wird vom Erzbistum Köln und Hamburg das Haupt der nordischen Hierarchie ist, die darin ihren Ausdruck findet, dafs die von Otto I. gegründeten Bistümer Schleswig, Aarhus, Ripen ihm unterstellt, sowie Fünen, Seeland, Schonen, Schweden in die nordischen Missionsbestrebungen hineingezogen werden (948). Köln, welches damals unter Bruno, dem Bruder Ottos I. stand, versucht wieder vergeblich Bremen von sich abhängig zu machen (Kap. 5). Der damalige Erzbischof Adaldag benutzte die Römerzüge Ottos I., um seine Kirchen mit Gebeinen von Märtyrern zu versehen, des hl. Caesarius, Victor, Felix, Felicianus, Cosmas, Damianus und der hl. Corona; daher wuchs (Kap. 14) die Macht der nordischen Kirche, Oldenburg wird zu Hamburg als Suffraganbistum abgeteilt. Im Kap. 15 nennt Adam die genauen Grenzen Hamburgs. Die unter Adaldag erfolgte Christianisierung der Slaven gibt dem Verfasser Veranlassung (Kap. 17 ff.), das Wesen der slavischen Stämme zu besprechen. Dadurch dafs besonders der Dänenkönig Harald sich bekehrt, macht das Christentum im Norden rasche Fortschritte, welche aber durch die Bestrebungen der heidnischen Gegenpartei wieder in Frage gestellt werden. Ottos III. Tod entfacht besonders einen gewaltigen Aufstand (Kap. 40 ff.), welcher dem Christentum fast den Untergang bereitet. Dazu kommt die Erhebung Dänemarks in politischer Hinsicht unter Knut, bis endlich 1043 eine Wendung zum Besseren eintritt.

Das dritte Buch erzählt nämlich die Wirksamkeit des Erzbischofs Adalbert (1043—1072), dem Adam (Kap. 1. 2) grofses Lob erteilt, dessen einzige Laster aber, Eitelkeit und Ruhmsucht, er heftig tadelt. Er berührt des Erzbischofs Tätigkeit in den Kriegen Heinrichs III. (Kap. 6),

die Gründung von Kirchen (Kap. 9) und Mission im Dänenlande (Kap. 17), lobt seine Tätigkeit für die sittliche Hebung der Geistlichkeit (Kap. 29) und setzt die Bemühungen Adalberts, aus Hamburg den Mittelpunkt einer grofsen nordischen Kirchenprovinz mit Suffraganstühlen zu machen, ins helle Licht. Alle Anstrengungen vereitelt Heinrichs III. Tod. Adalbert wird dann mit Anno von Köln Reichsverweser (Kap. 33) und Erzieher Heinrichs IV., stirbt aber 1072. Vorher bespricht Adam nochmals die Prachtliebe des Erzbischofs, welche fast in Verschwendung ausartet, sowie seinen Hang am äufseren Schein.

Das vierte Buch steht scheinbar in keinem Zusammenhange mit den ersten Teilen, da dasselbe eine Beschreibung der Inseln des Nordens liefert. Nachdem aber die Geschichte Bremen-Hamburgs bis zum Tode Adalberts fortgeschritten war und Adam sein Vorhaben durchgeführt hatte, war es natürlich, dafs er seine eingehenden Erkundigungen, die sich auf den Norden Europas, das Versuchsfeld der Missionen, erstreckten, schriftlich niederlegte. Er beginnt mit Dänemark und dessen Inseln, behandelt die Ostsee und die Länder um dieselbe (Kap. 11. 21), dann Norwegen (Kap. 30) oder das eigentliche Normannenland, bespricht Island. Grönland (Kap. 36) und endigt mit dem sogenannten Winland (Amerika), dessen Entdeckung durch die Normannen feststeht (Kap. 38). Das Ganze schliefst mit einem Lobgedicht auf Liemar, den Nachfolger Adalberts.

Schon diese fast zu gedrängte Inhaltsangabe beweist, dafs Adams Werk das Ergebnis langer und eingehender Forschungen ist. Er selbst nennt uns teilweise die Quellen und Urkunden, aus denen er schöpfte und die er mit grofser Gewissenhaftigkeit verarbeitete; andere sind ihm nachgewiesen, von Manitius auch die Benutzung des Tacitus[23]). Für die späteren Zeiten stützt er sich auf mündliche Überlieferung und Nachrichten, welche er von dem Dänenkönig Sven Estrithson, einem

gewaltigen Gedächtnismenschen, erhielt. Besonders aber gewinnt Adams Werk durch den Ernst und die stets gleichmäfsige Wahrhaftigkeit des Verfassers. Er hütet sich, Fabeln zu bringen; stets erkennt man, dafs er Tatsachen berichtet, deren Wahrheit feststeht. Wichtig ist das Werk besonders für die baltischen Länder, welche ohne Adam ganz unbekannt wären. Aber auch die Geschichte des Christentums, die Darstellung seiner Entwicklung im Norden Deutschlands, mufs unbedingt als ein Erzeugnis geschichtlichen Fleifses und Sinnes des unvergleichlichen Bremer Domscholasters gepriesen werden. Er hat seine Aufgabe gut gelöst, und stets ist sein Name mit Dankbarkeit zu nennen, sein Werk mit Anerkennung zu bewerten. Dieses Lob ist ihm aber auch niemals abgesprochen worden[24]); er bleibt der Führer durch die nordischen Länder, dem wir mit Vertrauen folgen.

Die westlichen Teile Deutschlands haben für Lokalgeschichte stets hohes Interesse bekundet. Auch für diese Zeit liegt uns ein tüchtiges Werk vor, die Chronik der Bischöfe von Cambrai, *gesta epp. Cameracensium*[25]), verfafst von einem unbekannten Domherrn, und zwar im Auftrage des Bischofs Gerhard (1012—1049). Sein in der Vorrede gegebenes Versprechen, es sei besser zu schweigen, als Falsches vorzubringen, hat der Verfasser, soweit wir ihm in seinen Angaben folgen können, gehalten; besonders dankbar mufs ihm die Nachwelt sein, dafs sein Werk über den Rahmen einer Bistumsgeschichte hinausgeht und zu den besten Erzeugnissen dieser Art gehört. Zunächst (I, 1) beschäftigt ihn die Frage nach der Ursache von Stadtgründungen; er stellt (Kap. 2) fest, dafs der Gründer Cambrais unbekannt geblieben ist. Unter besonderer Benutzung der Werke Gregors und Flodoards schreitet die Darstellung im ersten Buche bis 1012. Das zweite berücksichtigt die innere Entwicklung des Bistums und stellt den Besitzstand desselben fest, seine

Pfarreien, benutzt auch urkundlichen Stoff. Das dritte Buch enthält das Leben Gerhards, aber nur bis 1044. — Neben dem Bistum erweckt das Reich die Aufmerksamkeit des Verfassers, besonders in den Beziehungen zum Westen; daher mufs das Werk auch für allgemeine Geschichte zu Rate gezogen werden.

Die weitere Geschichte des Bistums Cambrai liegt uns von mehreren Verfassern vor, auf deren Darstellung hier einzugehen kein Grund vorliegt. Bemerkt soll nur werden, dafs eine Fortsetzung in französischer Sprache abgefafst ist, die sog. Gestorum versio Gallica.

Mit Recht gerühmt wird die Bistumsgeschichte von Lüttich, *gesta epp. Leodiensium*[26]), verfafst von einem Domherrn Anselmus, der, auf Heriger fufsend, bis 1048, dem Tode des Bischofs Wazo, sein Werk fortführte. Anselms Arbeit ist zunächst breiter angelegt — sie umfafst 73 Kapitel — als das Werk des Vorgängers und ohne Zweifel vorzüglich. Besonders die letzten Teile, in denen Wazos Leben erzählt wird, lassen uns einen tiefen Blick tun in den unbestrittenen Ruhm der Lütticher Schule, den Brenn- und Sammelpunkt der damaligen gelehrten Welt, deren bester Vertreter eben der Bischof selbst ist. Wir lesen bei Anselmus Geschichte und ermüden nicht an den fortwährenden religiösen Betrachtungen anderer Chroniken dieser Art.

Aufser Adam von Bremen hat sich kein Schriftsteller daran gegeben, die Geschichte eines gröfseren deutschen kirchlichen Sprengels, wie Köln, Mainz, zu verfassen. Was uns von deutschen Bistümern oder gröfseren Klöstern aus der fränkischen Zeit vorliegt, ist nicht bedeutend oder unvollständig.

Erwähnt sein mag die Bistumschronik von Hildesheim, *chron. epp. Hildesheimensium*[27]), welche in ihrer ersten Gestalt von 814—1079 vorliegt, reichlich von

1054 ab; später ist sie fortgesetzt bis 1433, mit Ergänzungen bis 1472.

Nicht umfangreich (906—1029), aber kulturgeschichtlich wertvoll ist die Chronik von Ebersberg, *chr. Ebersspergense*[28]), in Baiern. Dieselbe bringt (955) eine beachtenswerte Schilderung des Einfalles der Hunnen, sowie (1013) jene bekannte Klage des Ebersberger Grafen Ulrich über den Verfall der Bildung unter seinen Standesgenossen. Früher hätte jeder für ungebildet gegolten, der nicht imstande gewesen wäre, das Recht zu verstehen; dafür sei er und seine Altersgenossen Zeuge. Heutzutage aber würden die Kinder vernachlässigt im Recht; daher entständen alle Recht- und Gesetzlosigkeiten, während früher jede Übertretung des Gesetzes streng geahndet worden sei[29]).

Ein böser Stern hat über dem Kloster Hersfeld geschwebt. Von den älteren geschichtlichen Erzeugnissen desselben sind die Jahrbücher nicht mehr vorhanden und nur aus Ableitungen erkennbar; von der Geschichte des Klosters Hersfeld, *de institutione Hersveldensis ecclesiae*[30]), welche sein berühmtestes Mitglied, Lambert, im Jahre 1074 oder, wie Panneborg meint, nicht vor der zweiten Hälfte 1076 schrieb, besitzen wir nur mehr das Vorwort, den Anfang des ersten, sowie einige kurze, magere Auszüge aus den zwei Büchern überhaupt. Im ersten finden sich Bemerkungen über die Gründung des Klosters und sein Wachstum, seitdem der hl. Wigbert von Fritzlar dort beigesetzt war. Ausgezeichnete Verdienste erwarben sich die Äbte Gozbert (970—984), von dem Lambert aber nur weniges wufste, und hauptsächlich Godehard (1005), der das Stift einer gründlichen Neuordnung unterwarf. Der vierte Abt nach diesem, Meginher, ein „in allen Künsten bewanderter Mann“, stellte auch die Klosterschule wieder her. Da brannte Hersfeld 1038

ab, ein unersetzlicher Verlust, weil sämtliche alte Aufzeichnungen zugrunde gingen.

Das zweite Buch enthält nur einige unwichtige Bemerkungen über Abt Ruthard und Heinrich IV.; auch hier, wie in den Jahrbüchern, klagt Lambert über einen König, der noch Kind sei.

c. Die Jahrbücher.

Nur ein einziges annalistisches Werk wollen wir für die erste Zeit der fränkischen Zeit näher ins Auge fassen, weil es da endet, wo der Kampf zwischen Kaiser und Papst beginnt. Die übrigen Jahrbücher behandeln wir gleich zu Anfang des zweiten Teiles der fränkischen Zeit; auf diese Weise wird die Darstellung nicht unterbrochen.

Die wichtigste oder eine der wichtigsten Quellenschriften für Heinrich III. und die Anfänge Heinrichs IV. sind die gröfseren Jahrbücher von Nieder-Altaich, *ann. Altahenses maiores* — 1073[31]). An sie knüpft sich ein wissenschaftlicher Streit, sowohl was ihren Verfasser, als auch die Zeit der Abfassung betrifft; es mag angebracht sein, denselben auch an dieser Stelle zu verfolgen.

Die Jahrbücher waren verloren, aber man wufste, dafs sie mal vorhanden gewesen. Mit seltenem Scharfsinne hatte Giesebrecht „aus Fragmenten und Excerpten“ 1841 dieselben hergestellt. Wie richtig er seine Aufgabe erfafst und gelöst hatte, zeigte sich, als Freiherr von Oefele 1867 im Nachlasse seines Urgrofsvaters die Abschrift von Werken eines gewissen Joh. Turmair (Aventin) fand, der 1517 im Kloster Altaich unter anderem die Jahrbücher dieses Klosters bis 898 ausgezogen, von da wörtlich abgeschrieben hatte. Giesebrechts selbständige Arbeit wurde durch diesen Fund als zutreffend bestätigt; freilich kann es nicht verwundern, wenn die Abschrift Aventins, so

nennt sich Turmair nach seiner Vaterstadt] Abensberg, Giesebrecht ergänzte.

Neben den Altahenses maiores besitzen wir noch Auszüge Aventins aus den gröfseren Jahrbüchern von 741—1039; sie sind aber dürftig und heifsen daher die kurzen Altaicher Jahrbücher, *ann. Altahenses breves.* Lindner hielt dieselben für ein selbständiges Werk, ist auch bei seiner Ansicht verblieben, nachdem die Unhaltbarkeit derselben von Giesebrecht und Steindorff festzustellen versucht worden war. Vorausgesetzt, dafs diese Auszüge kein selbständiges Werk aus dem Altaicher Kloster, sondern erst durch Aventin 1517 verfafst sind, können sie auch nicht Grundlage für die in Altaich entstandenen gröfseren Jahrbücher sein; sie bilden aber auch nicht, wie man anderseits wieder vermutet hat, die Abschrift eines Altaicher Auszuges, sondern sind von Aventin verfafst, haben also als Quellenschrift keinen Wert.

Die eigentlichen gröfseren Jahrbücher (Lorenz will die Bezeichnung „gröfsere“ nicht ohne Grund verwerfen, da wir ja nur das eine annalistische Werk aus Altaich besitzen) beruhen hauptsächlich auf den Hersfeldern, die nach Altaich gebracht wurden, samt deren Hildesheimer Fortsetzung, sowie weniger bekannten süddeutschen Aufzeichnungen. Wie weit nun dieser erste Teil, der Grundstock des Werkes reicht, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Die einen (Giesebrecht, Kitt) rechnen bis 1033 und erklären den zweiten Teil von einem zweiten Verfasser bis 1073 niedergeschrieben, teilweise noch nach Vorlagen. Andere (Steindorff, Lindner) nehmen das Jahr 1060 als dasjenige an, wo der Verfasser des ersten Teiles von einem anderen abgelöst wurde; aber auch hierbei noch trennen sich die Ansichten. Die erste (Lindner) geht dahin, dafs der erste Verfasser 1040 begonnen und bis 1060 gleichzeitig mit den Ereignissen

geschrieben habe, dafs 1060 dann der zweite Verfasser eingetreten sei. Steindorff will die Jahre 1041—1046 gleichzeitig mit den Ereignissen, die Jahre 1047—1060 dagegen erst 1060 auf einmal, in einem Zuge niedergeschrieben wissen. Anderseits behauptet Ehrenfeuchter, das Werk sei von einem Altaicher Mönche 1075 auf einmal abgefafst, welche Ansicht vor der Entdeckung der Aventinschen Abschrift, als Giesebrechts Arbeit allein vorlag, Berechtigung hatte, jetzt aber unhaltbar erscheinen dürfte.

Auch die Frage nach dem Verfasser ist bei dem zweiten Teile der Jahrbücher nicht beantwortet, bei dem ersten insofern, als der Annalist aus dem Bistum Hildesheim zu stammen scheint. Zum Jahre 1007 nämlich melden die Jahrbücher: „Der Bischof Bernward von Hildesheim weiht das Kloster Gandersheim, und der Erzbischof Willigis beendete hier in Gegenwart des Kaisers, der Bischöfe und anderer Fürsten den Streit, welchen er bislang wider die Hildesheimer in unverschämter Weise geführt hatte, und übergab unserem Bischofe zum Zeichen seines Verzichtes den Bischofstab, welcher noch bei uns aufbewahrt wird.“ Diese Worte „unserem Bischofe“, „bei uns“ können nur von einem Hildesheimer geschrieben sein; sie sind nicht, wie Lindner und Ehrenfeuchter behaupteten, durch gedankenloses Abschreiben der (verlorenen) Hildesheimer gröfseren Jahrbücher entstanden. Dieser Hildesheimer nun ist Wolfhere (von Oefele, Giesebrecht), welcher sich bis 1035 in Altaich aufhielt und dann in sein Bistum zurückging. Ein so kopfloses Verfahren und gedankenloses Abschreiben hält Giesebrecht mit Recht für unmöglich und erklärt es für ein bedenkliches Verfahren, in einem Schriftwerke eine Stelle, die einen bestimmten Anhalt für die Autorschaft bietet, auf so unbestimmte Vermutungen hin zu beseitigen. Auf einen Hildesheimer Verfasser des ersten

Teiles der Altaicher Jahrbücher läfst noch schliefsen der Umstand, dafs in Godehards Leben von Wolfhere Erzbischof Willigis von Mainz den Bischofsstab an Bernward abgibt, während in den (erhaltenen) Hildesheimer Jahrbüchern die Schlichtung des Gandersheimer Streites wesentlich nur dem Kaiser zu verdanken ist. Wolfhere würde also in beiden Werken denselben Gedanken in gleicher Weise ausdrücken. Den Verfasser des Teiles von 1033 ab kennen wir gar nicht, wollen aber bemerken, dafs Aventin im Autorenverzeichnis des fünften Buches seiner Annales den Abt Wenzel von Niederaltaich als den von ihm vermuteten Verfasser der Ann. Altahenses nennt.

Was endlich den geschichtlichen Wert der Altaicher Jahrbücher anlangt, so übertreffen sie in den Jahren 1041—1046, sowie von 1060 bis zum Schlufs an Reichhaltigkeit die meisten ähnlichen Werke. Die Zwischenzeit von 1047—1060 ist an Umfang entschieden geringer, besonders 1048 und 1059, welch letzteres Jahr an Dürftigkeit fast den ersten Versuchen der Annalistik sich anreiht. Der Standpunkt der Jahrbücher ist kaiserlich, der Verfasser erfüllt von Liebe für den Herrscher, ehrfurchtsvoll klingt der Ton der Darstellung. Aber der Annalist weifs seine Unabhängigkeit zu wahren (1062, 1066, 1068) und ist nicht mit allen Handlungen des Herrschers einverstanden; die Betätigung seiner religiösen Überzeugung ist ruhig (1065) und frei von der Heftigkeit späterer Geschichtschreiber. Daher empfiehlt sich das Werk in jeder Weise als eine Quelle, aus der wir für die entsprechenden Zeiten ohne Furcht schöpfen können; sie fliefst rein und reichlich.

In diese Zeit (bis 1044) ragen noch die schon für die Ottonen wertvollen *ann. Sangallenses maiores* (vgl. S. 192), welche von 1024—1039 auf den verlorenen Schwäbischen Reichsannalen beruhen (Steindorff) und deshalb für die

Würdigung dieser Quellenfrage teilweise von einschneidender Bedeutung sind. Mit ihnen erstirbt die St. Gallener Annalistik indessen noch nicht, aber ihre Erzeugnisse sind verloren oder nur auszugsweise in den Casus St. Galli oder bei Gallus Öhem (1074—1094) erhalten[32]).

---

2. Von den Anfängen Heinrichs IV. bis zum Aussterben der fränkischen Kaiser.

Der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, welcher mit der Erhebung Gregors VII. offen entbrennt, erfüllt die ganze Christenheit, besonders aber Deutschland. Die Geister trennen sich in zwei Lager, immer heftiger wird die Fehde. Günstige Verhältnisse verschiedenster Art, auf kirchlichem wie staatlichem Gebiete, verhelfen dem Papsttum zum Siege. Durch die Karolinger vom staatlichen Untergange gerettet, politisch in vollständiger Abhängigkeit von den Kaisern bis zur Mitte des elften Jahrhunderts, gelingt es der Kurie, in kurzer Zeit die Fesseln abzustreifen und ihre Unabhängigkeit zu erringen. Das ist das Werk Gregors.

Der Geschichtschreibung ist es nicht möglich, eine ruhige Auffassung zu bewahren; sie tritt in den Kampf ein und hat ihren guten Anteil an dem Ergebnis. Wir werden wie früher zur Erleichterung der Übersicht die einzelnen Gattungen der Geschichtschreibung getrennt behandeln und zugleich die Werke der Gegner Heinrichs von denen seiner Anhänger sondern.

An die Spitze der Darstellung treten

a. Die Jahrbücher,

und billigerweise beginnen wir mit demjenigen Manne, dessen Werk zu den besten des Mittelalters zählt; es ist

Lampert, wie Holder-Egger in der neuen Ausgabe schreibt, oder Lambert von Hersfeld, wie man bisher schrieb und auch wir schreiben. Erwähnen wollen wir hier die Vermutung von Kurze und Gundlach, dafs Abt Hartwich von Hersfeld Verfasser der Jahrbücher sei[33]).

Den Beinamen „von Hersfeld" hat unser Geschichtschreiber von seiner Angehörigkeit zu diesem Kloster erhalten; wo und wann (1028?) er aber geboren, ob Franke oder Thüringer, aus welcher Familie er stammt, ist uns nicht überliefert. Indessen können wir aus seiner guten klassischen Bildung und dem Umstande, dafs er „die Sorge für sein Vermögen von sich geworfen habe" (zu 1058), also doch Besitztum hatte, entnehmen, dafs er von guter Familie stammte. Den ersten sicheren Anhaltspunkt für sein Leben gewinnen wir aus den Jahrbüchern selbst. Lambert trat am 15. März 1058 ins Kloster Hersfeld und wurde Herbst desselben Jahres in Aschaffenburg zum Priester geweiht. Aber nicht duldete es ihn lange dort. Ohne Wissen und Erlaubnis seiner Oberen pilgerte er nach Jerusalem, von wo er 1059 zurückkehrte, um fernerhin in Hersfeld zu bleiben. Aber noch einmal mufste er dasselbe in dienstlichem Auftrage verlassen und die Klöster Saalfeld und Siegburg besuchen, um das Leben der dortigen Mönche kennen zu lernen. Lamberts Bericht zum Jahre 1071 verneint die Notwendigkeit der strengen Mönchsregel, verkennt aber nicht die Schäden des grofsen Besitzes der alten Benediktiner und gesteht, dafs ein üppiges Leben zum Schaden des Mönchtums unter den Mitgliedern dieses Standes eingerissen sei. Aber es war nicht nötig, das Kind mit dem Bade auszuschütten und das Alte zu verwerfen. „Denn," so sagt er, „ich habe bemerkt, dafs unsere Gewohnheiten besser als die ihrige mit der Regel des hl. Benedikt (dem Stifter des Mutterhauses der alten Benedikter, Monte Cassino) überein-

stimmen, wenn wir nur so fest an unserem Vorsatze halten und so strenge Nacheiferer unserer väterlichen Überlieferung sein wollen." Unser Mönch gehörte also nicht unbedingt zu den Anhängern der neuen Richtung.

In die folgenden Jahre fällt die geschichtliche Tätigkeit Lamberts. Wie sein Leben sonst verlaufen ist, ob er sich an den Ereignissen der siebziger Jahre selbst beteiligt hat, ob er der Klosterschule vorstand, kann man nicht feststellen. Seine Jahrbücher schliefsen 1077; dieses Jahr ist auch der letzte, feste Anhaltspunkt für uns bezüglich seines Lebens.

Grofsen Ruhm hat der Hersfelder Mönch durch seine in einem Zuge zwischen 1077—1080 verfafsten Jahrbücher, *ann. Lamberti*[34]), gewonnen, die von Anfang der Welt bis zum Jahre 1077 fortschreiten. Eigene Arbeit Lamberts indessen ist nur der letzte Teil, von 1040 ab, die vorigen Zeiten fliefsen vornehmlich aus den alten Hersfelder Jahrbüchern. Aber Lambert schrieb nicht einfach ab, sondern veränderte, verkürzte oder setzte hinzu, wozu er besonders alte, verlorene Altaicher Jahrbücher (bis 1000 H. Lorenz) benutzte. Zu dieser Art mageren Unterbaues für ein so grofsartiges Geschichtswerk, wie die Lambertschen Jahrbücher doch sind, bemerkt Wattenbach mit Recht: „Es ist schwer zu begreifen, wie ein Mann von so ausgebildetem Sinn für die Form der Darstellung seine Geschichte auf eine so häfsliche Weise entstellen konnte; an einem eigentlichen Anfange fehlt es derselben ganz, denn jene mageren Exzerpte kann man doch gar nicht zu dem Werke selbst rechnen. . . ."

Von 1040 ab berichtet Lambert nach Augenzeugen und eigenen Wahrnehmungen; immer reichhaltiger wird sein Werk, immer umfasender die Berichterstattung, indessen mehr nach Inhalt, als dem Schauplatze der Begebenheiten. Wohl wahrt er die annalistische Form;

alles wird nach Jahren geordnet. Aber Lambert begnügt sich nicht mehr mit der einfach feststellenden Art; die Darstellung wird stets eingehender und pragmatischer. Wir sehen nicht allein, was geschieht, sondern vernehmen auch den Grund, die Triebfeder und Veranlassung. Besonders von den letzten Jahren, von 1068—1077, ist dieses festzustellen; daher wird Lambert in diesem Jahrzehnt die unentbehrliche Quelle unseres geschichtlichen Wissens.

Dem reichhaltigen Stoffe gibt eine *klare und gute Sprache* das passende Gewand. Lambert beherrscht das Latein vollkommen, jeden Gedanken weifs er in die entsprechende Form zu kleiden.

Unter diesen Umständen genofs der Annalist früher das gröfste Ansehen. Man lobte und rühmte die Ruhe der Darstellung, welche trotzdem durch die lebendige und fortschreitende Handlung und rasche Folge der Begebenheiten niemals ermüdete. Zwar wufste man, dafs Heinrich IV. und seine Partei nicht die Gunst Lamberts besafsen, aber trotzdem galt seine Auffassung als die gültige und wahre, da der Schriftsteller seine Einschränkungen stets in würdiger Sprache vorträgt und nirgends durch Schimpfen oder Spotten das Gewicht seiner Gründe vermehren will. Auch verwies man darauf, dafs Heinrichs Unglück das Mitgefühl Lamberts erweckt habe; besonders beweisend erschien hierfür Heinrichs Übergang über die Alpen und sein Aufenthalt in Kanossa; ein Gegner des Königs würde sich gefreut haben über solche Schmach.

„*Die sorgfältige und besonders zusammenhängende Prüfung der Jahrbücher durch Ranke aber hat ergeben, dafs doch nicht immer Lambert wirklich so genau unterrichtet war,* wie man nach dem Anscheine glauben sollte; dafs bei mehreren nicht unwichtigen Anlässen seine Erzählung, wie sich mit Bestimmtheit nachweisen läfst, irre leitet. Er tischt

uns allerdings nicht solche Märchen auf, wie Bruno, er bemüht sich offenbar, unparteiisch zu erscheinen. Allein ganz unmöglich war es doch, dafs er in dem grofsen Zwiespalt der Zeit allein sich hätte unberührt erhalten können, und es ist nicht schwer zu erkennen, dafs er zu den Gegnern Heinrichs gehört. Er ist nicht so unbedingt und eifrig hildebrandisch, wie die Hirschauer und Sanblasianer, aber er gehört doch auch zu ihnen, und die sehr ungünstige Beurteilung, welche Heinrich IV. beinahe durchgängig in der Geschichte erfahren hat, rührt fast ganz von Lambert her" (Wattenbach). Neuere Forscher (Delbrück, Lindner) beurteilen Lambert noch viel schärfer und erklären ihn geradezu für einen geschickten Fälscher und abgefeimten Lügner, dessen Darstellung um so mehr zur Vorsicht mahnt, je weniger sie sich darauf beschränkt, nur Heinrich zu tadeln. Auch dessen Gegner werden nicht überall geschont, nur der hohen Geistlichkeit gegenüber ist Lambert unterwürfig.

Zuletzt hat Holder-Egger sich den unbedingten Gegnern Lamberts angeschlossen, der wie in sonstigen Schriften, so in den Jahrbüchern sich nicht gescheut habe, absichtlich die Unwahrheit zu sagen, obwohl er gar nicht mal zu einer umfassenden Berichterstattung mit genügendem Rüstzeug ausgestattet gewesen sei; in dieser Beziehung wäre der Sachse Bruno viel höher zu schätzen. Obwohl auch dieser dem Könige feindlich gesinnt sei, wäre seine Feindschaft eine ehrliche und nicht, wie bei Lambert, eine hinterlistige. Und doch mufs auch Holder-Egger sagen: Magni pretii semper hic liber (Lamberti) habebitur, und darum handelt es sich in erster Linie.

Wattenbachs vernünftige Auffassung der Verhältnisse damaliger Zeit dagegen, sowie Giesebrechts praktische Art, Lambert dort zu folgen, wo man ihm das Gegenteil nicht nachweisen kann, scheinen uns die beste Lösung der

ganzen Frage. Lambert war eben Mönch, ohne gröfsere Welterfahrung, und lebte in Hersfeld, wo die sächsischen Grofsen so häufig verkehrten und allerlei Schlechtes und Ehrenrühriges über den Herrscher mitzuteilen wufsten. Ferner müssen wir bedenken, dafs Heinrichs Leben nicht frei von Verirrungen war und sein Charakter durch eine falsche Erziehung gelitten hatte. Unter solchen Umständen erklärt sich Lamberts Parteinahme gegen Heinrich. Verstöfse gegen die geschichtliche Wahrheit finden sich bei allen Geschichtschreibern; niemals wird jemand so verwirrte Zeiten schildern, ohne zu irren und zu fehlen. Bewufste Lüge Lambert zu beweisen, wird nicht möglich sein; dafs er geirrt hat, wird ihm kein billig denkender Mensch zum Charakterfehler aufbauschen.

Unser Urteil über Lambert geht dahin, dafs er als Gegner Heinrichs nur mit der gröfsten Vorsicht zu gebrauchen ist, dafs wir uns über die Bewegung der damaligen Zeit nicht auf ihn allein stützen dürfen. Anderseits ist sein Werk nach der Form das beste des ganzen Mittelalters, inhaltlich für die deutschen Verhältnisse zu Anfang des Investiturstreites und besonders für den Kampf mit den Sachsen so reichhaltig, dafs wir es gar nicht entbehren können. „Behält man Lamberts Parteistandpunkt und die relative Beschränktheit seines Gesichtskreises im Auge, so wird man seine Darstellung mit dem gröfsten Nutzen verwerten“ (Giesebrecht).

Die übrigen Schriften Lamberts, das Leben des hl. Lullus und die Geschichte des Klosters Hersfeld, haben wir schon kennen gelernt. Verloren ist sein Epos, in welchem die Geschichte des Hersfelder Zehntstreits behandelt war.

Wir sind jetzt in die Lage versetzt, die Werke von zwei Männern den Jahrbüchern zuteilen zu müssen, die sich als Fortsetzer einer Chronik ausweisen; es sind Berthold und Bernold, welche Hermann von Reichenau

weiterführen. Bei ersterem ist der Platz an dieser Stelle geboten; der zweite dagegen fängt das Werk mit Christi Geburt an, um seiner Fortsetzung eine Unterlage zu verschaffen. Diese ist aber, wie wir noch sehen werden, so dürftig und so wenig verarbeitet, dafs sie eigentlich nicht als Weltchronik angesehen werden kann. Auch praktische Gründe, um die beiden Fortsetzer nicht auseinander zu reifsen, bestimmen uns, Bernold den Annalisten einzuverleiben.

Die Jahrbücher Bertholds von Reichenau[35]), *Bertholdi ann.*, bis 1080, schliefsen sich 1055 an Hermann von Reichenau, welcher sterbend seinen Schüler zum Erben seines geschichtlichen Nachlasses eingesetzt hatte.

Über das Leben des Mannes sind wir gar nicht unterrichtet, nur sein Tod wird von dem Chronisten Bernold zum Jahre 1088 angemerkt: „Bertholdus doctor egregius, in sacris litteris adprime eruditus, in senectute bona plenus dierum migravit ad Dominum.“ Wir haben also zwei fest begrenzte Jahre für Bertholds Wirksamkeit und keine genügende Veranlassung, ihn nicht für den ersten Fortsetzer Hermanns zu halten. Das aber tat Pertz, indem er in seiner Ausgabe alles bei Berthold und Bernold Gleichlautende letzterem zuschrieb und somit Bertholds Anteil minderte. Jetzt haben ihm die Untersuchungen von Giesebrecht, Schulzen, Waitz den gebührenden Platz wieder gesichert; es ist festgestellt, dafs umgekehrt Bernold den Berthold benutzte und letzterer nicht erst 1076 zu schreiben begann. Berthold setzt vielmehr 1055 Hermann fort und beginnt mit einem warmen Nachrufe an seinen Lehrer, den wir schon oben, bei Hermanns Charakteristik, teilweise benutzt haben.

Während nun Berthold bis 1066 unparteiisch, ja sogar dem Kaiser freundlich gesinnt ist (z. B. 1061), wird er später heftiger (1068) und feindlicher (1074); nur hier und da (1071, 1072) nimmt er einen Anlauf, gerecht zu bleiben.

Von 1075 ab aber führt das Werk eine erbitterte Sprache; es ist angefüllt mit den gemeinsten Schmähungen und Verdächtigungen gegen das Reichsoberhaupt, während der Papst überall im Rechte erscheint und besonders von Milde und Langmut gegen den sündigen Kaiser überfliefst. Wir haben sogar an manchen Stellen keine Geschichte mehr vor uns, sondern eine Schmähschrift, die in einseitig kirchlicher Auffassung die Sache des Papsttums verficht.

Dieser allmählich sich vollziehende, aber seit 1075 mit Heftigkeit betonte Gesinnungswechsel hat Waitz und Wattenbach veranlafst, mit 1075 einen neuen Verfasser anzunehmen; letzterer weist auf den Wechsel der Sprache, welche schwülstig und überladen, oft kaum verständlich sei, betont aber die Möglichkeit, dafs diese Erscheinung durch Überarbeitung entstanden sein könne, zumal Interpolationen nachgewiesen wären. Giesebrecht aber nimmt Berthold als Verfasser bis 1080 an; bis dahin lasse sich seine Arbeit in den Kompilationen verfolgen, und ungewifs sei es, ob er sie nicht noch weiter fortgesetzt habe, da er erst 1088 hochbetagt gestorben sei. Den Gesinnungswechsel Bertholds in den siebziger Jahren erklärt er auf folgende Weise: „In den Jahren 1069—1073 hatte Reichenau viel von dem königlichen Hofe zu leiden; willkürlich wurden Äbte ein- und abgesetzt, die Brüder mifsachtet und gekränkt. Auch Berthold gehörte zu den Unzufriedenen und ergriff nun mit allem Eifer die Partei derer, welche für die Freiheit der Kirche stritten und sich Rom anschlossen. . . . In diesem Sinne setzte er nun die Chronik fort . . . .“ Dafs Berthold von 1073 und besonders 1075 gesprächiger ist, als er vorher gewesen, wird von Giesebrecht nicht ungeschickt mit dem viel reicheren Stoffe, den diese Jahre geboten hätten, begründet.

Schwer ist es, ja unmöglich, diesen Knoten bei dem oben (S. 221) dargestellten Stande der handschriftlichen

Überlieferung zu lösen; uns scheint der Streit nicht zur Entscheidung gebracht werden zu können, ehe nicht ein glücklicher Zufall uns den wirklichen Berthold wieder schenkt[36].

Inhaltlich ist die Fortsetzung von 1055—1080 wertvoll, besonders der letzte Teil. Wir erfahren eine Fülle von Tatsachen aller Art; Lamberts reichhaltiger Bericht wird durch Berthold in willkommener Weise ergänzt und von 1077 ab fortgesetzt.

Die Chronik Bernolds, eines Mönches in St. Blasien, *Bernoldi chron.*, setzt Berthold bis 1100 fort[37].

Über das Leben dieses Mannes sind wir gut unterrichtet. Geboren als Sohn eines Geistlichen, erhielt er in Konstanz eine vorzügliche Ausbildung, die ihn befähigte, an den Kämpfen seiner Zeit bedeutenden Anteil zu nehmen und in einer Menge von Streitschriften seiner ausgeprägt kirchlichen Gesinnung lebendigen Ausdruck zu geben; belohnt wurde er für seinen Eifer durch die Befugnis der unbedingten Lossprechung reuiger Sünder. Wann Bernold in St. Blasien eintrat, ist ungewifs; 1084 wurde er nach längerem Aufenthalte in Rom zum Priester geweiht, 1086 finden wir ihn als Augenzeugen der für Heinrich unglücklichen Schlacht bei Bleichfeld. Von da ab lebte er in St. Blasien, beschäftigt hauptsächlich mit seiner Chronik, an der er seit 1074 schon gearbeitet hatte. Gestorben ist Bernold 1100 in Schaffhausen, wohin er aus unbekannten Gründen übergesiedelt war.

Seine Chronik, welche mit Christi Geburt anhebt, ist in den älteren Zeiten ein dürftiger Auszug besonders aus Beda; dann folgt sie Hermann von Reichenau, zuletzt Berthold bis 1075 (1073 Giesebrecht[38]), um bis zum Schlufs selbständig zu werden.

Wir wollen nicht auf die verschiedenen Ansichten eingehen, in welchen Zeiträumen die einzelnen Teile der Chronik entstanden sind, aber hervorheben, dafs von 1074

ab Bernolds Parteinahme gegen Heinrich IV. besonders hervortritt. Der Hafs gegen ihn, den Antiochus, und seine Anhänger — so z. B. nennt Bernold die Gegenpäpste häufig meineidige, verdammte Ketzerfürsten — ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, während die „Getreuen des hl. Petrus" verteidigt und beschützt werden.

„Seine Handschrift, von der die Textausgabe der Monumente ein treffliches Faksimile gibt, ist so charakteristisch, dafs man den Mann lebend vor sich zu sehen glaubt. Es sind kleine, zierliche Züge, scharf und fest; so oft auch im Laufe der Jahre Tinte und Feder wechseln, jene bleiben sich immer gleich, am Anfange und am Ende, ein treues Bild des Mannes, der selbst niemals in seiner Treue geschwankt hat. Er war einmal von dem unbedingten Rechte Gregors und seiner Nachfolger und entsprechend von dem Unrechte Heinrichs IV. überzeugt und ergriff mit ganzer Seele die Partei, welche ihm als die rechte erschien; man müfste sich wundern, wenn ein so begabter, durch seine Stellung und Wissenschaft von dem Streite berührter Mann es nicht getan hätte. Aber in wie anderer Weise tritt er doch in seinen kirchlichen Schriften und wie anders in seiner Chronik auf: dort als ein beredter und leidenschaftlicher Streiter, dem Polemik geradezu Zweck ist; hier, durch die dürre Aneinanderreihung der Ereignisse gebändigt, als ein gewissenhafter, nüchterner Erzähler, der kaum hier und da sich zu höherem Schwunge erhebt. Allerdings hat er auch in seiner Chronik niemals seine Überzeugung verhehlt, ja einmal (1085) ärgert er sich so über den gebannten König, dafs er dessen Namen mitten im lateinischen Text durch griechische Buchstaben hervorhebt; allerdings ist sein Urteil über die Ereignisse oft durch die vorgefafste Meinung getrübt und häufig geradezu verkehrt, aber dennoch ist seine Erzählung selbst wahrhaftig und genau und von unermefslichem Werte für die Geschichte der von ihm erlebten und ge-

schilderten traurigen Periode des deutschen Reiches.“ Diesen trefflichen Worten Winkelmanns glauben wir einschränkend hinzufügen zu müssen, dafs ein Fanatiker, wie Bernold, doch stets mit Vorsicht zu benutzen ist, vielleicht mehr, als der vielgeschmähte Lambert; trotzdem bleibt er die unentbehrliche und reichliche Quelle für den Ausgang des elften Jahrhunderts.

Die bisher besprochenen Werke der fränkischen Zeit sind die Grundlage unserer Kenntnis des elften Jahrhunderts. Aber auch die übrigen annalistischen Erzeugnisse sind gröfstenteils wertvoll und stets willkommen, weil sie in ihrer Gesamtheit ein festes Rückgrat für die Zeitgeschichte abgeben. Eigentümlich ist allen die innige Beziehung und Verwandtschaft, nicht allein unter ihnen selbst, sondern auch sonstigen Werken dieser Zeit, besonders der Chronik. Durch Umarbeitung und Einfügung von Nachrichten örtlicher Art schwellen die Jahrbücher an, werden auch verkürzt und verlieren teilweise den ursprünglichen Hauch. Mit grofsem Scharfsinn haben die Forscher diese Beziehungen verfolgt und die Quellen im einzelnen nachgewiesen.

Zunächst erwähnen wir die Jahrbücher von Hildesheim, *ann. Hildesheimenses*[39]), deren beide letzte Fortsetzungen der fränkischen Zeit angehören. Die erste derselben ist den Jahrbüchern von St. Alban entlehnt und reicht bis 1101 (1109), die zweite den Jahrbüchern von Paderborn und reicht bis 1137.

a) Die Jahrbücher von St. Alban, *ann. S. Albani*[40]), sind in Mainz geschrieben und als Würzburger Jahrbücher in den Monumenten gedruckt. Das rührt daher, weil sie entstanden sind aus einer Vermischung der Chronik des Marianus Scottus und besonders der Würzburger Chronik. Diese selbst ist, wie wir schon (S. 222) erwähnten, in den älteren Teilen eine Ableitung des Chron. universale bis 741, dann des Chron. Suevicum

universale (Epit. Sang.) bis 1045 und Hermanns von Reichenau bis 1054 mit einer Fortsetzung bis 1057. An diesen Grundstock schlofs sich dann eine weitere Fortsetzung bis zum Ende des Jahrhunderts an, die ebenfalls in Würzburg entstanden sein mufs. Benutzt ist die Chronik besonders von Frutolf—Ekkehard.

Die Jahrbücher von St. Alban reichen ursprünglich bis 1101 und erhielten bis 1109 eine gute Fortsetzung, welche aber in einem für Heinrich IV. feindlichen Sinne berichtet. Zu 1103 wird der alte Kaiser ein Berauber der Kirche genannt, ein Mensch, der unzählige Schandtaten begangen, den die Erde verschlungen habe, wenn ihn nicht Gottes Gnade zur Bufse aufgespart hätte. Inhaltlich sind die Jahrbücher von St. Alban, wie sie in der Hildesheimer Fortsetzung bis 1101 vorliegen, dürftig, wertvoller bis 1109. Eine weitere Fortführung bis 1117 (1130 Giesebrecht) ist in den Disibodenberger Jahrbüchern kenntlich.

β) Die Paderborner Jahrbücher, *ann. Patherbrunnenses*, bis 1144[41]), mit der Fortsetzung des Gobelinus Persona bis 1189, sind verloren, aber Scheffer-Boichorst hat 1870, ähnlich wie Giesebrecht die Altaicher, mit grofsem Scharfsinn die einzelnen Teile derselben, in welcher Form und welchem Umfange dieselben in andere Quellen geflossen sind, gesammelt, so dafs wir über den Charakter des Werkes heute vollständig unterrichtet sind. Verfafst wurden die Jahrbücher im Kloster Abdinghof, der Gründung Meinwerks, wahrscheinlich auf Anregung des Abtes Gumbert (gest. 1114), und zwar von einem Bearbeiter. Benutzt sind sie abschriftlich in mehr oder minder grofser Treue von den Kölner Jahrbüchern und dem Annalista Saxo, den Pöhlder, Iburger und Hildesheimer Jahrbüchern, in letzteren besonders von 1109—1137, so dafs das Paderborner Werk die dritte Fortsetzung für diese bildet. Fragen wir Scheffer-Boichorst, wie die Paderborner be-

nutzt sind. „Meist wörtlicher Abschreiber ist der Kölner Annalist. Ihm zur Seite steht der Sachse, — wofern er nicht durch die Hildesheimer auf die Paderborner Annalen zurückgeht. Denn wie dem Hildesheimer die Lust am Schreiben früher als den anderen versiegte, so hat er auch nicht immer wörtlich abgeschrieben. Wenigstens hier und da verkürzte auch der (leider nur in zwei Bruchstücken vorhandene) Iburger. Am meisten tat es der Pöhlder Annalist und Gobelin (der Fortsetzer der Paderborner). Aber jener verfuhr nicht so gleichmäfsig wie dieser; Gobelin verkürzte fast immer, der Pöhlder blieb an einzelnen Stellen wörtlicher Abschreiber.“ Und so sind für Scheffer-Boichorst die Kölner Jahrbücher, der Annalista Saxo, die Hildesheimer, Iburger, Pöhlder Jahrbücher und endlich Gobelin in absteigender Linie wertvoll, wenigstens im allgemeinen.

Der oben genannte Gobelinus Persona, ein Paderborner (gest. 1421), verfertigte ein Werk, der Weltenlauf, *Cosmidromius* genannt, in welchem er die damals noch bekannten Paderborner Jahrbücher benutzte, was Scheffer-Boichorst bis 1190 hat feststellen können.

In den Hildesheimer Jahrbüchern (1109 bis 1137) sind nun die Paderborner nicht vollständig aufgenommen, aber dennoch bilden sie in dieser Form eine sehr wertvolle Quelle für Heinrich V. und Lothar den Sachsen. Besonders hervorzuheben sind die Jahre 1111, wo die Vorgänge in Rom lebendig und anschaulich behandelt werden, die Kämpfe in Norddeutschland 1115, das Konkordat 1122, die Zeit Lothars (1126, 1133, 1134). Die Charakteristik Lothars in den Paderborner Jahrbüchern aber, treffend und rührend am Schlufs, hat sich der schreibfaule Hildesheimer entgehen lassen.

Von Wert gerade für die Regierungszeit Heinrichs IV. sind die Augsburger Jahrbücher, *ann. Augustani*[42]), die überhaupt von 973—1104 reichen. Zunächst eine

Abschrift aus unbekannten Vorlagen, lehnen sie sich von 1000 ab an Hermann von Reichenau, den sie mit örtlichen Nachrichten ergänzen, um von der Mitte der fünfziger Jahre an selbständig zu werden. Verfaſst sind sie von Mitgliedern des Augsburger Domkapitels und stehen auf kaiserlicher Seite, ohne zu sehr hervorzutreten. In dieser Hinsicht bemerkenswert sind besonders die Jahre 1057, 1070, 1073, 1075, 1076—1078. Die böse Zeit, in der niemand froh werden kann, veranlaſst den Verfasser zu dem tief empfundenen Ausbruch des Schmerzes: „O trauriger Zustand des Reiches! Wie man bei einem gewissen Komiker liest: Alle sind wir gedoppelt, so sind doppelte Päpste, doppelte Bischöfe, doppelte Könige, doppelte Herzöge“. Die Jahrbücher vermissen überall die Einheit und feste Ordnung im Lande, aber wohltuend empfinden wir die vaterländische Gesinnung des wackeren Domherrn, der voll Liebe und Verehrung vom Kaiser spricht. Anderseits ist ihm (1084) Gregor doch der rechtmäſsige Papst, der ungerechterweise verworfen wäre. — Unter solchen Umständen müssen wir das nicht allzu reichhaltige Werk doppelt begrüſsen. Nur eine Abschrift hat uns dasselbe überliefert, die ursprüngliche Handschrift ist verloren.

Eine ähnliche Erscheinung treffen wir bei anderen Werken kaiserlicher Richtung; es scheint fast, als ob planmäſsige Vernichtung solche Stimmen habe verstummen lassen wollen. So z. B. fand man in der Bibliothek zu München ein Blatt, welches für die Jahre 1084—1086 wertvolle, sonst nicht vorhandene Nachrichten über Heinrichs IV. italienischen Feldzug enthält und als Rest von Reichsannalen[43]) angesehen wird, die in Regensburg entstanden sein müssen. Der Verfasser ist kaiserlich gesinnt. Auf verlorene Jahrbücher von Iburg, *ann. Iburgenses*[44]), weisen zwei Blätter hin, welche Ficker in einem alten Buche „Agenda ecclesiae Moguntinensis 1551“ zu Münster fand; sie umfassen die Jahre 817—841 und

1072—1085. Trotz weiterer Nachsuchungen in Iburg und Osnabrück hat man nichts weiter entdeckt, auch nicht bei dem Benediktiner Witte in Liesborn (Westfalen), welcher diese Iburger Jahrbücher zwischen 1480—1520 benutzt hatte und durch dessen Heranziehung Wilmans dieselben wiederherstellen zu können glaubte. Diese Hoffnung konnte nicht erfüllt werden.

Die Iburger zeigen nach Giesebrecht Verwandtschaft mit den Jahrbüchern von Ottobeuern (Baiern), *ann. Ottenburani*[45]), deren erster Teil bis 1039 aus den Hersfeldern stammt; der zweite, selbständige reicht bis 1111 (1113).

Bemerkenswert sind die Rosenfelder Jahrbücher, *ann. Rosenfeldenses*[46]), die wir zwar nur auszugsweise und verstümmelt (bis 1130) besitzen, welche aber bis 1164 in anderen Jahrbüchern, in die ihre Fortsetzungen geflossen sind, besonders den Pöhlder und Magdeburger, nachgewiesen werden können.

Mit dem Jahre 1117 endlich schliefsen die Jahrbücher von Korvei, *ann. Corbeienses*[47]), welche, zuerst ganz unzureichend, allmählich an Bedeutung zunehmen, um zu einer Quelle sich zu gestalten, welche von Heinrich III. ab teilweise wichtige Nachrichten gibt. Hierzu gehört besonders ein 1147 nachgetragener, sehr eingehender Bericht, von Jaffé *chronographus Corbeiensis* genannt.

Dagegen ist das sog. Chronicon Corbeiense[48]), welches von Wedekind, einem sonst guten Kenner westfälischer Geschichte, herausgegeben war, seines unheilvollen Einflusses beraubt und von Waitz, Hirsch, Wigand als Fälschung nachgewiesen. Gerade an Korvei knüpfen sich noch weitere annalistische Fälschungen, deren Litteratur bei Wattenbach in den Beilagen bequem nachgewiesen werden kann.

Den Jahrbüchern lassen wir zwei Schriften folgen,

welche den Streit Heinrichs mit den Sachsen zum Gegenstande haben, das eine in ungebundener, das andere in gebundener Rede, das eine dem Könige feindlich, das andere auf dessen Seite, beide aber in gleicher Weise Zweckschriften und daher nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Man kann sie hier einordnen, da in beiden die Darstellung in annalistischer Weise streng nach Jahren fortschreitet.

Brunos Buch vom Sachsenkriege, *liber de bello Saxonico* [49]), ist ohne Frage eine der feindseligsten Schriften gegen Heinrich IV. Der Verfasser, ein Sachse von Geburt, war Geistlicher der Magdeburger Kirche, lebte aber nach dem Tode des Erzbischofs Werner am Hofe des gleichnamigen Bischofs von Merseburg. Für ihn schrieb Bruno das Werk, vielleicht, wie Giesebrecht meint, um die Wahl des zweiten Gegenkönigs als notwendig und erwünscht zu rechtfertigen, oder auch, um seinem Grimme gegen den vom Glücke so begünstigten König Luft zu machen. Das hat er auch gründlich besorgt; Schriften ähnlicher Art hat das Mittelalter nicht viele hervorgebracht.

Die Jugendzeit Heinrichs, in sehr dürftigen Sätzen mitgeteilt, dient dem Werke gleichsam als Einleitung. Den zum Throne gelangten jugendlichen Herrscher beschimpft dann Bruno in jeder Weise, stellt ihn als Wüstling hin, dem nichts heilig gewesen sei, der nicht einmal vor den Naturgesetzen Halt gemacht habe [50]). Unsere Feder sträubt sich, das nur anzudeuten, was der Merseburger Geistliche mit breitem Behagen zu erzählen weifs; man sieht ihn in dieser Kloake von menschlichen Verirrungen und Lastern mit Vergnügen sich herumwälzen. Wir wollen Heinrichs sinnliche Natur nicht entschuldigen, aber was ihm Bruno nachsagt, ist gröfstenteils unwahr. Jedenfalls stehen Bruno viele Zeugnisse damaliger Zeit gegenüber; sie wissen von dem Könige besser zu berichten.

Was soll man nun von einem Werke halten, dessen Verfasser in persönlichen Dingen so unglaubwürdig, wenn nicht geradezu als bewufster Lügner und Ehrabschneider beurteilt werden mufs? Sollen wir ihm Glauben schenken, wo er Geschichte zu schreiben vorgibt? Einige (Giesebrecht, Ranke, Holder-Egger) wollen ihm wenigstens Glaubwürdigkeit beimessen, wo er den Verlauf des sächsischen Krieges darstellt, andere (Wattenbach) leugnen selbst dieses. Und doch lebte Bruno mitten unter Leuten, durch deren Finger die Fäden des Aufstandes liefen. Aber ihn hat man nach Wattenbach gar nicht ins Vertrauen gezogen, er scheint über die treibenden Kräfte der Bewegung nicht unterrichtet gewesen zu sein. Aktenstücke, Briefe Gregors und der Sachsen sind dem Werke einverleibt, oft an falscher Stelle und ungeordnet. Viele wichtige Ereignisse sind gar nicht erwähnt, ein Beweis, wie wenig Bruno sich den Stoff zu eigen gemacht hatte. Nur in einem Punkte, den Wahlen der Gegenkönige, läfst man ihm allgemein den Ruhm der ursprünglichen Berichterstattung.

Als Quelle ist Brunos Sachsenkrieg unter solchen Verhältnissen sehr wenig empfehlenswert, aber als Stimme aus dem Lager der Sachsen wohl zu beachten. Man sieht den Hafs des Volkes gegen seinen vermeintlichen Unterdrücker und Peiniger; dieses Volk aber bemerkt nicht, dafs ehrgeizige Fürsten, und nicht zuletzt der Papst, fortwährend Öl in das Feuer schütten, welches das Sachsenland lange Jahre verwüstet und Trümmer auf Trümmer häuft, so dafs ein amtlicher Bericht noch 1092 von vacuae terrae im Sachsenlande berichten kann[51]). Als dann endlich, 1078, die Hoffnungen des sächsischen Volkes in bezug auf die Anerkennung Rudolfs, eine zweite Bannung Heinrichs sich nicht erfüllen und sie von dem vorsichtigen Papste mit der Aussicht auf eine nochmalige Untersuchung getröstet werden, gehen

ihnen endlich die Augen auf; sie beschuldigen Gregor der Täuschung. Die Briefe an ihn hat Bruno seiner Schrift ebenfalls einverleibt, auch Gregors Antworten, aber zuletzt (Kap. 116) schreibt er, weniger als Anhänger des Papstes, wie als erbitterter Sachse: „So verging das ganze Jahr, fast ohne dafs etwas Bemerkenswertes bei uns zu Lande vorfiel, ausgenommen dafs apostolische Machtboten häufig zu beiden Teilen kamen und, indem sie bald uns, bald unseren Feinden apostolische Vergünstigung zusagten, nach römischer Weise von beiden so viel Geld, wie sie nur zusammenbringen konnten, mit sich fortnahmen.“ Die Sachsen waren für den Papst eben nur Mittel zum Zweck; diese endliche Erkenntnis erbitterte sie.

Der Sachsenkrieg Brunos endet 1082 mit der Salbung Hermanns von Luxemburg, eines Gegenkönigs, welcher aber die Hoffnungen des Sachsenlandes nicht erfüllte.

Das Gedicht über den Sachsenkrieg, *carmen de bello Saxonico*[52], d. h. nur die Jahre 1073—1075, ist ein eigentümliches Werkchen, von dem man weder Ursprungsort noch Verfasser mit Sicherheit bestimmen kann. Anknüpfend an das verlorene Epos, von dem Lambert von Hersfeld sich als Verfasser bekennt, sowie unter Hinweis auf sprachliche Gleichart des Carmen und der anderen Werke des Hersfelder Geschichtschreibers glaubten Giesebrecht und Pannenborg an die Urheberschaft Lamberts, was Meyer von Knonau bestreitet und Holder-Egger eine der ungeheuerlichsten wissenschaftlichen Verirrungen nennt. Gundlach findet den Verfasser in der kaiserlichen Kanzlei und nennt den Probst Godeskalk von Aachen als Verfasser, wie dieser ja auch das Leben Heinrichs IV. geschrieben habe. Auffallend ist es, dafs Lambert ein Gedicht verfertigt haben soll, welches den Kaiser so sehr lobt, während seine Gegnerschaft in den Jahrbüchern hervorsticht. Von dem Geiste des Carmen zu dem der Annales ist ein gar weiter Sprung; auch wir möchten

Lambert nicht für den Verfasser des Gedichtes halten. Anderseits ist es sehr gewagt, einen beliebigen Capellarius herauszugreifen, aber ein Weltgeistlicher, nicht ein Mönch, ist, wie auch wir meinen, der Dichter. Wie so viele Werke des Mittelalters hat auch dieses Gedicht keinen sicher überlieferten Verfasser, die Frage nach demselben ist noch eine offene. Anfangs ging Pertz noch weiter und hat das Gedicht für unecht, d. h. ein Erzeugnis späterer Zeiten, erklärt, welche Annahme durch Waitz als völlig unzutreffend nachgewiesen wurde.

Der unbekannte zeitgenössische Verfasser erscheint als gewandter Dichter, welcher die Sprache in jeder Hinsicht beherrscht. Die Verse sind durchgehends leicht und glatt, die Schilderung ist lebhaft, der Geist frisch. Das Gedicht beginnt mit dem Hinweis, die Taten Heinrichs zu besingen, dem das Sachsenvolk die Rechte verweigert, und dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch die Erzählung. Dieselbe beginnt (Vers 30) mit 1073. Die Sachsen schicken Gesandte an den König, um sich über die erlittenen Unbilden zu beklagen. Derselbe erkennt deren Berechtigung aber nicht an; infolgedessen entbrennt der Krieg, welcher in dichterisch freier Weise erzählt wird. Das Jahr 1074 wird am wenigsten berücksichtigt, hübsch ist die Schilderung der Schlacht an der Unstrut. Das Gedicht schliefst mit der Erniedrigung der aufständischen Sachsen, welche Waffen, List und der Flucht mifstrauend, waffenlos, ohne Schuhe sich dem Könige unter jeder Bedingung unterwarfen. Am Schlufs bittet der Dichter den König, Gnade für Recht ergehen zu lassen; jetzt sei genug Blut geflossen, die Sachsen würden sich nicht mehr seinen Waffen entgegenzustellen wagen.

b. Die Chronik.

1. Die Weltchronik.

Neben den Jahrbüchern tritt auch ein Teil der Chroniken in den Kampf zwischen Kaiser und Papst ein; sie verlieren dadurch für diese Zeiten an innerem Werte, bleiben aber durch den in ihnen aufgespeicherten Stoff unentbehrlich.

Der letzte Teil des vorhergehenden Satzes gilt nicht für die Chronik des Schotten Marianus, *Mariani Scotti chr.*[53]). Dieselbe besteht aus drei Büchern, deren erstes (22 Kap.) bis Cäsar und Christus reicht; das zweite 83 Kap.) erzählt Christi und der Apostel Taten; das dritte, (96 Kap.) führt bis auf Marians Zeit, bis 1082. Berücksichtigt ist besonders das frühere Mittelalter; Einhard und Beda, dann Hieronymus, Prosper und Kassiodor sind abgeschrieben. Erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts wird der Chronist selbständiger und bringt besonders zahlreiche Angaben über das Erzbistum Mainz und die Schottenmönche.

Die Eigenart des Werkes beruht also nicht in dem geschichtlichen Stoffe, sondern hauptsächlich in der chronologischen Ordnung desselben. Nach Marians Ansicht ist die Zeitrechnung des Abtes Dionysius um 22 Jahre zu spät angesetzt; daher ordnet er die Tatsachen in der Weise dafs die nach ihm richtige chronologische Bestimmung an erster Stelle zu stehen kommt, die gebräuchliche aber rechts[54]).

Eintönig und wenig anheimelnd für den gewöhnlichen Menschen ist solche Arbeit; aber Marianus war auch nicht wie andere. Irländer von Geburt, kam er aus unbekannten Gründen nach Deutschland und liefs sich, um ganz von irdischen Dingen losgelöst zu sein und seinen Neigungen ungestört leben zu können, zu Fulda in einer Zelle einmauern. Der Erzbischof Sigefrid grub ihn aus und brachte

ihn nach Mainz, aber Marianus lebte dort ebenfalls von der Aufsenwelt unberührt und eingemauert bis zu seinem Tode (1083?).

Marians Chronik, welche bis 1106 fortgesetzt wurde, war anregend für Sigebert von Gembloux (Belgien). Dieser, geboren um 1030, ist einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit gewesen, wurde auch als Lehrer berühmt und steht noch heute wegen seiner mafsvollen, aber freisinnigen kirchenpolitischen Anschauungen, wie sie damals so selten geäufsert wurden, in hohem Ansehen. Seine tiefe Frömmigkeit ist unbestritten, war aber den politischen Gegnern unbequem. Lange Jahre wirkte er in Metz und schrieb das Leben des geistreichen, aber wankelmütigen und ehrgeizigen Bischofs Dietrich, welches wir schon kennen lernten. Später kehrte Sigebert in sein früheres Kloster Gembloux zurück, welches durch seine „Geschichte der Äbte von Gembloux“, die wir noch kennen lernen werden, hochberühmt geworden ist. Hier soll uns sein drittes Werk, die Chronik, *chronica*[55]), beschäftigen, die bis 1111 reicht.

Nach einer Einleitung, die sich auf die Geschichte deutscher und aufserdeutscher Völker bezieht, beginnt Sigebert unter Zugrundelegung der Ann. S. Amandi mit dem Jahre 381; hohen Wert legt er auf die chronologische Festlegung von Heiligen und die Regierungszeit der Päpste. Zur Zeit der Salier wird er selbständiger, im Kampfe zwischen Kaiser und Papst bemerken wir das Bestreben, unparteiisch zu sein (1076, 1077); seine Schilderung des Scandalum, das in der Kirche und Welt ausgebrochen sei (1074), ist lebhaft und eingehend. In den früheren Jahrhunderten nimmt er die Legenden und nicht beglaubigten Angaben für geschichtliche Tatsache, Überlieferung als Wahrheit. Er fühlt, wie unsicher der Boden ist, auf dem er sich bewegt, aber sein Bestreben nach einer festen Unterlage treibt ihn zu unhaltbaren Verknüpfungen. Daher

ist auch ihm der Kampf zwischen Geschichte und frommer Legende verhängnisvoll geworden; seine Chronik wird inhaltlich mehr gedeckt durch den Namen des Verfassers, als dieser durch den Wert der mühsamen Arbeit. Uns ist sie nur ein wertvoller Beleg für den Geist früherer Jahrhunderte, dem sich selbst grofse Männer nicht entziehen konnten.

Sigeberts Ansehen war damals unbestritten; in zahlreichen Abschriften wurde die Chronik bekannt und fortgesetzt. Die erste Fortsetzung lieferte der Abt Anselm von Gembloux bis 1135, andere Mönche des Klosters reichen bis 1148. Die Klöster Anchin (Nordfrankreich) und Affligham (Belgien) vermehrten die Chronik durch neue Nachrichten — es sind die sog. *auctaria Sigeberti* — und brachten sie bis zum Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. In den Monumenten sind 22 Fortsetzungen und Überarbeitungen abgedruckt, unter denen am wertvollsten, nicht für deutsche Geschichte, die des Robert de Mont-Saint-Michel, Roberti de Monte chronica, ist; sie reicht bis 1186.

Fast ein halbes Jahrhundert lebte Sigebert in Gembloux und starb erst 1112.

Die Chronik des Abtes Hugo von Flavigny (bei Autun), *Hugonis chr.*[56]), bis 1102, ist eines der besseren Werke dieser Gattung. Ursprünglich Mönch im Kloster St. Vannes zu Verdun, mufste Hugo dasselbe verlassen und führte ein unruhiges Leben, bis er 1096 Abt in Flavigny wurde. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Mit seinem Bischofe und den Mönchen des Klosters in Streit, mufste er weichen und fand in St. Vannes wieder Aufnahme, wurde sogar Abt dort, legte aber die Würde nach drei Jahren nieder; es ist unbekannt, wann und wo er starb.

Seiner Chronik ist vorgedruckt ein wertvolles Necrologium, in welchem der Todestag von weltlichen und

besonders geistlichen Personen des neunten bis elften Jahrhunderts angegeben wird. Das Werk selbst zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste von Christi Geburt bis 1000 reicht und aus allen möglichen Quellen, die aber gröfstenteils bekannt sind, massenhaften Stoff zusammenträgt. Das zweite Buch behandelt genau ein Jahrhundert, die Jahre 1002—1102. Abgesehen von reichhaltigen Angaben verschiedenster Art enthält dasselbe besonders in den Jahren 1076—80 eine Masse Urkunden und Briefe, welche den Streit zwischen Kaiser und Papst betreffen. Diesen Stoff hat Hugo aber nicht durchdrungen. „Stets trug er nach und besserte; was jetzt nebeneinander steht, ist zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben und oft fast ohne inneren Zusammenhang. Trotz allen Fleifses hat das Werk eine sehr unerfreuliche Gestalt erhalten. Die annalistische Form wird oftmals völlig verlassen, die Darstellung gewinnt nicht selten den Ton und die Breite eines kirchlichen Traktats, und auch ganz ungehöriges Material wird bisweilen dem Buche einverleibt. Bald Weltchronik, bald Kirchengeschichte in biographischer Form, hier Streitschrift, dort Predigt, dann wieder Notizen- und Ausgabebuch des Verfassers, ist das Werk geradezu ein litterarisches Monstrum“ (Giesebrecht).

Hugo selbst war zuletzt kaiserlich gesinnt: persönliche Verhältnisse haben, wie es scheint, den Wechsel der Gesinnung bedingt. Die Chronik aber steht auf Gregors Seite. 1085 wird Heinrich IV. archipyrata, usurpator imperii genannt. Zum Jahre 1078 schreibt Hugo, der Kaiser sei gegen Gott und die römische Kirche, die Mutter aller Katholiken, in stolzer Weise aufgeblasen, weil sein schnödes Leben den Verordnungen und kirchlichen Einrichtungen der heiligen Väter widerstrebe, weil er gegen Gott sich auflehne; er sei den kirchlichen Satzungen gegenüber schnöderweise wider-

setzlich, weil er die Anhänger des Teufels gegen Gott hetze und, indem er durch alle möglichen Drohungen, Schmeicheleien, Schrecken, Geschenke gegen ihn bewaffne, habe er mit vielen lothringischen und überrheinischen Bischöfen sich verschworen.

Für Gregor VII. und seine Zeit bleibt Hugo stets reiche Quelle: seine Chronik ersetzt nach Giesebrecht in gewisser Beziehung eine gleichzeitige Biographie des Papstes.

Die Chronik des Prior Frutolf von Bamberg (Michelsberg), bis 1101, und deren Fortsetzung durch Abt Ekkehard von Aura, bis 1125[57]).

Bisher galt das ganze Werk (bis 1125) als alleiniges Eigentum des Abtes Ekkehard von Aura; er war derjenige, welcher die stofflich vollendetste Chronik des ganzen Mittelalters verfaſst; nach ihm „konnte sich niemand versucht fühlen, noch eine Chronik dieser Art zu schreiben". Aber Ekkehard hat den Ruhm eingebüſst, der bisher fast unbekannte Frutolf von Bamberg muſs von uns mit dem Lorbeer geschmückt werden.

Breſslau gebührt das Verdienst, Frutolf als Verfasser des grundlegenden Teiles der Chronik (bis 1101) nachgewiesen und die Ekkehardforschung in ganz andere Bahnen gelenkt zu haben. Ich glaube indessen meinen Lesern den besten Dienst zu erweisen, indem ich zuerst (α) die bisher geltende Ansicht über die Chronik wiedergebe und dann (β) an Hand der im Neuen Archiv (1896) entwickelten Beweisführung Breſslaus die Urheberschaft Frutolfs an dem Teile der Chronik bis 1101 entwickele.

α) Frühere Ansicht: Die Chronik Ekkehards von Aura (bis 1125).

Wir finden Ekkehard 1108 oder erst 1113 als ersten Abt des vom Bischofe Otto von Bamberg eingeweihten Klosters Aura an der fränkischen Saale. Über sein

früheres Leben sind wir nur teilweise unterrichtet und wissen nur, dafs er zu wissenschaftlicher Ausbildung sich in Korvei aufgehalten hat. Später (1101) nahm er an einem Kriegszuge ins hl. Land teil, kehrte über Rom nach Deutschland zurück, war 1105 in Nordhausen (Sachsen), wo Heinrich V. damals Hof hielt. In diese Zeit fällt auch Ekkehards näherer Anschlufs an Bischof Otto von Bamberg; er ist 1106 bei der Gesandtschaft Heinrichs V. an Papst Paschalis II. im Gefolge desselben, teilte seine Gefangenschaft in Trient und wohnte nach seiner Befreiung dem Konzil zu Guastalla bei. Von dieser Zeit an ist keine andere Tatsache bekannt, als seine Erhebung zum Abte des Klosters Aura. Der Tod Ekkehards fällt zwischen den 16. Juni 1125 und den 24. Februar 1130. Bestimmtes wissen wir nicht.

Die Chronik benutzt einen umfassenden Quellenstoff; für die ältesten Zeiten die grundlegenden christlichen Chroniken und ihre Fortsetzungen, dann Orosius, Jordanes, Paulus Diaconus, die Taten der Frankenkönige, Einhards Leben Karls, Widukind über die Abkunft der Sachsen, Liudprand und Richer. Die Würzburger Chronik begleitete ihn treu bis 1057; von da ab wird der Chronist selbständiger und führt meistens auf Grund mündlicher Mitteilung und urkundlichen Stoffes, der aus Sigeberts Chronik stammt, sein Werk bis 1099, wo zu 1100 und 1101, vielleicht von ihm selbst, eine Ergänzung hinzutritt.

Diese erste Bearbeitung heifst nach dem Vorgange von Waitz, der Ekkehard herausgab, Rezension A; sie ist aber nur in der Karlsruher Handschrift und unvollständig, von 1057 ab, überliefert, ihre Haltung im ganzen unparteiisch und kaiserlich.

Als Ekkehard aus Palästina zurückgekehrt war, hatte sich auch seine Gesinnung geändert; die Chronik wurde für 1098, 1099—1101 umgearbeitet und bis 1106 fortgeführt.

Diese Rezension B, von Ekkehard selbst geschrieben, ist jetzt in Jena; ihre Haltung ist päpstlich, gegen Heinrich IV.

Heinrich V. gab bei Gelegenheit seiner Hochzeit Ekkehard den Befehl, eine Geschichte der Kaiserzeit von Karl dem Grofsen bis auf die Gegenwart zu schreiben. Dieses Werk (Rezension C) beginnt aber nicht mit Karl, sondern mit dem Ursprunge der Franken und schreitet in drei Büchern bis einschliefslich Heinrich V. (1114) fort. Es ist keine Weltchronik, fufst aber auf den beiden ersten Rezensionen; die Haltung ist höfisch.

Vorher schon hatte unser Chronist die Rezension B, besonders aus Sigebert, umgearbeitet und eine Heinrich V. lobende Vorrede dazu geschrieben. Diese Bearbeitung nennt man Rezension D; die Fortsetzungen bis 1125 sind aus späteren Zeiten; die Haltung ist für Heinrich V. freundlich.

Und nun folgte die letzte Bearbeitung, die einschneidendste. Ekkehard scheidet zunächst die Geschichte Alexanders, der Hunnen, Goten, Franken, Langobarden und Sachsen aus und macht diesen ausgeschiedenen Stoff unter Hinzufügung eines Lebens der Königin Mathilde zu einem besonderen, noch ungedruckten Werke; auch der erste Kreuzzug wird zu einer selbständigen Schrift, *Hierosolymita*, umgearbeitet. Die so gestutzte Chronik teilt Ekkehard in fünf Bücher, welche bis 1125 reichen. Eine Erweiterung besteht noch darin, dafs die Regierung der einzelnen Kaiser eingeleitet wird durch eine gedrängte Übersicht der Ereignisse unter ihnen. Das Ganze ist Rezension E.

Diese letzte Bearbeitung zeigt auch in Ekkehards Gesinnung gegen Heinrich V. einen diesem ungünstigen Umschwung; die letzten Jahre, nach 1114, sind kirchlich gefärbt. Der Kaiser, auf den man von päpstlicher Seite so grofse Hoffnungen gesetzt hatte, zeigt sich selbständig

und wird von Ekkehard nicht mehr so wie früher entschuldigt[58]).

Man kann schon angesichts der Mühe und Sorgfalt, des eisernen Fleifses, womit der Chronist am Werke schaffte, nicht voreilig über die Schwankungen urteilen, die sich in seinen Anschauungen im Laufe der Zeit zeigten und geltend machten. Von Hause aus ist Ekkehard ein Mann von politisch gemäfsigter Gesinnung; das zeigt die Grundlage der Chronik. In seinen religiösen Anschauungen durch die mannigfachen Beziehungen mit Hirschau und Italien noch mehr befestigt, sieht er dennoch ungern den Kampf der beiden Gewalten, sein Sinn schwankt zwischen Kaiser und Papst, nicht ohne zu letzterem zu neigen. Er freut sich, wenn für kurze Zeit die Waffen ruhen, und hofft, dafs die Gegensätze sich ausgleichen. Ein Mann von politischer Begabung ist Ekkehard nicht; er konnte nicht in die Zukunft schauen, aber die Vergangenheit lag ihm offen vor, und die mannigfachen Verknüpfungen entschwundener Zeiten hat er uns in seiner Chronik dargelegt, wie keiner seiner Vorgänger. Aber den Schlufs aus allem diesen hat er nicht gezogen; wie ein Rohr schwankte er, wenn die Gegenwart ein unbefangenes Urteil forderte. Hier trat die kirchliche Gesinnung des nach Hirschauer Regel gebildeten Mönches entscheidend auf. Es fehlt ihm das Verständnis dafür, dafs die Menschen in ihrem Denken und Streben nicht ausschliefslich den Himmel anblicken sollen, sondern auch zeitliche Verpflichtungen haben. Er vermag nicht einzusehen, dafs das Papsttum in damaliger Zeit meistens aus politischen Gründen mit kirchlichen Waffen, besonders dem Bannstrahl, kämpfte. Bei den grofsen Massen hat diese Kampfart lange grofse Wirkungen gehabt; ein Mann wie Ekkehard aber sollte doch zu unterscheiden imstande sein. Da er dieses nicht kann oder will, so erkennen wir ihm den Namen eines unparteiischen

Geschichtschreibers ab und lassen ihm nur den Ruhm eines sehr fleifsigen Sammlers, der dazu den Stoff sehr geschickt zu ordnen wufste. Als Quelle für geschichtliche Kenntnis besonders der Zeit Heinrichs V. ist seine Chronik unschätzbar; sie wurde auch sofort nach ihrem Erscheinen stark benutzt und flofs in alle möglichen anderen Werke.

β) Anteil Frutolfs von Bamberg (Michelsberg) (bis 1101) an der sog. Chronik Ekkehards von Aura[59]).

Nach Pertz und Waitz, denen auch Buchholz trotz mancher Bedenken beitrat, ist die Jenenser Handschrift der Chronik, welche die Rezension A (bis 1101) und B (bis 1106) enthält, Urschrift (Autograph) und von derselben Hand angefertigt.

Ersteres ist nach Brefslaus Untersuchung richtig, nicht aber die zweite Behauptung. Denn beide Rezensionen zeigen verschiedene Schrift, Rechtschreibung, Stil und besonders eine verschiedene Chronologie; Rezension A rechnet nach Inkarnations- und Kaiserjahren, B legt keinen Wert auf die Chronologie. Endlich haben beide Rezensionen verschiedene Abkürzungen, eine besonders ins Gewicht fallende Erscheinung. Alle diese Tatsachen zwingen uns wohl zur Annahme mehrerer Schreiber, nicht aber zur Annahme eines Verfassers.

Dafs aber Rezension A bis 1101 von dem Prior Frutolf von Michelsberg herrührt, zeigt Brefslau im zweiten Teile seiner Untersuchung. Zunächst wird ein gewisser Frutolf von zwei Gewährsmännern, dem Anonymus Mellicensis und einem Heimo von St. Jakob zu Bamberg (1135), als Verfasser einer Chronik gerühmt. Dieser Frutolf ist der am 17. Jan. 1103 in Michelsberg verstorbene Prior, welcher 16 Kodices eigenhändig schrieb, darunter einen Liber chronicorum, dessen Vorhandensein (1149, im 12. Jahrhundert und 1483) als Chronica Eusebii bezeugt wird, der als Rezension A der Jenenser Handschrift

nachweislich bis ins 15. Jahrhundert sich in Michelsberg befand, dann nach Jena gelangte.

Die Karlsruher Handschrift, ein Sammelkodex besonders von Schriften Frutolfs, welche ein gewisser Prior Thiemo abgeschrieben hatte, enthält eine Pars chronicorum (1057—1101), einen Teil der Rezension A, welche Pars chronicorum dem Liber chronicorum Frutolfs entstammt.

Frutolf hat die Musica oder den Prologus in tonarium eines gewissen Berno laut Katalog von 1149 abgeschrieben. Im Karlsruher Kodex ist die Abschrift enthalten, die Schrift die nämliche der Rezension A der Jenenser Handschrift. Also hat Frutolf beide geschrieben.

Endlich hat die Jenenser Handschrift (Rezension A) das Jahr 3962 a principio mundi als Geburtsjahr Christi. Diese Tatsache bestätigt der schon genannte Heimo von St. Jakob zu Bamberg um 1135 für Frutolf. Beda hätte 10 Jahre weniger, fügt Heimo erklärend hinzu. Also ist die Jenenser Rezension von Frutolf verfafst.

Nur Frutolfs Todestag, 17. Januar 1103, ist uns überliefert. Auch wissen wir, dafs er Mönch in Michelsberg war und wegen seiner Verdienste um die Klosterbücherei Prior genannt wird; die Chronik selbst schweigt sich aus. Dafs er neben geschichtlichen noch besonders Musikstudien trieb, geht schon aus den oben angeführten Werken hervor.

Alles aber, was wir (unter α) über die Bedeutung und den Wert der Chronik (bis 1101) sagten, gebührt dem Michelsberger Mönche Frutolf; nach so langer Vergessenheit ist sein Werk ans Licht gezogen. Ekkehard hat aber diese Chronik Frutolfs von 1101—1125 fortgesetzt und ist für Heinrich V. eine wertvolle Quelle

geworden. Die weiteren Untersuchungen Brefslaus nämlich (seit 1898) haben Ekkehards Anteil an den Rezensionen B—E ergeben. Eine neue Ausgabe der ganzen Chronik ist in Vorbereitung.

2. Die Lokalchronik in Deutschland und Italien.

Das elfte Jahrhundert mit seinem entwickelten kirchlichen Leben hat auf dem Gebiete der Kloster- und Bistumsgeschichte wieder viel geleistet; eine unendliche Reihe solcher Werke ist auf uns gekommen, der Westen des Reiches, Lothringen, steht wieder allen anderen Teilen weit voran. Ein weniger günstiges Urteil gebührt dem Inhalte; derselbe entspricht meistens nicht dem Umfange des Gebotenen, geschichtlichen Wert haben nicht viele derartige Erzeugnisse.

Wir versuchen aus der Menge die besten auszuscheiden. Die Bistumsgeschichte von Trier, *gesta Treverorum* [60]), bis 1152, beginnt mit Ninus (1300 v. Gründung Roms); im Jahre 1250 wurde Trier von Trebetas, einem flüchtigen Abkommen des Ninus, gegründet. Die Chronik ist weiterhin sagenhaft bis zur Gründung Roms (Kap. 8 ff.), folgt dann aber Orosius und Cäsars gallischem Krieg. Unter der Herrschaft Roms ist Triers gröfste Blüte; das Christentum wird eingeführt und die Stadt zum Bischofssitz erhoben. Nebenher laufen Nachrichten aller Art, die zuletzt reichhaltig sind, besonders für den Anfang des elften Jahrhunderts. Von 1050 dagegen bis 1101 ist die Chronik sehr dürftig.

Schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts erhielt das Werk die Fortsetzung 1, 1015—1132, vielleicht durch ein Mitglied des Domkapitels. Der Verfasser ist (Kap. 10) für Gregor VII., die Berechtigung seiner Neuerungen wird nachzuweisen versucht.

Die Taten des Erzbischofs Gottfried sind ein Werk ohne gröfseren Wert, auch mehr ein von 1124 bis

1127 laufende Überarbeitung der Gesta. Dasselbe gilt von der Fortsetzung 2 (bis 1152), die sich hauptsächlich mit dem Erzbischofe Albero beschäftigt. Die weiteren Fortsetzungen sind für die Staufer wichtig.

Die Bistumsgeschichte von Toul, *gesta epp. Tullensium*[61]), reicht vom Ende des vierten Jahrhunderts bis 1107, enthält aber wenig allgemein Wertvolles, sondern fast nur Lokalgeschichte.

Schon oben erwähnten wir, dafs Abt Sigebert eine Geschichte des Klosters Gembloux, *gesta abb. Gemblacensium*[61a]), bis 1048, verfafst habe. Das Leben des ersten Abtes, Erluin, hatte schon ein Mönch des Klosters metrisch behandelt; Sigebert berichtet uns dieses am Anfange seiner Chronik, auch, dafs es verloren sei; er habe nur Bruchstücke (particulas vestis) verwerten können und, was er sonst gefunden (Kap. 2 und 3). Erst unter Abt Olbert (1012—1048) kam das Kloster wissenschaftlich wieder zur Geltung; das Leben dieses verehrten Mannes bildet auch den Schlufs der Arbeit Sigeberts. Dieselbe ist wichtig durch reichen, urkundlichen Stoff, den er besonders 946, 983 einfügt: zu erwähnen ist besonders die Besitzurkunde des Klosters.

Eine Fortsetzung erhielt die Chronik durch den Mönch Godeskalk, bis 1136; angeschlossen sind selbstverfertigte Grabschriften auf den Abt Anselmus, den Fortsetzer der Weltchronik Sigeberts, diesen selbst, sowie ein Zwiegespräch zwischen Godeskalk und der Kirche. Als Ganzes erhebt sich Sigeberts Bistumschronik kaum auf den Durchschnittswert ähnlicher Bearbeitungen. Zu erwähnen ist noch sein Leben Wicberts, aber nur deshalb, weil Sigebert den Stifter von Gembloux verherrlicht.

Die Geschichte des Klosters Trond (Belgien), *gesta abb. Trudonensium*[62]), dagegen ist eine der besten und reichhaltigsten Klosterchroniken, die wir überhaupt besitzen.

Abt Rudolf bearbeitete in sieben Büchern die älteste Geschichte bis 1108; der erste Fortsetzer reicht bis 1136, der zweite bis 1183, der dritte bis 1366; am besten sind die beiden ersten Teile. In dreizehn Büchern erfahren wir die innere Geschichte des Klosters, wie sehr Blüte und Verfall eines solchen stets vom Abte abhängig ist, aber auch, wie reich ein Kloster wurde, welches wundertätige Gebeine barg. (I. Kap. 10.) Von allen Seiten pilgerte man zu dem hl. Trudo, so dafs die Fremden, besonders an Festtagen, in der Stadt nicht unterkommen konnten, sondern in Hütten und Zelten draufsen lagern mufsten. Geschenke mannigfachster Art brachte man dem Heiligen, nicht allein Geld, sondern auch schlachtbare Tiere, so dafs der Preis derselben auffällig herunterging (nullo existimabantur pretio). Zu erwähnen ist aber, dafs ein solches Treiben nicht allen Äbten recht war; sie trafen Gegenmafsregeln, um die Klosterzucht nicht verfallen zu lassen. Auch verwandte man die Einkünfte besonders zur Verschönerung der Kirche und zu grofsartigen Bauten; vieles ging in Kriegszeiten verloren. Unter dem Abte Rudolf wurde die cluniacensische Neuerung, allerdings nicht ohne Widerspruch, eingeführt, anderseits wieder die Ordnung hergestellt und eine neue Blüte des Klosters angebahnt. Die Chronik erzählt uns von den vielfachen Beziehungen zwischen Trond und den flandrischen Bistümern, sowie den Folgen des Investiturstreites, welcher überall die Geister bewegte und entzweite (besonders 1119 ff. XI. 3 ff.).

Jedenfalls ragt die Klostergeschichte von Trond unter ähnlichen Werken bedeutsam hervor durch Inhalt und die Länge der behandelten Zeit.

Wir verliefsen oben die Hauschronik von St. Gallen, *casus St. Galli*[63]), mit dem Jahre 971; in diesem Jahre schon brach Ekkehard ab. Wiederum verging lange Zeit, ehe sein Werk fortgesetzt wurde. Zwei

Fortsetzungen bis 1022 und 1072 sind wenig zufriedenstellend; nur das Leben des Abtes Burchard II. enthält manches Wissenswerte. Dagegen ist die dritte Fortsetzung, 1072—1133, sehr wertvoll, besonders auch für Reichsgeschichte, weil die Jahre 1077—1094 aus verlorenen Jahrbüchern St. Gallens abgeschrieben wurden, welche Jahrbücher uns glücklicherweise noch in der Reichenauer Chronik des Gallus Oehem aus Radolfzell, teilweise noch reichlicher, erhalten sind. Sehr überraschend ist es, hier im Herzen der kaiserfeindlichen Gebiete kaiserlich gesinnte Jahrbücher anzutreffen; Abt Ulrich von Eppstein (1077—1122) mag diese Richtung zeitweilig beeinflufst haben. Wir hören von dem „Königlein“ Rudolf, „wenn es recht ist, dafs er selbst König genannt werde“ (1077, 1078); Klemens III. ist der rechtmäfsige Papst (Chronik Oehems 1085); Hermann von Luxemburg wird nicht anerkannt, er ist der „aufgesetzte“ König.

Weitere Fortsetzungen reichen bis 1203, und endlich hat ein gewisser Konrad von Fabaria in sehr zuverlässiger Weise eine Fortsetzung bis 1233 geschrieben, die für die letzten Staufer sogar wertvoll genannt werden kann. Die letzte Fortsetzung bis 1331, die *„Nüwe Casus monasterii Santy Gally“* [64]), in deutscher Sprache geschrieben, rührt von einem St. Gallener Bürger her. Dieselbe behandelt unseren Zeitraum nicht, ist auch geschichtlich nicht wichtig, aber ihr Verfasser, Cristan der Kuchymayster (Christian der Küchenmeister), hat den Ruhm, dies erste in hochdeutscher Sprache abgefafste Geschichtswerk geschrieben zu haben; den Namen dieses Mannes wollten wir unseren Lesern nicht vorenthalten.

Das Kloster St. Gallen hat der Nachwelt die umfangreichste Hauschronik überliefert. Aber wie dieselbe immer weniger wertvoll wird, je mehr

sie von politischen Kämpfen und religiösen Streitigkeiten erzählt, ebenso zerfiel das Stift, als der Friede aus ihm wich und aus beschaulichen Mönchen und arbeitsamen Grundbesitzern streitbare Verfechter neuer Anschauungen wurden. Heute sind die gewaltigen Klosterbesitzungen Eigentum des Kantons St. Gallen; in den Klostergebäuden befinden sich Schulen aller Art sowie ein Zeughaus.

Italienische Klosterchroniken. Auch Italien litt unter der neuen Zeit: auch hier konnte die unbeschränkte Herrschaft des Papsttums und die Vernichtung der Anhänger des Kaisers nur mit Gewalt durchgeführt werden, spaltete sich die Bevölkerung und Geistlichkeit in zwei Teile.

Unter den Klöstern, welche dem Kaisertum und der alten Benediktinerregel am längsten und hartnäckigsten treu blieben, ragt Farfa im Sabinerlande hervor. Gegründet am Ende des siebenten Jahrhunderts, hatte es als kaiserliches Kloster stets seine Unabhängigkeit zu bewahren gewufst, hatte auch, durch kaiserliche Schenkungen, von denen wir noch gegen 70 urkundlich kennen, reich geworden, stets die Partei seiner Gönner ergriffen. Der Abt Hugo († 1039) weifs uns die Schicksale des Klosters bis auf seine Zeit ungefähr (bis 1024) zu erzählen, *Hugonis opuscula*[65]); besonders das sechste Kapitel zeigt, dafs Klostergut auch weltlichen Zwecken dienstbar gemacht werden kann. Ein Abt, Campo, hatte nämlich zehn uneheliche Kinder, die er sämtlich in dieser Weise ausstattete. In den letzten Jahren ist Hugos Werk auch für Reichsgeschichte wertvoll.

Über das Leben im Kloster gibt uns der nach Einführung der cluniacensischen Reform festgesetzte *ordo Farfensis*[66]) eingehend Auskunft; die weitere Geschichte bis 1125 erzählt uns Gregor von Catina gründlich und lebendig. Er freilich ist durch eingehende Beschäftigung mit der Geschichte Farfas und seine Samm-

18*

lung der Klosterurkunden hierfür der rechte Mann gewesen.

Ihm ähnlich erscheint Leo Marsika, dessen Chronik von Monte Cassino[67]) ebenfalls auf umfassenden Quellenstudien beruht. Die Bedeutung dieser Abtei als Mutterkloster der Benediktiner ist für die älteren Zeiten unbestritten; erst Cluny raubte ihm sein Ansehen. Hierzu trat durch Schenkungen aller Art ein ungeheurer Besitz, dessen Verwaltung gute Leitung bedingte. Leo war Verwalter der umfassenden Bücherei von Monte Cassino und daher zu einer Geschichte des Klosters wohl befähigt. Die Chronik reicht bis 1075 in drei Büchern und enthält wegen der vielen Beziehungen der Abtei zum Reiche und den Kaisern wertvolle Nachrichten. Hauptzweck Leos aber war ein urkundlicher Nachweis der Schenkungen, welche dem Kloster von jeher gemacht waren; die Aufzählung derselben füllt viele Kapitel (I, 39, 45, 51; II, 7, 8, 26, 32, 65, 83; III, 17).

Schon aus diesen Gründen wurde dieselbe sehr geschätzt und mit Recht eine diplomatische Geschichte der alten Abtei genannt. Leo ist aber auch ein wahrheitsliebender, unparteiischer Erzähler, „in der Beurteilung des Geschehenen spricht sich überall ein gerechter und leidenschaftsloser Sinn aus“ (Wattenbach). Da er erst im zweiten Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts starb, so ist es sehr zu bedauern, daſs das Werk schon so früh (1075) abbricht. Leo war zuletzt Kardinal und Erzbischof von Ostia.

Fortgesetzt ist die Chronik bis 1138 von Petrus Diaconus in zwei Büchern; aber ihr Wert reicht nicht an die Arbeit Leos. Der Fortsetzer ist nicht wahrheitsliebend, seine Angaben müssen fortwährend mit Miſstrauen aufgenommen werden. Anderseits waren ihm Stolz und Überhebung angeboren; das Bewuſstsein seiner hohen Abkunft — er entstammte den Grafen von Tus-

kulum — litt nicht, dafs sein Orden nur von einem edelgeborenen Manne gestiftet war; der hl. Benedikt wird daher von ihm zum Vetter Justinians gestempelt. Und so kam er dazu, eine ganze Reihe von Urkunden zu fälschen — ad maiorem Benedicti gloriam.

Sein Werk ist wenig einheitlich, die Jahre werden ungleich behandelt; oft genügen einige Zeilen, oft (z. B. 1137) sind viele Kapitel und Seiten notwendig, um den Stoff zu bewältigen.

Schmäh- und Streitschriften[68]).

Der Kampf zwischen Kaiser und Papst hat naturgemäfs auch ein Schrifttum gezeitigt, welches die schwebenden Fragen teils in leidenschaftlicher, teils sachlicher Weise erörterte. In folgendem stellen wir die wichtigsten Erzeugnisse dieser Art zusammen und beginnen mit den

a) Schmähschriften. Zwei Anhänger der kaiserlichen Partei stellt die Lombardei. Hier hatte man, trotzdem die Pataria unter Leitung Gregors dessen Allmacht erzwungen, noch nicht die Zeiten vergessen, in denen der hl. Ambrosius von Mailand dem hl. Petrus in Rom gleichgeachtet worden war; eine grofse Partei, besonders die alten Geistlichen, war gegen den Papst, der ihre Ausnahmestellung gebrochen. Beide Mailänder, Arnulf[69]) und Landulf[70]), sind Geistliche und behandeln, der erste die Taten der Erzbischöfe von Mailand, *gesta archiepp. Mediolanensium* bis 1077, der andere die Geschichte Mailands, *hist. Mediolanensis bis 1085*; der Inhalt ist wesentlich derselbe.

Arnulf will, wie er im Eingange verspricht, die Taten einiger italischer Könige und Mailänder Erzbischöfe von den Zeiten des Königs Hugo bis auf seine Zeit erzählen. Buch I (von Kap. 3) beginnt mit 925 und schliefst 1008; es berücksichtigt auch vorzugsweise Italien.

Das zweite Buch (bis 1044) bringt besonders über Konrad II. schätzenswerte Nachrichten. Im dritten (bis 1072) ist vorwiegend Mailand behandelt; es geht über zu dem Kampfe mit Gregor VII., der von Kap. 4 des vierten Buches (bis 1074) in den Vordergrund tritt. Das fünfte Buch (bis 1077) schliefst mit Heinrichs IV. Unterwerfung in Kanossa und der Wahl Rudolfs. Über den ersten Vorgang fällt Arnulf das treffende Urteil: Sic Mathildae magna prudentia consolidata sunt pacis foedera, invitis episcopis ac in lite manentibus.

Landulf, ebenfalls ein Geistlicher der Mailänder Kirche (III, 1), will nicht die Geschicke von Fürsten und Völkern, sondern die Taten der Mailänder Erzbischöfe vor dem Untergange bewahren. Die Kirche des hl. Ambrosius ist sein Vorwurf, er beginnt mit ihrem Stifter. Das zweite Buch schreitet bis 1045 fort, das dritte bis 1085, dem Tode Gregors in Salerno, „ubi (der Papst) per pauca vivens tempora tamquam malorum poenam emeritus interiit“.

Die von uns angezogenen Schlufsworte der Schriftsteller bezeichnen auch deren Stellung im Streite und Auffassung der Verhältnisse. Arnulf gesteht, dafs Klugheit den Kampf zu Gregors Gunsten entschied, dafs aber noch manche sich sträubten, die Verhältnisse anzuerkennen; Landulf freut sich, dafs sein alter Gegner in der Verbannung stirbt und noch bei Lebzeiten für das Unheil büfst, das er angerichtet. Arnulf streckt die Waffen und erkennt den überlegenen Gegner an; Landulf ist unversöhnlich und leidenschaftlich, er verhöhnt den Papst, welcher am Sterben liegt. Arnulf ist im Herzen noch Gegner des Mannes, welcher die Mailänder Kirche ihrer Selbständigkeit beraubte; Landulf bekennt sich bis zuletzt als den Rächer der geknickten Freiheit. Arnulf macht seinen Frieden mit den neuen Verhältnissen, Landulf erkennt dieselben nicht an. Arnulf ist gute

Quelle, von der man sich, wie Giesebrecht sagt, ungern so früh (1077) verlassen fühlt, Landulf ein beredter Verfechter seiner Partei, sein Werk eine Parteischrift.

Noch übertroffen wird Landulf an Leidenschaftlichkeit im *panegyricus*[71]) des Benzo, Bischofs von Alba. Dieser Mann, einer der eifrigsten Parteigänger Heinrichs IV., verfafste eine Menge von Streitschriften, welche in verschiedener Zeit entstanden, später, 1087, geordnet und in die Gestalt gebracht wurden, die uns jetzt vorliegt. Geschichtlichen Wert hat das Buch nicht oder nur geringen, besonders für italienische Verhältnisse, aber man sieht, bis zu welchem Grade die Leidenschaft jeden Sinn für Anstand und gute Art vernichten kann; es ist das Tollste, was jemals gegen Gregor VII. und seine Anhänger geschrieben wurde. Die Gegenpartei wird in allen Tonarten beschimpft und beschmutzt, ihre Namen sind in gemeiner, zotiger Weise umgeändert und verdreht. Hildebrand heifst Prandellus, falsissimus atque diabolicus monachellus, Scariotheus (Jskarioth), Genosse des Jskarioth, falscher Mönch (falsa cuculla), Teufel in der Mönchskutte(diabolus cucullatus), stercorentius, welches Wort sich jeder selbst übersetzen mag. Anselm, Bischof von Lucca, heifst Asinelmus, Asinellus, Asinandrellus, hereticus asinus, baburrus (Geck, Narr), lutulentus (dreckig). Anno von Köln ist Annas, non primus, sed Agrippinus (Kölner Annas). Über Gottfried von Lothringen heifst es: De adventu eius (in der Hölle) non parum inferus laetatur, deque eius discessu totus mundus gratulatur. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst ist ihm ein Kampf zwischen Engeln und Teufeln usw. Diese Blütenlese könnte noch durch viel schärfer riechende Wendungen einer verwilderten Schreibweise bereichert werden; die Auffassung Benzos ist heute fast unverständlich, seine Art zu kämpfen und den Gegner im Kot zu wälzen, widerlich. Am gemeinsten wird die Gräfin Mathilde

beschimpft. Man erstaunt, dafs ein gebildeter Mann seine verdorbene Phantasie so offen zeigt, und wir fürchten, dafs die kaiserliche Partei durch ihn sehr geschädigt ist.

Dieselbe Art zu schimpfen hat der schismatische Kardinal Beno in seinen *gesta Romanae ecclesiae contra Hildebrandum*[72]), einer Schmähschrift, welche Gregors Charakter in den dunkelsten Farben schildert. Er erzählt auch jene bekannte Fabel (I 5), wonach der Papst Mörder gedungen hätte, um den in der Kirche betenden Kaiser durch einen vom Kirchengewölbe losgelösten Stein zu töten.

Eine ähnliche Sprache führt Bonizo, Bischof von Sutri (Mittelitalien). Dieser war einer der eifrigsten Gregorianer, wirkte und litt für seine Partei, indem er zuletzt als Bischof von Placentia von den Kaiserlichen in furchtbarster Weise geblendet, dann seiner Glieder beraubt und endlich ermordet wurde (1089). Von seinen Schriften beschäftigt uns nur der *liber ad amicum*[73]), eine kirchenpolitische Übersicht in neun Büchern, die allerdings ganz einseitig aufgefafst und bis auf Heinrich III. (Buch I—V) wertlos ist. Im sechsten Buche erzählt er uns die Kämpfe der Pataria in Mailand, vom siebenten ab das Papsttum Gregors VII.

Der Zweck des Werkes geht dahin, nachzuweisen, dafs die Kirche durch Verfolgung nur stärker geworden sei und stets Verfolgungen erduldet habe. Man kann nicht sagen, dafs die ersten Bücher, welche über die Verfolgungen seitens der Nachfolger Konstantins, der Griechen und Langobarden handeln, diesen Zweck auch erreichen; dazu sind dieselben zu einseitig und inhaltlos. Die deutschen Kaiser werden im allgemeinen wegen ihrer kirchenfreundlichen Haltung gelobt; aber schon Heinrichs III. kräftiges und jedenfalls notwendiges Eingreifen in die kirchlichen Verhältnisse behagt Bonizo nicht. Um

wie viel mehr werden Heinrich IV. und dessen Partei von dem Verfasser verfolgt! Besonderen Zorn erregt der Gegenpapst Klemens; ihn nennt Bonizo die verruchte Bestie, welche von Heinrich nach Rom geschleift wird, um Gregor zu verdrängen (Buch 9).

Im letzten Buche erörtert Bonizo drei Streitfragen, 1. ob Gregor in Wahrheit Papst genannt werden könne, gemäfs den bestehenden Gesetzen, 2. ob er sich selbst diese Würde nach der Wahl aberkannt habe, 3. ob er Heinrich IV. mit Recht habe bannen können. Die Antwort ist selbstverständlich in allen Punkten Gregor und seiner Politik günstig.

Über den geschichtlichen Wert der letzten Bücher schwankt das Urteil der Forscher. Die einen sprechen mit Jaffé Bonizo jede Glaubwürdigkeit ab, andere, unter ihnen Giesebrecht, urteilen weniger scharf, wenngleich auch sie Bonizo für einseitig und unzuverlässig halten, ihm aber für Zeitgeschichte, besonders die kirchlichen Kämpfe Oberitaliens, einen berechtigten Platz zuerkennen.

Wir sahen, wie persönlich und leidenschaftlich damals der Kampf geführt und die Fragen erörtert wurden. Daher haben diese Werke im allgemeinen keinen Wert und sind weit entfernt von sachlicher Behandlung des schwebenden Streites; wir können sie eher Schmähschriften als Streitschriften nennen.

b) Streitschriften. Diese sind damals in grofser Menge verfafst worden, die berufensten Vertreter beider Parteien haben mit grofser Ausführlichkeit und gewandter Feder ihre Meinung sachlich verfochten. In den Monumenten sind bis jetzt drei Bände solcher Schriften als *libelli de lite imperatorum et pontificum* abgedruckt. Wir werden die schwebenden Streitfragen feststellen und das an sie sich knüpfende Schrifttum einer Besprechung unterziehen, wobei wir bemerken, dafs der Standpunkt

beider Parteien durchweg von Geistlichen — Petrus Crassus ausgenommen — verfochten wurde, die bei Freund und Feind in gleicher Weise als unbescholtene Männer galten. Eine Ausnahme macht für unsere Begriffe Bischof Anselm von Lucca, der sein Bistum von weltlicher Hand nahm, um später deshalb auf den Kaiser zu schimpfen.

Gregor VII. verbot sofort bei Antritt seines Amtes die Heirat der Priester, den Kauf geistlicher Ämter sowie die Belehnung mit Ring und Stab durch Laien. Es ist keine Frage, dafs das erste Verbot schon lange vor Gregor bestand, aber tatsächlich nicht befolgt wurde; die ganze niedere Geistlichkeit war verheiratet. Der Ämterkauf war ebenfalls weit verbreitet und wurde nicht als schimpflich angesehen. Auch in diesem Punkte hatten die Päpste schon oft Wandel schaffen wollen, aber an dem Widerstande, besonders der weltlichen Behörden, waren ihre Anstrengungen gescheitert. Mit der Simonie enge verknüpft war die Investitur; Gregor erkannte mit sicherem Blicke, dafs, wenn die Belehnung durch Laienhand aufhöre, auch der Simonie das Wasser abgegraben wurde.

So scharf nun der kirchliche Standpunkt bei Gregors Verordnungen betont wurde, so rücksichtslos waren die Strafen für diejenigen, welche das Gebot fernerhin überschreiten würden. Jede Amtshandlung eines verheirateten Priesters, der sich nicht unterwarf, war ungültig; wer sein Amt durch Simonie erhielt oder sich von Laienhand belehnen liefs, verfiel dem Banne.

Da erhob sich natürlich von allen Seiten der Sturm. So sehr aber besonders die verheirateten Priester Widerspruch erhoben „gegen die der Natur des Menschen und dem Gebrauche widersprechende Neuerung“, Gregor blieb fest: mochte auch noch lange die Heirat der Priester fortbestehen, endlich brach der Widerstand, heute ist das

Zölibat die Regel. Die Verordnungen in betreff der Simonie und Investitur entfachten den Kampf mit der staatlichen Gewalt. Ihn zu verfolgen, ist hier nicht die Aufgabe; aber auch in diesen Punkten siegten die Anschauungen Gregors insofern, als bei Besetzung der geistlichen Ämter Staat und Kirche heute durchschnittlich die gleiche Gewalt haben, indem auf Grund von Konkordaten fast überall der eine Teil ernennt, der andere bestätigt.

In Deutschland führte der Kampf zu den unerquicklichsten Zuständen. Mit Bann und Interdikt, bis dahin fast ungebräuchlichen Waffen, kämpfte das Papsttum; es schreckte nicht davor zurück, durch Entsetzung der rechtmäfsigen Gewalt und Einsetzung von Gegenkönigen den Staat zur Anerkennung seiner Niederlage zu zwingen, wohingegen die von der weltlichen Macht erhobenen Gegenpäpste die Einheit und das Ansehen des Papsttums erheblich schwächten. Über alle diese Fragen entstand ein reichhaltiges Schrifttum; die Berechtigung der unerhörten Mafsnahmen wird bejaht oder zurückgewiesen.

Auf Gregors Seite stand besondeis das Mönchtum cluniacensischer Richtung, welches in der Gröfse und Macht der Kirche allein Rettung für die Menschheit sah. In seinen Reihen befanden sich unstreitig sehr fähige Köpfe, die Streitschriften der Gregorianer verraten durchweg Geist und Geschick.

Zunächst Petrus Damiani, jener unermüdliche Verfechter des Zölibats, der in seinem *liber Gomorrhianus* [74]) den verderbten und entarteten Priesterstand so sehr geifselte, dafs man die Schrift verschwinden liefs; der in seinem *liber gratissimus* [75]) (Kap. 39 ff.) gegen die Simonisten mit den schärfsten Waffen losging; dessen *epistolae* [76]) überall die von irdischen Gütern befreite Kirche als erstrebenswerten Zustand hinstellen, während Gregor VII. in diesem Punkte

anders dachte. Gregorianisch vom reinsten Wasser sind die Klöster des Schwarzwaldes, aus denen besonders der als Chronist so berühmte Bernold hervorging. Von seinen vielen Schriften heben wir hervor die *apologia* oder den *liber apologeticus*[77]), welcher Gregors Verordnungen gegen die beweibten Priester und Simonisten in Schutz nimmt. Das Zölibat verteidigt Bernold in den sechs Briefen *de incontinentia sacerdotum*[78]). Neben dem eifrigen Bernold erwähnen wir den *liber canonum*[79]) contra Henricum IV. des Sachsen Bernhard von Hildesheim (1085) und eine Schrift des Kardinals Humbert, welche in drei Büchern Gegen die Simonisten[80]) gerichtet ist, sowie den Kardinal Deusdedit, einen der überzeugtesten Anhänger Gregors, welcher (1095) die Widersacher, Simonisten und sonstige Schismatiker[81]) in einer verbreiteten, gleichnamigen Schrift abfertigt. Er verneint, dafs der weltlichen Macht Einflufs auf die Kirche zustehe. Dem Laien liege es ob, die Kleriker zu unterhalten; ihm sei es verboten, kirchliche Ämter zu vergeben. Denselben Standpunkt nimmt der Prior Placidus von Nonantula in seiner Schrift Über die Ehre der Kirche[82]) ein. Bedeutender ist Anselm, Bischof von Lucca, „der litterarische Vorkämpfer Roms nach dem Tode des Petrus Damiani", dessen Schrift *contra Wibertum*[83]) gegen den Papst Klemens III. gerichtet ist; Anselm fordert diesen auf, seiner Würde zu entsagen, da er dieselbe unrechtmäfsig erlangt habe. „Lege ab den Bischofshut," so ruft er ihm zuletzt zu, „lege weg die Krone", aber Anselm bedenkt nicht, dafs er selbst in erster Linie durch Charakterlosigkeit sein Amt erhalten und behalten hat. Geschrieben ist der Brief nach Gregors Tode (1085); er galt lange als Teil der Schrift des Deusdedit.

Als im Jahre 1076 Gregor VII. den Bannstrahl gegen Heinrich IV. schleuderte, suchte er sein Verfahren in einem Briefe an den Bischof Hermann von Metz[84]) zu

rechtfertigen; dasselbe geschah 1081 durch ein Manifest[85]) an denselben Bischof. Unter den Streitschriften, welche sich an die Frage knüpften, ob der Papst einen Kaiser bannen dürfe, sind auf päpstlicher Seite am wichtigsten die Schreiben des Erzbischofs Gebhard von Salzburg[86]) an den genannten Metzer Bischof, in welchen der Schritt des Papstes gebilligt wird. Gebhard galt als Haupt und geistiger Führer der ganzen Bewegung gegen Heinrich IV. in Deutschland; kein Wunder also, dafs Manegold, ein Mönch des zerstörten Klosters Lautenbach bei Gebweiler, welcher sich flüchtig in Oberdeutschland umhertrieb, ihm seine bekannte Schmähschrift, gewöhnlich *liber ad Gebhardum*[87]) genannt, widmete. Diese wimmelt von den gemeinsten Schmähungen gegen den König und seine Anhänger, man findet in ihr kein versöhnendes, einlenkendes Wort; Hafs und Schmähung sind, wie die Monumente sich treffend ausdrücken, seine Waffen, Aufruhr und Mord seine Lehren. Aber Manegold war jedenfalls einer der begabtesten Männer, die damals im Streite standen; seine Belesenheit in den kirchlichen und weltlichen Schriftstellern ist erstaunlich, so dafs ihn der Anonymus Mellicensis den modernorum magister magistrorum nannte.

An letzter Stelle erwähnen wir den Presbyter und Scholasticus Honorius von Autun, der aber nach den Untersuchungen Dieterichs regulierter Kanonikus in Mainz war, nach dem Konkordate von dort wich, um 1132 erst Mönch wurde und vielleicht in Regensburg starb.

Neben der Imago mundi, einem dickleibigen, aber geistlosen Machwerke (bis 1133), ist hier seine *summa gloria*[88]) zu erwähnen, in welcher er Honorius den Vorzug des Priestertums vor dem Kaisertum erweisen und die Verfolgungen der Kirche durch die weltliche Gewalt erklären will. Wir haben selten eine geistlosere, aber zu-

gleich perfidere Beweisführung gelesen; das Buch ist geradezu ein scandalum.

Auch die Sache Heinrichs IV. entbehrte nicht der Verteidiger; mit Genugtuung können wir feststellen, dafs es nicht die schlechtesten Glieder der Kirche waren, welche Gregors Mafsnahmen nicht uneingeschränkt billigten, sie sogar teilweise in der Praxis verwarfen. Es war zunächst Bischof Dietrich von Verdun, in dessen Auftrage der Trierer Scholastikus Wenrich als Entgegnung von Gregors VII. Schreiben an Hermann von Metz einen Brief[89]) abfafste, der die Handlungsweise des Papstes tadelte. „Er tritt aber nicht als Ankläger auf, sondern gibt, wie er sagt, nur die Ansichten der antipäpstlichen Partei wieder, damit der Papst ihn belehren möge, wie er demselben entgegnen solle, da er selbst nicht gelehrt und gewandt genug sei, dieselben zu widerlegen.“ (Kap. 3.) Seine Schreibart ist gefällig und gewandt: Haec omnia de paternitate vestra audiens erubesco, erubescens doleo, dolens reclamo. Bemerkt soll werden, dafs durch Wenrich die obenerwähnte Schmähschrift Manegolds hervorgerufen wurde.

Denselben Erfolg hatte Gregors Brief auf kaiserlicher Seite bei keinem Geringeren wie Sigebert von Gembloux, dem berühmten Chronisten und treuen Anhänger der Kirche. Dieser sprach Gregor die Berechtigung seines Schrittes gegen Heinrich IV. ab. Seine Schrift ist verloren, und die *dicta cuiusdam de discordia papae et regis*[90]) sind nicht, wie Bethmann meinte, von Sigebert verfafst; dieser, ein gewissenhafter Quellenforscher, würde dadurch zu sehr belastet. Dagegen schrieb er eine Abhandlung *epistola cuiusdam adversus laicorum in presbyteros coniugatos contumeliam*[91]), welche sich gegen die Verwüstungen wendet, die das an sich wünschenswerte Gebot des Zölibates hervorgerufen habe. (Kap. 2.) „Was gibt es Schöneres, was der Christenheit Nützlicheres, als dafs die Geistlichen den

Gesetzen der Keuschheit (Zölibates) sich unterwerfen . . . . . Aber die Saat hat böse Früchte gezeitigt, da der Pöbel den Urquell alles Übels, die Verordnung des Papstes, mifsbraucht und die verheirateten Priester geradezu verfolgt. Wie viele von diesen hätten bei gerechter und verständiger Behandlung entsagt!“

Noch einmal, 1102, als Paschalis II. bei dem Streite um das Bistum Cambrai seinen Schützling Manasse um jeden Preis auf den Bischofsitz erheben wollte und den Grafen Robert von Flandern zum Einfall in das dem Kaiser treue Lütticher Land aufbot, verfafste Sigebert auf Wunsch des Erzpriesters Heinrich den Brief *contra Paschalem papam*[92]), in welchem er ihm entgegentritt und die heimischen Rechte sichert. Besonders heftig verwahrt er sich gegen den Vorwurf Pseudokleriker (Kap. 8) als ungerecht und entehrend.

Neben Sigebert nennen wir den *tractatus de regia potestate et sacerdotali dignitate*[93]) des französischen Geschichtschreibers Hugo von Fleury, in welchem die Berechtigung der weltlichen neben der geistlichen Macht betont wird. Grofses Aufsehen erregte (1074) eine Flugschrift, *pseudo-Udalrici epistola de continentia clericorum*[94]), in der sich ein unbekannter Verfasser, nicht Bischof Ulrich von Augsburg, sondern ein Priester dieses Bistums, gegen Papst Nikolaus und den Zölibat wendet. Sie erregte so sehr die Aufmerksamkeit Gregors, dafs er sie (1079) mit der Zensur belegte.

Hervorzuheben ist die Parteinahme der Bischöfe Benno von Osnabrück und Liemar von Bremen für Heinrich IV.; denn in ihrem Auftrage schrieb (1084) Wido, Vorsteher der Domschule in Osnabrück, ein Buch *de controversia inter Hildebrandum et Henricum*[95]), in dem er den Gegenpapst Klemens rechtfertigt; leider besitzen wir die Schrift nur in Bruchstücken. Wido ist in seiner schriftlichen Beweisführung aufserordentlich scharf und

überzeugend, wenngleich er etwas über das Ziel hinausschiefst. Schlagend Gregor gegenüber ist die Berufung auf Theodosius, der von Ambrosius nicht gebannt, sondern nur zur Kirchenbufse verurteilt war, obwohl der Kaiser den Mord von Tausenden von Unschuldigen zu verantworten hatte. „Quia nec Ambrosius Theodosium — excommunicare praesumpsit nec quemlibet suorum fidelium ab eius servitio aut communione suspendit nec ab iuramento, quod ei fecerant, absolvit nec ipsum imperia aut vita privare molitus fuit.“ (I, 468). Gerade so urteilt im folgenden Jahrhundert Otto von Freising.

Von diesem Deutschen Wido ist der Italiener Wido, seit 1086 bis zum Ende des Jahrhunderts Bischof von Ferrara, zu unterscheiden. Als Anhänger Heinrichs und Wiberts schrieb er auf dessen Wunsch die bekannte Abhandlung *de scismate Hildebrandi*[96]), welche zu den Jahren 1084, 1085 sogar geschichtlich wertvoll ist und im ersten Buche teilweise Unbekanntes enthält. Wido befafst sich mit dem Schreiben Anselms von Lucca Contra Wibertum, verbindet aber überall die Achtung vor Gregor mit Anhänglichkeit an die kaiserliche Partei sowie den Gegenpapst Klemens. Infolge dieser mafsvollen Stellung hatten Wilmans und Giesebrecht auf Grund des ersten Buches in Wido zuerst einen Anhänger Gregors gesucht, der erst im zweiten Buche, welches nach Gregors Tode (1085) entstand, eifriger Wibertiner geworden sei. Diese Ansicht wird nach den Forschungen von Panzer auch von Wattenbach verworfen. Die eigentümliche Einrichtung jenes Traktats De seismate ist dadurch erklärt, dafs nach dem Tode Gregors, den seine eigenen Anhänger verlassen hatten, die Möglichkeit einer Einigung der Parteien eintrat. Anselm von Lucca suchte Wibert zur Entsagung zu bewegen und erwiderte dessen Entgegnung durch ein neues Schreiben, welches uns erhalten ist. Die Benutzung desselben bei Wido weist Panzer nach und macht dasselbe

in betreff der früheren Schriftstücke wahrscheinlich, so dafs der Ruhm eigener Gelehrsamkeit Wido genommen oder doch sehr geschmälert ist. Der Traktat ist vor der Wahl des Desiderius geschrieben [97]).

Sehr grobes, aber wirksames Geschütz gebrauchte der Rechtsgelehrte Petrus Crassus aus Ravenna, ein Laie, und zwar der einzige unter den Streitenden, in seiner *defensio Henrici IV. regis* [98]) gegen Gregor und dessen Anhänger, um „das Recht und die Gerechtigkeit des Königs sowie den Irrtum seiner Gegner zu offenbaren". Hierfür benutzte er die bedeutendsten Kirchenväter, Erlasse und Briefe von Päpsten und Kaisern sowie Geschichtschreiber und Rechtsgelehrte, besonders die Institutionen und den Kodex Justinians. Seine Beweisführung geht besonders darauf hinaus, die Rechtmäfsigkeit Heinrichs auf dem Throne zu zeigen gegenüber Gregor, der den König absetzte, und den Sachsen, welche sich empörten (Kap. 5 ff.). Friedliebend ist der Verfasser nicht, welcher stets nur vom Mönche Hildebrand spricht; auch sein Latein ist nicht glatt, aber knapp und wirkungsvoll durch einfache Gegenüberstellung des beiderseitigen Standpunkts. Er schrieb und widmete die Schrift (1080) dem Könige, „ut prosit ad concilium".

An letzter Stelle erwähnen wir das berühmte Werk *liber de unitate ecclesiae conservanda* [99]), welches von einigen, wie Giesebrecht, Mirbt, dem Bischofe Walram von Naumburg zugeschrieben wird, dessen Urheberschaft Holder-Egger und Sackur entschieden verwerfen, während Meyer von Knonau einen unbekannten Mönch des Klosters Hersfeld vorschlägt. Im ersten Buche wendet sich Walram, der wohl der Verfasser ist, gegen den Brief Gregors an Hermann von Metz, welcher Brief dadurch die dritte und bedeutendste Zurückweisung von kaiserlicher Seite erfährt.

Walram geht von dem Satze aus, dafs beide Gewalten, kaiserliche wie päpstliche, in gleicher Weise von Gott

eingesetzt seien; daher tut Gregor unrecht, den König abzusetzen und die Sachsen zu unterstützen. Auch kann er sich hierbei (Kap. 2) nicht auf die Absetzung der Merowinger berufen, da diese communi suffragio principum erfolgte, welcher Entscheidung Papst Zacharias nur zustimmte und Papst Stephan die Bestätigung verlieh. Auch ist es (Kap. 6) nicht recht, auf Anklagen von Feinden hin die Absetzung auszusprechen; hinterlistig erscheint es Walram, vom Könige, der sich in Kanossa vom Banne loslöste, zu schreiben: Ne solliciti sitis (nämlich die Sachsen), quia culpabiliorem eum reddo vobis. Wer ist hier der schuldige Teil?

In dieser Weise zerpflückt Walram Gregors Schreiben; dieser erste Teil des ganzen Buches ist sicherlich der beste und verdient noch heute grofse Beachtung.

Der zweite Teil ist Walrams Antwort auf eine verlorene Schrift, welche im Kloster Hirschau gegen Heinrich entstanden war. Der Verfasser verwahrt sich gegen den Anspruch der päpstlichen Partei, sie allein sei die wahre; von den Gegenkönigen könne man aber sagen: Sie sind verachtet, und königliche Ehre wird ihnen nicht zuteil (Kap. 15). Über den geschichtlichen Wert auch dieses Teiles urteilt Giesebrecht sehr günstig: „In ihm wird zugleich das Leben und Treiben der Gregorianer in Sachsen, Thüringen und Hessen von 1081—1092 eingehend erörtert und dabei ein so reichhaltiger Stoff geboten, dafs die Schrift für die Geschichte jener Zeit geradezu unentbehrlich ist."

Der dritte Teil hat nur drei Kapitel, ist also wohl nur Bruchstück, obwohl er mit der üblichen Lobpreisung Gottes schliefst. In ihm wird der Gegenpapst Klemens gegen die Angriffe der Gegner, als ob er Falsches lehre (Kap. 2), in Schutz genommen.

Diese in Sprache und Ausdruck sehr scharfen Abhandlungen trugen Walram (1094) eine erbitterte Fehde mit

dem Bischofe Herrand von Halberstadt[100]) ein, der im Auftrage des Grafen Ludwig von Thüringen gegen ihn schrieb. Seine beiden Briefe haben die Jahrbücher von Disibodenberg zum Jahre 1090 uns mitgeteilt.

Eine viel verbreitete und gelesene Schrift, der *tractatus de investitura episcoporum*[101]), dagegen ist (1109) von einem unbekannten Verfasser und nicht, wie früher angenommen wurde, von Walram verfafst.

Die von uns besprochenen Streitschriften sind die wichtigsten und wesentlichsten, welche der „Kulturkampf" des elften Jahrhunderts veranlafste. Der Streit war heftig und bewegt, die Gegensätze verschärften sich, so dafs nur Sieg oder Niederlage für die Parteien möglich wurde. Alle Versuche, den Frieden zu gestalten, schlugen fehl; deshalb konnte ein unbekannter Spottvogel der ernstgemeinten *altercatio inter Urbanum et Clementem*[102]) die Verse über Gregor und Heinrich hinzufügen:

Quaerit apostolicus regem depellere regno,
Rex furit econtra, papatum tollere papae.
Si foret in medio, qui litem tollere posset,
Sic, ut rex regnum, papatum papa teneret,
Inter utrumque malum fieret discretio magna.

c. Die Lebensbeschreibung.

1. Die weltliche Lebensbeschreibung.

Kein deutscher Kaiser hat so wechselvolle Schicksale erfahren als Heinrich IV. (1056—1106). Die Zeiten gröfster Machtfülle wechselten jäh mit Augenblicken, in denen er nicht wufste, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Keiner hat wie er so unbedingte Gegner gehabt; niemand ist, wenn auch nur von einer geringen Zahl, so verehrt und geliebt worden. Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, Beweise für diese Tatsache zu bringen. Welcher Gegen-

satz zwischen Benzo und Bruno; wie verschieden Berthold und der Verfasser des Gedichtes über den Sachsenkrieg![103]).

Ein warmer Verehrer des gerade gestorbenen Kaisers ist auch der Verfasser des Leben Heinrichs IV., *vita Henrici IV.*[104]). Derselbe feiert in einem nicht allzu umfangreichen Buche beredt und schwungvoll, wenn auch nicht erschöpfend und überall geschichtlich treu, aber niemals mit absichtlicher Lüge und Entstellung die Schicksale des Fürsten, welcher der Parteien Gunst und Hafs in so hohem Mafse erfahren hatte. Es ist mehr Totenklage als geschichtliche Erzählung, mehr Nachruf, wie solcher geliebten Toten von dankbaren Nachkommen gewidmet wird, ein Werk, ähnlich der Vita Agricolae des Tacitus. Im ersten Kapitel ist kein Mittel rednerischer Kunst unbenutzt gelassen, den Schmerz der Überlebenden zu zeichnen; nehmen wir die Darstellung gläubig hin, dann war dem deutschen Lande der beste Herrscher, der Kirche ein treuer Sohn, den Armen und Hilfsbedürftigen der Vater und Wohltäter gestorben. Besonders aber empfindet der Verfasser die Schwere des Verlustes. Er beginnt mit den frei geänderten Worten einer Homilie des Joh. Chrysostomus: „Wer möchte Wasser meinem Haupte leihen und einen Zärenquell meinen Augen, dafs ich jammerte — den Tod Heinrichs, des kaiserlichen Herrn, der meine Hoffnung war und alleiniger Trost . . .? Wird künftig das Leben mich ergötzen? Wird ein Tag, eine Stunde ohne Tränen sein? Oder werde ich mit dir, o Trautester, frei von Klage seiner gedenken können?“[105]) So erscheint der Verfasser als Freund des Kaisers und als hochgebildeter, scharfblickender Mann. Man lese die Charakteristik Heinrichs zu Anfang des Buches; niemals ist der Kaiser besser beurteilt; Glanz der Darstellung mischt sich mit Wärme tiefer Empfindung zu einem Gemälde, dem wir mit Andacht und Aufmerksamkeit die

Sinne widmen. Unsere Aufgabe ist es nicht, den Inhalt des Werkes dem Leser in einem Auszuge mitzuteilen; man mufs den Eindruck ganz unverfälscht aus dem Buche selbst schöpfen; dramatisch, lebensvoll ist es von Anfang bis zum Ende. Davon nur ein Beispiel. Bekanntlich wandte sich Heinrich V. (1106) nach vergeblicher Belagerung Kölns gegen seinen Vater, der in Lüttich bei Bischof Otbert weilte, und war schon bis Aachen vorgedrungen, als die unerwartete Nachricht vom Tode des alten Kaisers im Lager anlangte. Unser Biograph weifs diesen Vorgang viel packender zu schildern, indem er ihn unter die Mauern von Köln verlegt, gerade als Heinrich V. mit seinem durch Krankheit und erfolglose Belagerung entmutigten Heere abziehen wollte. Der Verzweiflung und dem Mifsmute folgt Freude und Glück; der Umschwung der Verhältnisse wird in lebhaften Worten berichtet. Man erkennt, welche Freiheiten sich der Biograph in bezug auf geschichtliche Ereignisse erlaubt.

Die Frage nach dem Verfasser hat alle Forscher lebhaft beschäftigt. Goldast nannte Bischof Otbert von Lüttich (1091—1119), Jaffé den Abt Dietrich von Mainz, Giesebrecht und Holder-Egger den Bischof Erlung von Würzburg (1085—1121), endlich Gundlach den Propst Godeskalk von Aachen. Ein sicherer und fester Boden ist aber bis jetzt für keinen der genannten Männer gewonnen; wir müssen uns darein geben (Brefslau, Meyer von Knonau, Wattenbach), über diesen Punkt vorläufig nicht genügend unterrichtet zu sein. Das Werk selbst aber ist eines der wertvollsten aus der Zeit des Kampfes zwischen Kaiser und Papst, nicht so sehr durch seinen Inhalt als durch die Schilderung der Gefühle, welche in manchen Kreisen, selbst in feindlichen, dem Kaiser gegenüber herrschten[106]).

Gregors VII. treueste und mächtige Bundesgenossin, die Markgräfin von Tuszien, Mathilde, hat an Donizo,

einem Mönche des Klosters Kanossa, ihren Biographen gefunden, *vita Mathildis*[107]). Es ist ein poetisches Werk, in Hexametern geschrieben, und behandelt im ersten Buche die frühere Geschichte der Markgrafen, im zweiten die Titelheldin. Durchaus nach Art eines Lobgedichtes angelegt und durchgeführt, macht die Lebensbeschreibung keinen hohen Anspruch auf geschichtliche Glaubwürdigkeit, zeigt aber die hohe Verehrung, welche man der „grofsen Gräfin" überall zollte. Die Darstellung der Bufse in Kanossa (II, 105 ff.) ist für Heinrich IV. nicht gerade schmeichelhaft:

„In Cruce se iactans, papae saepissime clamans:
Parce, beate pater! pie, parce mihi peto plane."

Heftig ergreift den Dichter der Tod Gregors und die Wirren in den späteren Jahren. Überhaupt kümmert ihn das Verhältnis Mathildens zur Kurie mehr als ihre Familienbeziehungen; die zweite Ehe mit Welf von Bayern, wie die erste mit Gottfried von Lothringen, ein rein politischer Akt, wird nicht erwähnt. Giesebrecht urteilt, dafs Donizo unentbehrlich sei, aber, wie auch Wattenbach meint, mit Vorsicht gebraucht werden müsse. Trotzdem er über deutsche Verhältnisse nur wenig bringt, chronologisch auch sehr häufig irrt, glaubten wir Donizos Werke einen Platz einräumen zu müssen, da Mathilde eine der gröfsten Frauen ist, welche die Weltgeschichte kennt. Sie lieh dem Papsttum die beste und unmittelbarste Stütze in seinem Kampfe gegen das Kaisertum. Mit Recht steht daher ihr Denkmal in St. Peter neben denen der Päpste, und Papst Urban VIII. hat ihr nicht ohne Grund die stolze Grabschrift gegeben: Der Vorfechterin des heiligen Stuhles.

Donizo hat sein Werk, prächtig mit Bildern geschmückt, der Gräfin nicht mehr überreichen können; sie starb vor der Vollendung desselben, im Jahre 1115. Die Handschrift ist heute eine Zierde der vatikanischen Bücherei.

2. Die geistliche Lebensbeschreibung.

Gregor VII. (1073—1085) fand an einem Deutschen seinen besten Biographen, nämlich an Paul, dem Mönche von Bernried am Starnbergersee. Er lebte nach Sepp zuerst in Regensburg (um 1100), als Scholastikus der Domkirche, wurde dort (1121) mit seiner Freundin, der Nonne Herluca, wegen seiner kaiserfeindlichen Haltung vertrieben und siedelte nach Bernried über. Auf einer Romreise erwirkte Paul seinem Kloster den unmittelbaren Schutz des Papstes sowie das Recht der freien Abtwahl; auch sammelte er in Italien Stoff für das Leben Gregors VII., *Pauli Bernridensis vita Gregorii VII.*[108]), welches 1128 vollendet wurde und unstreitig als beste und zugleich eingehendste mittelalterliche Lebensbeschreibung dieses Papstes gilt. Gregor ist nach Paul ein Vorkämpfer gegen die Gebrechen, welche der Kirche anhaften, und gegen die Feinde derselben, besonders Heinrich IV., den „modernen Nero“. Dieser Kaiser ist ihm der „Vertreter aller Schlechtigkeit, die zu überwältigen jedes Gottesmannes Aufgabe sei“. Freilich behilft sich Paul hierbei mit den landläufigen Verdächtigungen und Schmähungen. Man hat gemeint, er habe in Erwägung eines etwaigen Gegenkönigtums der Staufer gegen den Sachsen Lothar auf die Verwirrung unter Heinrich IV. und Rudolf von Schwaben aufmerksam machen wollen; so viel deutsches Gefühl hatte Paul aber nicht einmal, und Vaterlandsliebe kennt er in diesem Sinne keineswegs. Gregor ist sein Vorbild, aber nicht der Staatsmann, sondern der Heilige, der „Athlet Gottes“, welcher „den durch Simonie und Nikolaitismus verunreinigten Stall der Kirche säubert und überhaupt die ihm feindlichen Mächte überwältigt. Paul stellt den Papst als kämpfenden, für die gute Sache vielfach leidenden, aber diesen Kampf siegreich bestehenden Helden dar, als Prinzip des Guten, wie den König als Prinzip des Bösen, kehrt also mehr die moralisch-

ethische als die politisch-historische Seite hervor". Dieser Standpunkt des Werkes ist zugleich bestimmend für die Beurteilung desselben. Wir erkennen aus ihm nicht Gregors Bedeutung für die Weltgeschichte; diese zu zeichnen, war Paul unfähig, sein Geist für eine solche Aufgabe viel zu beschränkt[109]).

Sehr anziehend ist die Zusammenstellung der verschiedensten Nachrichten und Urteile über Gregor im Papstleben von Watterich, *vitae pontificum*[110]). Hier finden wir seine Wirksamkeit von Freund und Feind beleuchtet; neben überschwenglichem Lob steht herber Tadel und böse Verdächtigung einträchtig zusammen; das entgegengesetzte Urteil eines Lambert, Berthold, Bernold, Frutolf-Ekkehard, Hugo von Flavigny, Wido von Ferrara, Bruno und Benzo mag jedem Leser die eigene Ansicht gestalten.

Am besten aber lernen wir den Papst aus seinen Briefen kennen; diese führen den weltbeherrschenden Blick des gewaltigen Kirchenfürsten so recht vor Augen; in Sudendorfs *registrum*[111]), welches über 350 Briefe enthält, erscheint Gregor in unverfälschtem Lichte. „Gewaltig viel," sagt Wattenbach, „mufs in seiner Kanzlei geschrieben sein, und was wir davon besitzen, ist nur ein kleiner Teil, eine Auswahl aus der offiziellen Registratur, wahrscheinlich von Gregor selbst oder doch auf seine Veranlassung im Jahre 1081 veranstaltet, um seinen Anhängern die Grundsätze, nach denen er handelte, darzulegen und sie instand zu setzen, die Angriffe der Gegner zu beantworten."

Unter die Kirchenfürsten, welche Heinrich IV. stets ihre Anhänglichkeit und Treue bewahrten, gehört Benno von Osnabrück (1067—1088); dafs die Lebensbeschreibung dieses Bischofs, *vita Bennonis*[112]), von Nortbert, dem Abte des Klosters Iburg, einer Gründung Bennos, uns erhalten ist, können wir nur freudig begrüfsen.

Die Eltern des Bischofs waren lange kinderlos, aber eine Wallfahrt nach Rom hatte die besten Wirkungen; es wurde ihnen ein Sohn geboren und dieser aus Dankbarkeit der Kirche geweiht. Benno genofs einen vorzüglichen Unterricht an den verschiedensten Orten; Hermann von Reichenau war sein Lehrer. Bald aber entfaltete er selbst seine Wirksamkeit, zunächst in Speyer, dann Goslar, endlich in Hildesheim, wo er (Kap. 10) Dompropst wurde. Heinrich IV. war auf den befähigten, praktischen Mann schon lange aufmerksam geworden[113]) und verlieh ihm 1067 das erledigte Bistum Osnabrück. Anno von Köln mag indessen hierbei die Entscheidung gegeben haben; denn wir finden beide Männer in enger Verbindung, ohne dafs dadurch Bennos königstreue Gesinnung gelitten. Niemals brauchte Heinrich die Wahl zu bereuen; denn Benno war ein Bischof vom alten Schlage, ein Vater seines Bistums, der sich um seine Untertanen bekümmerte; den Eifer unterstützte praktischer Sinn. Wir hören (Kap. 15), dafs er Sümpfe austrocknete und urbares Land gewann; er machte wahrscheinlich den Plan zu Annos Stiftung, dem Kloster Siegburg. Wir finden ihn in königlichen Diensten als Baumeister; die Burganlagen Heinrichs IV. in Sachsen (Kap. 11) sind sein Werk; den Speyerer Dom schützte er gegen die Fluten des Rheines durch umfassende Strombauten (Kap. 27). Die Zucht des Viehes, Behandlung des Getreides usw. erweckte seine Sorge (Kap. 10).

Obwohl dem Kaiser treu, verstand Benno sich mit beiden Parteien gut zu stellen; schön war es freilich nicht, dafs er sich der Entscheidung, ob Hildebrand oder Wibert, ob Gregor oder Klemens, auf der Synode zu Brixen (1080) dadurch entzog, dafs er sich in eine Nische des Altares verkroch, den Vorhang vorzog und endlich die Unterschrift verweigerte (Kap. 22).

Die Lebensbeschreibung Bennos entstand, wie schon

bemerkt wurde, bald nach seinem Tode in dem von ihm gegründeten Kloster Iburg. Sein Biograph, der Abt Nortbert, will Bennos Leben der Vergessenheit entreifsen und sein Wirken ohne Schminke (sine fuco) erzählen; er will, und das sind goldene Worte, ihn nicht heilig machen, nicht schreiben, was er hätte tun sollen, sondern, was er getan hat. Dieses Versprechen hat Nortbert gelöst. Der Osnabrücker Bischof hat Fleisch und Blut und ist trotz aller Frömmigkeit ein Mann, der im Leben und an seinem Platze stand; „seine Lebensbeschreibung ist ein biographisches Meisterwerk“ (Justus Möser).

Da erhob (1900) Philippi Zweifel an der Echtheit der Vita überhaupt: sie sei eine Kompilation des 16. Jahrhunderts und habe mit der echten nichts zu tun, sondern sei von dem Kloster verfafst, um die Ansprüche desselben auf das benachbarte bischöfliche Schlofs zu beweisen. Die alte Vita sei mit noch anderen Quellen (Urkunden, Annalen usw.) allerdings zugrunde gelegt. Demgegenüber erklärte (1901) Scheffer-Boichorst die Kap. 17, 24, 33, 35, 37 zwar als Interpolation und als zu bestimmtem Zwecke gemachte Einschiebsel, die Vita selbst aber für echt mittelalterlich, wenn auch aufserordentlich eigenartig. Diese Ansicht billigte Winterfeld aus formalen Gründen. Boichorsts Scharfsinn bestätigte endlich Brefslau, der (1902) die echte Vita in den Farragines Gelenii, einer spätmittelalterlichen, grofsartig angelegten Kompilation, entdeckte. Neben den schon von Boichorst als interpoliert erklärten Teilen bringt Brefslau noch weitere (Ende 16, 18, 32), aber auch noch bis dahin unbekannte Teile (Kap. 15) als echte. Fälscher ist Abt Maurus Rost (um 1670), Zweck der Fälschung, „weil die Mönche von Iburg die Absicht hatten, die Erbauung der bischöflichen Burg neben dem Kloster als nicht geschehen darzustellen“ (v. Knonau), was durch Einschiebung der betreffenden Kapitel und Besitztitel erreicht werden sollte.

Nach Ausscheidung der Interpolationen ist die Vita Bennonis, obwohl die Handschrift der Brüder Gelenius auch nicht das Original war, von allen Schlacken gereinigt, „die Komposition straffer und einheitlicher, die Sprache anziehender, der Gehalt an historisch wichtigen Nachrichten reicher“ (Breſslau).

Ein Jahrzehnt später wurde ein Mann zum Bischof erhoben, der, wie Benno, in Betätigung christlicher Nächstenliebe, durch frommen Eifer und nicht zuletzt durch groſse Klugheit unter den Kirchenfürsten damaliger Zeit einen hohen Platz einnimmt. Es ist Otto von Bamberg[114]), ein Schwabe von hoher Geburt, der in jungen Jahren aus Mangel an Vermögen nach Polen auswanderte, dort aber durch Leitung einer Schule Geld und Gunst bei Hofe gewann und zuletzt durch Vermittlung der Heirat Herzogs Wladislaw mit der Schwester Heinrichs IV., Judith, beiden Parteien sich empfahl. Vom Kaiser an den Hof gezogen, trat er in die Kanzlei ein und war lange in unmittelbarer Nähe Heinrichs IV., der den klugen, ergebenen Mann vergeblich zur Übernahme der erledigten Bistümer Augsburg und Halberstadt zu bewegen suchte. Endlich aber, 1103, machte ihn der Kaiser zum Bischofe von Bamberg, und Otto lieſs sich die Ernennung durch den Papst Paschalis bestätigen. Zeigt sich schon in diesem Schritte seine Klugheit, da er mit beiden in gutem Einvernehmen zu leben wünschte, so kam er später noch häufig in die Lage, dem Kaiser und seinem Nachfolger wichtige Dienste zu leisten; die Geschichte des Investiturstreites unter Heinrich V. nennt seinen Namen häufig. Mit Kaiser und Papst in gleicher Weise befreundet, war Otto der rechte Mittelsmann; „so oft sich eine Hoffnung zeigte, den Streit zwischen Kirche und Reich auszutragen, tritt auch seine Persönlichkeit hervor“. Otto befand sich unter den Männern, welche den Kampf der beiden Gewalten beendigt haben.

Grofses auch hat er für sein Bistum getan durch Belebung des kirchlichen Sinnes, Gründung von über zwanzig neuen Klöstern, die meistens in cluniacensischer Richtung besetzt wurden, durch seine geradezu staunenswerte Selbstlosigkeit und Bedürfnislosigkeit. Mit Recht priesen ihn die Armen und Bedrängten als Vater; stets hatte er eine offene Hand, wo es galt, dem Elend zu steuern. In der geordneten Verwaltung des Bistums allein ist die Erklärung dafür zu finden, dafs ihm zu seinen vielen Werken der Nächstenliebe, zu seinen Bauten und Schöpfungen niemals das Geld mangelte; er ist mit Recht der Neugründer Bambergs genannt worden.

Ein Bericht über die frommen Werke Ottos[115]), dessen Verfasser wahrscheinlich der Prior Thiemo von Michelsberg ist, weifs uns die Verdienste des Bischofs um seine Klöster ins helle Licht zu setzen, ist nach Holder-Egger auch deshalb wichtig, weil er den Lebensbeschreibungen des Bischofs zugrunde gelegen hat.

Nichts aber brachte Otto so unsterblichen Ruhm ein als die Bekehrung der Pommern auf zwei Missionsreisen; er ist der Apostel des Landes geworden. Fast sechzig Jahre alt, folgte Otto einer Einladung des Polenherzogs Boleslaw III., um das Missionswerk zu beginnen und durchzuführen. Eine bedeutende Rednergabe unterstützte den Eifer des Bischofs, die Einwohner folgten fast überall willig seinen Mahnungen; aber an den Gefahren solcher Tätigkeit hat es auch nicht gemangelt. Hinterpommern besonders erfuhr die Segnungen des Christentums; gerade in den bedeutenden Plätzen des Landes erstanden die ersten Gemeinden. Mit eigener Hand taufte Otto über 22000 Menschen und legte den Grund zu Stätten der christlichen Gottesverehrung, wohingegen, wie in Stettin, die alten Götzentempel zerstört wurden. Niemals hat Pommern das Christentum wieder verworfen; slavische Sitten und Gebräuche wichen dem siegreichen Deutsch-

tum, vorzugsweise das Werk dieses einzelnen Mannes († 1139).

So bedeutende Verdienste zu würdigen, haben drei Mönche unternommen, Mitglieder der von Otto gestifteten oder wiederhergestellten Klöster Michelsberg und Prüfening[116]).

In dem letzteren lebte der erste Biograph, dem Namen nach unbekannt. Seine Arbeit, welche um die Mitte des zwölften Jahrhunderts entstand, hat dem zweiten Biographen Ebo, Mönche in Michelsberg, vorgelegen, der zwischen 1151—1158 schrieb; sein Werk wurde von dem Scholastikus Herbord, dem dritten Biographen, wieder benutzt; auch dieser lebte in Michelsberg. Das Verhältnis der beiden letzten Werke zueinander genau festzustellen gelang erst, nachdem Giesebrecht 1865 die wirkliche Arbeit Herbords fand, welche früher, wie auch Ebo, nur in Auszügen verschiedenster Art, so des Abtes Andreas von Michelsberg (um 1500), vorgelegen hatte, von denen keine die unverfälschte Urschrift enthalten konnte. Das hatte man schon vor Giesebrechts Entdeckung erkannt; auch war Herbords Arbeit unter Heranziehung der Handschriften von Klempin wieder hergestellt, und zwar mit Scharfsinn und Erfolg, wie die Vergleichung mit der echten Handschrift erwies.

An Ebo rühmt Jaffé die Zuverlässigkeit, welche Herbord fehlt, an diesem gröſseren Überblick sowie geistreiche Behandlung des Stoffes. In die Form eines Zwiegespräches zwischen zwei Bamberger Geistlichen, dem Prior Thiemo, einem Schüler des Bischofs, und dem Kaplan Sefrid, der die Fahrt ins Pommernland mitgemacht hatte, kleidet Herbord die Lebensbeschreibung. Diese beiden Männer sowie Ebos Werk scheinen beste Quelle gewesen zu sein. Herbord hat seine Aufgabe trefflich gelöst. Im ersten Buche werden uns Ottos

Verdienste als Bischof von Bamberg, im zweiten und dritten seine Bekehrung der Pommern mitgeteilt; dazu tritt am Schlufs die Erzählung des Lebens Ottos bis zu seiner Erhebung zum Bischofe. Die Darstellung ist überall fesselnd, der Stoff zweckmäfsig verteilt, und Herbords Dialogus, wie man das Werk auch nennt, wird stets einen hervorragenden Platz unter den Lebensbeschreibungen des Mittelalters behaupten, wenn auch Ottos Tätigkeit als Reichsfürst in demselben nicht gewürdigt wird.

d. Nationalgeschichte nicht deutscher Völker.

Bei den in fränkischer Zeit innigeren Beziehungen Deutschlands zu seinen Nachbarländern müssen auch solche Quellenwerke von uns herangezogen werden, in denen die deutsche Geschichte nur in zweiter Linie berücksichtigt wird. Wir meinen Geschichtswerke derjenigen Gebiete, welche nicht Bestandteile des Reiches waren, wie Italien, sondern in einem Lehns- und Abhängigkeitsverhältnisse zu ihm standen oder gar eine selbständige Stellung einnahmen.

Zu den ersteren Reichen gehörte Böhmen. Wie häufig haben die fränkischen Kaiser jene Gebirgskette überschritten, welche den Slaven des Elb-und Moldautales bis heute das Volkstum bewahrte; gerade durch deutschen Schutz und in Abhängigkeit von Deutschland haben die Czechen den hohen Grad nationalen Selbstbewufstseins erlangt, das ihnen heute innewohnt. Als unsere Nachbarn nahmen sie gröfseren Anteil an deutscher Bildung und Gesittung als ihre sonstigen Stammesangehörigen. So sehen wir schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts Böhmen im Besitze einer Volksgeschichte, welche Widukinds sächsischer Geschichte gleichsteht. Cosmas von Prag gehört ohne Frage zu denjenigen Männern, deren Werke bleibenden Wert haben werden,

wenn ihm auch nicht der Beiname des böhmischen Herodot (Palacky) erteilt zu werden braucht.

Cosmas ist polnischer Abkunft; sein Grofsvater, ein Geistlicher, wurde 1039 als Kriegsgefangener nach Böhmen gebracht und blieb dort. Das Geburtsjahr ist genau festzustellen. In seiner Chronik nennt sich Cosmas zum Jahre 1125 einen achtzigjährigen Greis, ist also um 1045 geboren und mufs von wohlhabender, vielleicht adliger Familie gewesen sein, da er in Lüttich, wo eine der besten Schulen damaliger Zeit war, den Studien oblag. Erst spät entschlofs sich Cosmas, Geistlicher zu werden, erhielt die Weihe 1099, lebte später als Domherr in Prag und wurde zum Dekan befördert. Dafs die Ehelosigkeit der Priester in Böhmen noch nicht durchgeführt war, sehen wir an ihm; Cosmas und viele seiner Amtsbrüder waren verheiratet. Seiner Frau Bozetecha widmet er zum Jahre 1117, in dem sie starb, zwei Hexameter; seinen Sohn Heinrich erwähnt er zum Jahre 1123; derselbe wurde später Bischof von Olmütz. Cosmas selbst starb 1125; die Chronik und ihr Verfasser enden im selben Jahre.

Das Werk, die Chronik von Böhmen, *Cosmae chronica Boemorum*[117]), bis 1125, ist für die böhmische Geschichte grundlegend geworden, auf ihm fufsen alle Nachfolger. Sie zerfällt in drei Bücher. Den beiden ersten sind Zueignungen an befreundete Geistliche, dem letzten eine Einleitung allgemeinen Inhalts vorangeschickt; stets betont Cosmas die Unzulänglichkeit der Arbeit, wenngleich er die „Luchsaugen“ böser Beurteiler verlacht und verspottet, da jede menschliche Arbeit Mängel an sich trage. Die Scheidung in drei Bücher ist aber rein äufserlich; viel richtiger kann man zwei Abteilungen ausschälen, eine sagenhafte und eine geschichtlich beglaubigte.

Auf den Inhalt im einzelnen einzugehen, sei uns deshalb erlassen, weil die Chronik sich hauptsächlich mit

Böhmen beschäftigt. Die Nachrichten über Deutschland nehmen aber einen so breiten Raum ein, dafs Cosmas für die Zeit der Salier und ihre Beziehungen zum Osten trotzdem unentbehrlich ist. Cosmas fängt mit der Sündflut an und läfst den Rest der Menschheit, darunter 72 Männer, nach allen Seiten auseinandergehen und die Erde allmählich bevölkern. Ein Teil dieser Wanderer unter dem Führer Boemus kommt zu einem Lande, das ihnen wegen des Wasserreichtums und der herrlichen Gefilde gefällt; sie bleiben dort und nennen die neue Heimat Böhmen. Ein goldenes Zeitalter ohne Gesetz und Recht, aber auch ohne Gewalttat folgt; endlich veranlafst wachsende Bildung und Streit zwischen Mein und Dein die Wahl eines Oberhauptes. Es beginnt die Zeit der Staatenbildung: der Bauer Premizl wurde durch Volkswahl erster Herzog. Wann dieses erfolgte, weifs Cosmas nicht, auch nicht, ob alles, was er erzählte, so ist, wie er berichtet. Seine erste Jahreszahl, 894 als Taufjahr Borivoys, ist falsch; wie oft verwechselt er Jahr und Namen noch in späterer Zeit. Das erste Buch endet 1037; sein Inhalt ist gröfstenteils Fabel. Das zweite schliefst 1092, das dritte 1125, und dieses ist das wertvollste, da Cosmas Selbsterlebtes berichtet und weniger chronologische Irrtümer unterlaufen.

Der erste Geschichtschreiber des böhmischen Volkes ist Czeche durch und durch; mit Liebe spricht er von seinem Volke und erzählt den Sagenschatz des poetisch veranlagten Stammes mit Empfindung und gemütvollen Worten. Aber auch die Geschichte wird ihres Ernstes entkleidet; Erzählungen verschiedenster Art geben manchen Verhältnissen eine unerwartete Färbung. Nur Cosmas hat (II, 32) der Nachwelt die Gräfin Mathilde von Tuscien in so eigenartiger Beleuchtung überliefert und den armen Welf auch unserem Mitleid empfohlen; aber es ist doch nicht recht, zumal für einen Geistlichen

und Familienvater, solche intime Verhältnisse breit zu treten. Sein „utinam tacuissem" ergänzen wir durch „pudicus mansisses".

Regino von Prüm, dessen Chronik von Cosmas besonders benutzt ist, mufste wegen Anfeindungen der lothringischen Grafen Gerhard und Matfrid und aus Rücksicht auf Lebende (zum Jahr 829) vieles verschweigen. Cosmas hatte ähnliche Rücksichten zu nehmen; sein Werk wird weniger eingehend, je mehr es sich dem Ende nähert, aber als Ganzes ist es unschätzbar sowohl durch den Inhalt als durch die Form der Darstellung.

Neben Cosmas ist auch die Chronik von Polen, *chronica Polonorum*[118]), zu erwähnen, welche die Geschichte vom ersten Anfange bis auf Boleslaw III. einschliefslich (aber nur bis 1113) in drei Büchern fortführt. Das Werk ist eigentlich eine Geschichte dieses Herzogs; die beiden letzten Bücher handeln nur über ihn, während das erste in gedrängter Kürze die alten Sagen und dann die geschichtliche Zeit bis 1085 erzählt.

Der Verfasser ifst das Brot der Verbannung; er nennt sich selbst exsul et peregrinus; Weiteres wissen auch wir nicht von ihm. Wahrscheinlich ist es, dafs er am Hofe Boleslaws III. lebte und aus Italien stammte; letzteres folgert man aus sprachlichen Gründen. Einen Martinus Gallus, der früher als Verfasser der Chronik galt, hat man fallen lassen. Als Quellen dienten Volksgesänge und Sagen, die Passio des hl. Adalbert, Erzählungen anderer und eigene Anschauung, letztere besonders für die Zeit Boleslaws III.

Die deutsche Geschichte tritt hervor 1109 bei dem erfolglosen und unrühmlichen Feldzuge Heinrichs V. gegen Polen (III, 3ff.). Hier zeigt sich die Chronik, welche die Deutschen nur Alemannen oder Teutonen nennt, als echt

polnische Geschichtsquelle und in polnischem Geiste geschrieben.

Italienische Quellen. Die Normannen waren aus kleinen Anfängen durch die Schärfe des Schwertes und die Klugheit ihrer Herzöge zu Herren von Unteritalien erwachsen; die Königskrone schmückte das Haupt der früheren Herzöge. In diese Zeiten, den Anfang und die Mitte des zwölften Jahrhunderts, führt uns der Scriba sacri palatii, später Richter von Benevent, Falko in seiner Chronik[119]), welche die wichtigste Quelle über Unteritalien genannt wurde (Wattenbach). „Unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse schreibend, vollkommen gleichzeitig und oft als Augenzeuge, ist er sachlich und chronologisch durchweg verläfslich; zumal seine fast tagebuchartig genauen Daten sind unschätzbar;“ nur seine Sprache kann der Darstellung oftmals nicht das richtige Gepräge geben.

Die Chronik war bisher ein Bruchstück und lief von 1102—1140; neuerdings hat K. A. Kehr für manche bisher unbekannte Dinge die Benutzung Falkos durch die Chronik eines unbekannten Mönches von Ferraria am Volturno für die Jahre 1099—1102 und für die vierziger Jahre des zwölften Jahrhunderts nachgewiesen. Vielleicht haben wir auch jetzt noch nicht das ganze Werk.

Zuletzt nennen wir ein Werk, welches in acht Büchern die Geschichte der Normannen bis 1078 behandelt und von dem Mönche Amatus[120]) von Monte Cassino zwischen 1078—1085 verfafst wurde. Die lateinische Urschrift ist verloren; nur eine französische Übersetzung aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, *L'ystoire de li Normant*, fand sich und wurde 1835 von Champollion-Figeac herausgegeben. Die Normannen waren ein wanderlustiges, kriegstüchtiges Volk; wir finden sie in England, Frankreich, besonders aber seit dem elften Jahrhundert in Unteritalien, wo sie die

Herrschaft der Oströmer zertrümmerten. Das Papsttum verbündete sich im Kampfe gegen das Kaisertum mit den listigen, staatsklugen Fürsten, welche diese Verbindung aber zu ihrem Vorteile auszunutzen verstanden und sich an dieselbe banden, solange es notwendig erschien. Diese Zeit der normannischen Staatengründungen erzählt uns Amatus in ganz vortrefflicher Weise, sein Werk wird von den Forschern, besonders Giesebrecht, aufserordentlich hochgeschätzt. „Es sind nicht nüchterne und einsilbige Annalen, sondern wir erhalten eine ausführliche Darstellung der Eroberung mit dem anziehendsten Detail, welches Amatus mit liebenswürdiger Naivität vorzutragen weifs.“ Die Fehler, welche Hirsch nachweist, beruhen nach Giesebrecht nur in der mangelhaften Überlieferung des Werkes. Dafs dasselbe schon gleich hochgeschätzt wurde, ersehen wir daraus, dafs es seinem Verfasser den vielbegehrten Bischofsitz in Ostia verschaffte. Die Taten Robert Guiskards bilden vom vierten Buche ab den Schwerpunkt der Erzählung; um so eigentümlicher erscheint es, dafs Amatus nicht bis zum Tode seines Helden (1085) fortgeschritten ist. Die Annahme, dafs ein neuntes Buch geplant, aber aus unbekannten Gründen nicht hinzugefügt wurde, ist daher sehr begründet.

Amatus wurde von allen Schriftstellern, welche süditalienische und besonders normannische Verhältnisse bearbeiteten, als Grundlage und wertvolle Quelle herangezogen. So benutzte ihn besonders Leo Marsika in der Chronik von Monte Cassino und Wilhelm von Apulien in seinem Heldengedichte: Taten Robert Guiskards[121]). Dasselbe war bis zum sechzehnten Jahrhundert nicht bekannt; über das Leben des Verfassers, ob dieser Geistlicher oder Laie gewesen, sind wir noch heute im unklaren. Wahrscheinlich war er kein Normanne, da die Habsucht dieses Volkes ent-

20*

schieden getadelt wird. Der Verfasser schrieb auf Anregung des Papstes Urban II. (1088—1099); seine Sprache ist lebhaft, der Versbau zu loben.

Das Gedicht zerfällt in fünf Bücher, welche bis auf den Tod Gregors VII. und Robert Guiskards fortgeführt sind. Besonders die drei letzten (1067—1085) haben Wert.

V. Die Zeit der staufischen Kaiser*).

Allgemeiner Überblick.

Zu keiner Zeit ist in den Klöstern mehr geschrieben worden, als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert; die Zeit der Staufer überbietet an Masse des Stoffes weitaus die früheren Jahrhunderte. Ein weniger günstiges Zeugnis können wir dem Werte dieser Schriften beilegen. Noch freilich überragt die gewaltige Gestalt Friedrichs I. alle Zeitgenossen, der Sturz Heinrichs des Löwen läfst den Glanz der Kaiserkrone um so heller erscheinen. Aber unter Friedrich machen sich die italienischen Städte unabhängig, der Einflufs der Kaiser auf deren innere Verhältnisse ist vollständig geschwunden. Das Papsttum war in der Verwaltung der inneren, kirchlichen Angelegenheiten schon lange selbständig. Mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts schreitet es zur Beherrschung des Reiches fort; Innocenz III. zieht die letzten Folgerungen aus dem Werke Gregors. Es ist nicht zu verwundern, dafs auch die deutschen Fürsten sich damals von der Krone lossagten und dafs neben der Reichsgewalt

*) W. Wattenbach, G.Q. II ^{6}, 245—488. — W. Giesebrecht, K.Z. IV, 387—409; VI, 291—318. — A. Hauck, IV, 2. Über die Geschichtschreibung im 12. und 13. Jahrhundert. — W. Gundlach, Heldenlieder. 1899. Bd. III, Einleitung: Über die Geschichtschreibung unter Lothar und den Staufern des 12. Jahrhunderts.

die Landschaften wirtschaftlich und geistig ihre Sonderbestrebungen pflegen; der Untergang der Staufer um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bezeichnet den Sieg der Fürstengewalt.

Die Geschichtschreibung hält mit dieser Entwicklung gleichen Schritt. Otto von Freising und seine Fortsetzer bezeichnen den Höhepunkt mittelalterlicher Forschung und kunstvoller Darstellung, aber sehr beklagen wir die geringe Ausbeute, welche uns die grofse Masse anderer geschichtlicher Werke dieser Zeit gewährt. Nur die Jahrbücher, welche damals kein Kloster entbehrte, sind noch von Bedeutung für die Reichsgeschichte; an einem grofsen Teile derselben haben wir bis in die dreifsiger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts verhältnismäfsig gute Führer. Was sonst an geschichtlichen Werken vorliegt, gehört der engen Landesgeschichte, und unendlich mühsam ist es, die einzelnen Nachrichten zu einem übersichtlichen Ganzen zu sammeln. Selbst die tatenreiche Regierung Friedrichs I. (1152—1190) hat niemanden zu einer umfassenden Berichterstattung gereizt.

Die geistigen Bestrebungen der damaligen Zeit sind kirchlichen Verhältnissen zugewandt. War schon in der fränkischen Zeit die Lebensbeschreibung dürftig, jetzt sucht man fast vergeblich nach einer guten Vita, aber Wundergeschichten und Übertragungen von Gebeinen der Heiligen sind an der Tagesordnung. Die Zeit der ersten Kreuzzüge war für die Behandlung dieses geschichtlich fast unbrauchbaren Stoffes sehr geeignet.

Dieser Niedergang der Geschichtschreibung hängt innig zusammen mit dem Verfall der Bildungsstätten. Der Glanz der alten Kloster- und Domschulen war in dem unseligen Streite zwischen Kaiser und Papst verblichen, man zehrte am alten Ruhme. Reichenau, unter Walahfrid Strabo und Hermann dem Lahmen ein Mittelpunkt geistigen Strebens, war gegen Ende des elften

Jahrhunderts vollständig heruntergekommen; in St. Gallen verstaubte die reiche Bücherei, kein Mensch suchte einem Notker, Salomo oder Ekkehard nachzueifern. Die Schulen des Rheinlandes, Strafsburg, Worms, Speyer, Mainz fristeten ein kümmerliches Dasein; besser stand es in Lothringen, besonders in Köln und Lüttich. Was ist von Fuldas Ruhm geblieben? Um die Mitte des elften Jahrhunderts war man zu gröfseren Arbeiten nicht mehr imstande. Länger dauerte die Blüte in Hersfeld; aber nach Lambert versiegt auch hier die Annalistik. Am meisten litten die süddeutschen Stifte und Domschulen, besonders in Salzburg, Tegernsee, Regensburg; Bischof Otto brachte Freising noch einmal zu kurzer Blüte. Nur in Sachsen, aber auch nicht überall, herrscht noch Streben. Vergangen war der Ruhm von Paderborn und Hildesheim, wo man die Zeiten Meinwerks, Berwards und Godehards nicht mehr erwecken konnte. Ebenso ging es in Osnabrück, Münster und Korvei; nur im Bistum Magdeburg und einigen niedersächsischen Klöstern stand es besser, sonst überall Schutt, Staub, Asche.

Um einigermafsen einen Überblick über die Zeit der Staufer zu ermöglichen, können wir nur bis Friedrich I. die bisher getrennte Behandlung der einzelnen Gattungen der Geschichtschreibung beibehalten; für die Folgezeit mufsten wir einzelne Personen als Vertreter derselben wählen, oder auch den Stoff nach landschaftlichen Gesichtspunkten zu ordnen versuchen. Die Annalistik allein ermöglicht uns den alten Standpunkt, allerdings nur äufserlich, zu bewahren.

A. Lothar der Sachse und Konrad III., der Staufer.

(1125—1152.)

Wir setzen an die Spitze unserer Darstellung ein Werk, welches nur sieben Kapitel umfafst, aber einzig in seiner Art dasteht, es ist der Bericht über die Wahl

Lothars, *narratio de electione Lotharii*[1]). Eine Menge Fürsten und Grafen, die beiden apostolischen Legaten, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Mönche, Geistliche aller Art versammelten sich im August 1125 in Mainz, um die Wahl vorzunehmen. Am linken Ufer des Stromes hatten die Sachsen, oberhalb die Bayern und Liutpold von Österreich, am rechten Herzog Friedrich von Staufen und einige Herren samt ihrem Gefolge das Lager aufgeschlagen. Aus Furcht vor den Mainzern, so gab er vor, ging Friedrich nicht in die Stadt, „bereit, zum Könige gewählt zu werden, nicht ihn zu wählen". Die Wahl wurde eingeleitet durch das Veni Sancte spiritus, dann sollten nach dem Vorschlage des Erzbischofs von Mainz je zehn Vertrauensmänner aus Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen eine Vorwahl vornehmen, der alle übrigen beizupflichten versprachen. Von diesen Urwählern, eine noch nicht gesehene Neuerung, wurden vorgeschlagen: Friedrich von Schwaben, Liutpold von Östereich, Lothar von Sachsen. Ersterer war in dieser Sitzung nicht anwesend, die beiden anderen erklärten, sie würden eine Wahl nicht annehmen. Am folgenden Tage erschien auch Herzog Friedrich in der Stadt, er hielt seine Erhebung für gesichert. Da aber stellte der Erzbischof von Mainz, Adalbert, die Seele der ganzen Versammlung, die Frage, ob jeder dem anderen im Falle der Wahl bedingungslos zustimmen wollte. Lothar und Liutpold erklärten sich mit der Vorbedingung einverstanden, Friedrich aber verliefs die Versammlung mit der Erklärung, er könne sich ohne Beratung mit seinen Freunden zu nichts verpflichten. Das entschied gegen ihn, zumal er und der Bayernherzog am folgenden Tage nicht erschienen. In der folgenden Sitzung verpflichteten sich Lothar und Liutpold zu gegenseitiger oder eines dritten Anerkennung; sie safsen sogar auf einer Bank zusammen. Plötzlich erscholl unter den Fürsten ein Ruf: Lothar sei König.

Trotz seines Sträubens wird der Sachse ergriffen, auf die Schultern erhoben und mit königlichen Ehren überschüttet.

Gegen diese Art der Überrumpelung legten sehr viele, besonders bayrische Fürsten und Bischöfe, Verwahrung ein und drohten den Saal zu verlassen; aber Adalbert liefs denselben verschliefsen. Jetzt erhob sich ein furchtbarer Lärm und Widerstand: ohne den Bayernherzog könne keine gültige Wahl vorgenommen werden. Die Erzbischöfe von Salzburg und Regensburg, sowie der päpstliche Legat ermahnten zur Eintracht. Diese wurde endlich gewonnen, auch der Bayernherzog kam am 30. August wieder in die Versammlung, welche einstimmig den Sachsen Lothar zum deutschen Könige wählte. Der Staufer liefs ab vom Widerstande und huldigte drei Tage später dem neuen Reichsoberhaupte.

Das ist in aller Kürze der „Bericht über die Erhebung Lothars“. Den Namen des Verfassers kennen wir nicht; seine Gesinnung ist kirchlich, die Wahl nach seinem Herzen. Es ist unzweifelhaft, dafs derselbe Augenzeuge der von ihm erzählten Ereignisse war; tief aber hat er nicht geblickt, und was von ihm erzählt wird, war überall leicht zu erfahren. Besonders vermissen wir jede Angabe über den Einflufs des päpstlichen Stuhles, welcher die Erhebung eines Staufers unter allen Umständen verhindern mufste. Dafs der Erzbischof von Mainz dem Staufer nicht gewogen war und dem mächtigen Geschlechte die Erbschaft der Salier zu entreifsen suchte, wird nur leicht berührt. Der Bayernherzog läfst seinen Schwiegersohn Friedrich im Stich; es wird nicht gesagt, um welchen Preis. Alles in allem genommen ist die innere Bedeutung der Wahl Lothars dem Verfasser gar nicht zum Bewufstsein gekommen; er gehört zu den vielen, welche dieselbe urteilslos hinnahmen. Die äufseren Vorgänge in Mainz dagegen teilt der Verfasser in klarer, übersichtlicher Fassung mit, und deswegen wollen wir ihm dankbar sein [2]).

a. Die Lebensbeschreibung.

Es ist nicht zu verwundern, dafs zur Zeit der Kreuzzüge, wo die geistige Macht der Kirche sich am schärfsten äufsert und die Völker sogar in ihren Dienst stellt, auch das Schrifttum vorwiegend geistlichen Stoffen sich zuwendet. Das Mönchtum, nicht die weltliche Geistlichkeit, beherrschte die Kirche; Mönche safsen auf vielen Bischofstühlen, aus den Klöstern holte man sich damals vielfach die Päpste. In Deutschland besonders lenkten kirchliche Anschauungen alle Gemüter, Klöster aller Art entstanden in grofser Zahl. Die Prämonstratenser und Cisterzienser vorzugsweise gewannen damals grofsen Einflufs, ihre Gründer sind zugleich grofse Staatsmänner, ihr Wirken ist für die Geschichte Deutschlands und Frankreichs von einschneidender Bedeutung geworden. Wer die Geschichte der Germanisierung des Ostens verfolgt, kann die Ordensbrüder im weifsen Gewande nicht übersehen.

Norbert der Heilige, Erzbischof von Magdeburg (1126—1134), ist Gründer des Prämonstratenser- oder auch Norbertinerordens gewesen. Aus edlem Geschlechte am Niederrhein entsprossen, war er Kaplan Heinrichs V. und begleitete diesen 1111 auf dem Zuge nach Italien. Eine wunderbare Rettung aus drohender Gefahr — ein Blitzstrahl fuhr dicht neben ihm in die Erde — bestärkte ihn in seinem Vorsatze, der Welt zu entsagen. Er trat in das Kloster zu Siegburg, band sich aber nicht an einen festen Ort, sondern zog, gestützt auf eine päpstliche Erlaubnis, predigend umher; sein Erbteil verschenkte er, um ganz der Welt entsagen zu können. Norbert wurde dann Abt im Martinskloster zu Laon und gründete später mitten in der Wildnis das Kloster Prémontré (pratum monstratum). Um ihn versammelte sich eine Schar eifriger Anhänger, welche gegen die verweltlichte Kirche und Geistlichkeit durch ein Büfserleben und feurige Predigten zu Felde zogen.

1126 wurde Norbert zum Erzbischofe von Magdeburg erwählt, es beginnt der zweite Abschnitt seines Lebens. Er stellte wieder Ordnung und Zucht unter der Geistlichkeit her, verfuhr aber dabei so strenge und rücksichtslos, dafs ihm nirgends gröfsere Feinde erstanden, als in seinem Bistum; sogar Anschläge gegen sein Leben wurden unternommen. Den Heiden das Christentum zu bringen, war sein unausgesetztes Bemühen; nicht gern sah er Ottos von Bamberg Kreuzfahrt zu den Pommern, der ganze Osten war seines Erachtens das Ackerfeld des Magdeburger Stuhles. Mit keinem Kirchenfürsten hat Lothar innigere Beziehungen geknüpft, als mit Norbert, in allen wichtigen Angelegenheiten war dieser sein Berater. Dafs der Kaiser sich für Innocenz II. gegen Anaklet erklärte, ist Norbert zu verdanken. Wir finden diesen mit dem Kaiser 1132 in Rom; sein Werk sind die „Zugeständnisse“ der Kurie an Lothar in betreff der Mathildischen Güter und die Erneuerung des Wormser Konkordats, seine Belohnung aber auch die Gewährung der Metropolitanrechte über Polen und Pommern an das Erzbistum Magdeburg, sowie das Erzkanzleramt für Italien.

Norbert starb 1134, einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit, als Mönch ohne Fehler und Leidenschaft, aber eifriger Verfechter der gregorianischen Anschauungen. Ihm allein verdankt das Papsttum den weiteren Bestand und die fernere Gültigkeit des Wormser Konkordats, da an seinem Widerspruche die Forderungen Lothars, das alleinige Recht der Investitur für den deutschen König, scheiterten. Als Erzbischof war Norbert tätig, die Macht seiner Kirche zu heben; wenn es nicht gelungen ist, Magdeburg zur Metropolitankirche des Ostens dauernd zu gestalten, so war nur sein baldiger Tod daran schuld. Als Mensch dagegen hat er bedeutende Schwächen; Neid auf fremde Verdienste sowie Herrschsucht werden ihm

mit Recht vorgeworfen, auch soll er keinen persönlichen Freund gehabt haben.

Seine Lebensbeschreibung, *vita Norberti*[3]), ist doppelt verfafst, die spätere (B), schon lange bekannt, aber nur eine Verarbeitung der älteren und besseren (A), da diese in manchen Punkten unsere einzige Quelle, auch für Reichsgeschichte, bildet. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob beide aus einer gemeinschaftlichen, verlorenen älteren Quelle (a) geflossen sind, wie Rosenmund behauptete, aber darin stimmen wir bei, dafs die ältere (A) kein einheitliches Werk ist, und denken uns die Entstehung etwa so, dafs die (in Prémontré?) gemachten Aufzeichnungen (d) über die jüngeren Jahre Norberts in Kappenberg oder Magdeburg durch Nachrichten aus seinem späteren Leben erweitert und zu einem Ganzen verarbeitet wurden. Die Verfasser beider Lebensbeschreibungen sind nicht bekannt, jedenfalls aber waren es Mönche des Ordens. (Vgl. den verwickelten Streit bei Wattenbach II. 263.)

Norbert hat aufser Prémontré noch andere Klöster gestiftet und in Magdeburg das schon bestehende Stift Unser Lieben Frauen zur Pflanzstätte der Norbertiner im Osten erhoben, von wo nach seinem Tode der Kampf gegen die heidnischen Wenden geführt worden ist. Aufserdem vermochte er den Grafen Otto von Röblingen zur Gründung des Klosters Gottesgnaden in Sachsen zu bewegen (1131), welche Stiftung uns in einer kleinen, gleichnamigen Schrift erzählt ist[4]).

Von grofser Bedeutung aber war es, dafs der Prämonstratenserorden in Westfalen festen Halt fand. Der Graf Gottfried von Kappenberg im Münsterlande übergab Norbert seinen ganzen Besitz, im ganzen drei Burgen, unter diesen das Stammschlofs Kappenberg, und trat selbst mit seiner Frau, einer Tochter des Grafen von Arnsberg, sowie seinem Bruder Otto in den Ordensstand.

Das Leben Gottfrieds, *vita Godefridi*[5]), zu beschreiben war daher eine Tat der Dankbarkeit, der sich Mönche des Klosters unterzogen, wenn auch nicht in der Weise, wie wir es heute wünschen möchten. Aus den drei Bearbeitungen, die sich erhalten haben, davon eine in Versen, kann man nicht viel Wissenswertes erfahren; wir verstehen aber den Hafs der Kappenberger Mönche gegen den Grafen von Arnsberg, der das reiche Erbe seines kinderlosen Schwiegersohnes dem Orden zu entziehen versuchte.

Beide Lebensbeschreibungen, sowohl des hl. Norbert als des Grafen von Kappenberg, liefern uns ein getreues Bild von den Anschauungen entschwundener Geschlechter; man entäufserte sich des irdischen Besitzes, um den Himmel zu gewinnen. Indessen spielt unseres Erachtens der hl. Norbert sowohl bei der Gründung von Gottesgnaden, als der Erwerbung Kappenbergs (Kap. 15) eine zweifelhafte Rolle; er hat das getan, was man in Westfalen noch heute von solchen Schenkungen sagt, er hat beiden Grafen „die Hufeisen ausgezogen“.

Ein ganz anderer Mann war Albero, Erzbischof von Trier (1131—1152), dessen Lebensbeschreibung[6]), von Balderich, dem Vorsteher der dortigen Domschule verfafst ist. Von vornehmen, französischen Eltern geboren, trat er später der streng kirchlichen Partei bei und durchlief in engem Anschlusse an Rom eine glänzende Laufbahn. Dabei aber war Albero nichts weniger als ein kasteiender Mönch. „Er hielt ein glänzendes Haus und liebte die Freuden der Tafel, die er bis spät in die Nacht ausdehnte; durch seine heitere und witzige Unterhaltung wufste er seine zahlreichen Gastfreunde über die Stunden zu täuschen. Da erzählte er wohl jene wunderbare Geschichten, wie er sich als Pilgerin verkleidet durch die Feinde geschlichen und den Metzern das päpstliche Interdikt in die Stadt getragen und auf

dem Altare des Domes niedergelegt, oder wie er, von Heinrich V. verfolgt, unter den mannigfachsten Verkleidungen doch den Weg nach Rom gefunden, ja sogar als lahmer Bettler eine Zeitlang den Hof des Kaisers begleitet und unter dem Tisch gesessen, als sich der Kaiser mit seiner Gemahlin gerade über die gegen ihn zu treffenden Maſsregeln beraten habe. — Er bedachte lange, was er unternahm, aber sobald er die Sache angriff, war er des Erfolges sicher; wenn sich der Gegner geborgen glaubte, gerade dann war er ihm in das Garn gegangen und verloren. Albero wünschte, daſs alle Welt von ihm sprach, und tausend Sonderbarkeiten des klugen Mannes sollten vielleicht nur dazu dienen, seinen Namen in dem Munde der Leute herumzutragen."

Sehr bezeichnend ist es, was damals schon die Kurie dem Kaiser zu bieten wagte. Albero, vom Domkapitel in Trier zum Erzbischofe gewählt, erhielt nicht Lothars Bestätigung, wohl aber in Rom gegen die Bestimmungen des Konkordats die Weihe und besetzte Trier mit Waffengewalt. Statt nun den Eindringling als Friedensbrecher zu behandeln, lieſs sich Lothar von dem gewandten Manne umstimmen und erteilte ihm 1132 die Investitur. Das war schwach gehandelt, aber Alberos Dank für des Kaisers Milde war schnöder Undank. Denn der Erzbischof von Trier hat nach Lothars Tode die ordnungswidrige Wahl Konrads III. ganz allein ermöglicht, er war Heinrichs des Stolzen gröſster Feind. Am meisten aber müssen wir es beklagen, daſs Albero als Franzose, der das Deutsche nur gebrochen sprach, kein Gefühl für Deutschlands Bestes besaſs, sondern seinen ganzen Einfluſs ausländischen Interessen zur Verfügung stellte. Wer etwa daran zweifelt, daſs das Papsttum Deutschland schon damals als Provinz und den Kaiser als päpstlichen Statthalter zu behandeln versuchte, der muſs diese Zeiten deutscher Geschichte in erster Linie betrachten; sie sind mindestens sehr belehrend.

Albero tat aber als echter Romane auch dem Papste nichts umsonst; dieser ernannte ihn 1137 zum Legaten in Deutschland, damit zum einflufsreichen Kirchenfürsten, und liefs später, als er Albero in der Angelegenheit des Klosters St. Maximin nicht gefällig war, eine offene Beschimpfung seiner Bulle straflos hingehen.

Albero starb 1152, einer der klügsten und gewandtesten Menschen seiner Zeit, aber charakterlos und besonders kein Deutscher, weder von Geburt noch Gesinnung.

Seine Lebensbeschreibung, *gesta Alberonis auctore Balderico*[7]), ist ein treffliches Werk und zeigt den Erzbischof so, wie er war; besonders anziehend ist beschrieben (Kap. 15) die Wahl Konrads. Wenn wir auch mit Balderich in das Lob Alberos (Kap. 28, 29) so uneingeschränkt nicht einstimmen können, dem Biographen kann man die Anerkennung nicht versagen.

Unter den Männern, welche damals entschiedenen Einflufs auf die Geschicke der Kirche besafsen, ist besonders der Abt von Clairvaux, Bernhard[8]), zu nennen. Wenn nämlich das Papsttum in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zu höchster Machtentfaltung gelangte, so ist dieses gröfstenteils Bernhards Tätigkeit zu verdanken. Er war kein Genie, der, wie Gregor VII., neue Bahnen einschlug, überschaute aber die gegebenen Verhältnisse mit klarem Blicke und verfolgte sein Ziel mit bewunderungswürdiger Tatkraft. Der zweite Kreuzzug ist Bernhards Werk, dessen Mifslingen hat er nicht zu verantworten. Die päpstliche Allgewalt ist ihm Glaubenssatz, alle anderen Gewalten bestehen nur durch das Papsttum und besonders für dieses. Der Papst ist Herr der Welt; Herrscher und Völker sind seine Knechte und Untertanen. Wir können hier, da Bernhards von Clairvaux Wirken vorzugsweise nicht Deutschland berührt, das Leben des bedeutenden Mannes nicht näher beleuchten, mufsten aber in kurzen Worten auf ihn verweisen.

Dagegen ist Wibald, Abt von Stablo und Korvei (gest. 1157), durch seine Briefsammlung[9]) einer der besten und zuverlässigsten Gewährsmänner, besonders für die letzten Zeiten Konrads III.; er wurde nämlich der einflufsreichste Berater des Reichsverwesers Heinrich, als Konrad III. den Kreuzzug unternahm. Der Schwerpunkt des Urkundenbuches liegt daher zwischen 1146—1152, in welchem Jahre Wibald als Staatsmann besonders hervortritt. Die Briefe sind von ihm oder Fürsten und hervorragenden Männern, besonders Konrad III., geschrieben und bieten für die Geschichte eine besonders wertvolle Unterlage, weil sonstige Quellen nur dürftig vorhanden sind. Der erste Teil dieses Konzeptbuches bis 1146 ist verloren, die Ersatzstücke aus dem Registrum des Petrus Diaconus von Monte Cassino nur sehr wenig Vertrauen erweckend; nach 1152—1157 fliefst die Wibaldsche Quelle nicht mehr so reichlich, wie wir wünschen möchten.

Zuletzt sei eines Mannes gedacht, der durch Geburt und Anlagen zu den hervorragendsten Männern seiner Zeit gehörte, dessen grausiger Tod damals allgemeines Entsetzen verursachte. Arnold von Selenhofen, kaiserlicher Kanzler, entstammte einem alten Mainzer Geschlechte und erhielt nach der Absetzung des Erzbischofs Heinrich besonders wegen seiner Freundschaft mit Friedrich I. den Mainzer Stuhl. Sein strenges Auftreten gegen die Geistlichkeit, die alte Feindschaft seines Hauses mit dem Mainzer Geschlechte der Meingot erweckte ihm Kämpfe aller Art, die zwar teilweise gütlich beigelegt wurden, aber doch seine Stellung in der Stadt selbst erschwerten und erschütterten. Eine von Arnold 1158 zum Zuge nach Italien erhobene Kriegssteuer war die Veranlassung zur sog. Mainzer Revolution, in deren Verlaufe das Kloster St. Jakob bei Mainz verbrannt und der Erzbischof, welcher sich in demselben verschanzt hatte, auf die schimpflichste Art ermordet wurde (1160).

Das Leben und Martyrium Arnolds, *vita et martyrium Arnoldi*[10]), unmittelbar nach diesem Ereignisse von einem unbekannten Verfasser, sicher aber einem Geistlichen, in lobrednerischer Weise geschrieben, gewährt uns über die wahren Ursachen des Aufstandes nicht so befriedigende Nachrichten, als über die Reichsgeschichte der fünfziger Jahre, besonders der italienischen Verhältnisse. Weil Arnold auf dem Konzil von Pavia so eifrig die Partei des kaiserlichen Papstes Victor IV. verfochten, hat man die Ermordung den Anhängern Alexanders, aber mit Unrecht, beigemessen. Wahrscheinlich ist die Mainzer Bürgerschaft, welche zudem aufgehetzt war, allein schuld, da sie durch Ermordung des verhafsten Erzbischofs Selbständigkeit zu erlangen hoffte.

Friedrichs I. Strafgericht über die Stadt war furchtbar; ihre Mauern wurden geschleift, die Privilegien vernichtet, der alte Glanz des goldenen Mainz schwand für immer. Diese Verhältnisse beleuchtet das *chronicon Christiani Moguntinum*[11]) (1152—1251), das man dem 1251 abgesetzten Erzbischofe Christian mit Unrecht zusprach. Verfafst ist es nach Will von dem damaligen Weihbischofe Christian, der später Bischof von Lithauen wurde. Diese Chronik, auch *liber de calamitate eccl. Moguntinae* genannt, gibt in den drei ersten Kapiteln eine genaue Übersicht der grofsartigen Schätze der Mainzer Kirche, deren Verlust den Verfasser zu wehmütigem Ausrufe des Schmerzes veranlafst. Es werden in dem Werke nicht so sehr das Leben und die Taten der Erzbischöfe und die Schicksale der Stadt erzählt, sondern, wie der Glanz der Kirche verblafst sei. Der Verfasser beginnt mit der Absetzung Heinrichs und bekennt sich als Gegner Arnolds. Seine eigene Zeit behandelt er kurz, zählt die weltlichen und geistlichen Fürsten der damaligen Zeit auf und ist besonders Feind des Erzbischofs Siegfried, der ihm allzu kriegerisch erscheint. „Er selbst (Christian), der von

Jugend auf mit priesterlichen Verrichtungen sich beschäftigt hatte, war zu mild für die eiserne Zeit, weshalb König Wilhelm und kriegslustige Laien seine Absetzung betrieben. Da legte er selbst (1251) seine Würde nieder."

Die damalige Zeit verwilderte überhaupt immer mehr; von 1066—1365 zählt man im ganzen 16 Morde von Bischöfen und Erzbischöfen. Im elsässischen Kloster Marbach ermordeten z. B. 1214 die Chorherren nachts den Propst Rudolf ohne jeden stichhaltigen Grund. Am meisten Entsetzen erregte 1225 die Ermordung des Erzbischofs Engelbert von Köln (1216—1225), der, nach übereinstimmendem Urteile einer der besten Reichsfürsten seiner Zeit, durch strenge Zucht der Geistlichkeit und dem teilweise verkommenen westfälischen Adel verhafst geworden war. Bei der Rückkehr von Soest wurde der Erzbischof von dem Grafen von Isenburg, seinem Vetter, und anderen Raubrittern in der Nähe von Schwelm auf der Höhe von Gevelsberg ermordet. Zuerst erhielt er eine tiefe Wunde am Kopf, dann schlug man ihm die Hand ab; der durch fast fünfzig Wunden unkenntliche Leichnam wurde ins Gebüsch geworfen. (Kap. 7.)

Offen wurde der niedrige Grund dieser feigen Tat ausgesprochen: „Apprehendite et tenete eum, quia fortior nobis efficitur vir. — Caedite latronem, caedite, qui et nobiles exheredat et nemini parcit." Hierüber berichtet Cäsarius von Heisterbach in seiner Lebensbeschreibung Engelberts, *vita Engelberti*[12]), in trefflicher Weise; die Ermordung verzeichnen als Aufsehen erregende Tat unter anderen die Bistumschroniken von Trier und Metz.

b. Die Lokalchronik.

Es liegen uns verschiedene Bistums- und Klosterchroniken vor, welche allerdings weniger für Reichsgeschichte in Betracht kommen, aber durch manche Aufzeichnungen unsere Aufmerksamkeit erfordern.

Die Bistumsgeschichte von Magdeburg, *gesta epp. Magdeburgensium*[13]), (Teil I bis 1023) erwähnten wir schon oben; die Fortsetzung bis 1142 mit reichem Stoff besonders aus Bruno ist sonst nicht reichhaltig, aber für den Erzbischof Norbert (1126—1134) besonders und dessen Nachfolger Konrad bemerkenswert; die Tätigkeit der beiden Kirchenfürsten wird gebührend hervorgehoben. Die weiteren Fortsetzungen bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts werden erst von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ab reichhaliger; dieser Teil kommt aber für uns nicht in Betracht.

Auch die Chronik des Merseburger Bistums, *chron. epp. ecclesiae Merseburgensis*[14]), dessen erste vierzehn, meistens antikaiserliche (Willrich) Bischöfe bis 1137 regierten, mag erwähnt werden. Erst lange nachher fügte man eine Fortsetzung bis 1320, im ganzen vier hinzu, die bis 1514 reichen. An der Chronik arbeiteten, nach Willrich, überhaupt sechs Autoren und zwei Interpolatoren, daher die Ungleichheit der einzelnen Teile.

Eine Klostergeschichte, *chr. Gosecense*[15]), besafs Goseck zwischen Naumburg und Weifsenfels, die in zwei Büchern bis 1153, dem Abte Nentherus reicht. Den Verfasser sowohl, der aber ein Mönch des Klosters war, wie die Zeit, wann die Chronik abgefafst ist, kennen wir nicht. Die Nachrichten über Reichsangelegenheiten sind nicht häufig (II, 6, 17), wohl aber über die Familie der Gründer.

In Metz hatte das geistige Leben in früherer Zeit mehr geblüht, als im zwölften Jahrhundert, wenn es auch nie erloschen war; wir erinnern nur an die Tätigkeit Sigeberts von Gembloux und die Lebensbeschreibung des Bischofs Adalbero. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts nun schrieb ein ungenannter Verfasser die Taten der Bischöfe von Metz[16]) bis 1164, in dürrer, magerer Form; wenig Geschichte finden wir, aber viele Fabeln und einiges über kirchliche Überlieferung mit vielen

Fehlern. Gehaltvoller sind die drei Fortsetzungen bis 1189, bis 1260, bis 1296.

Die beste Bistumschronik liefert der äufserste Westen; es ist die von Verdun, *gesta epp. Virdunensium*[17]), bis 1144, verfafst von dem Lütticher Mönche Laurentius, der sich zeitweise in Verdun aufhielt.

Berthar, der erste Geschichtschreiber der dortigen Kirche, und seine Fortsetzer hören, wie wir früher feststellten, 1047 auf. Laurentius behandelt zunächst die folgenden dreifsig Jahre sehr kurz, wird aber später, als der Kampf zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. ausbricht, gesprächiger. Er ist Gegner dieses Kaisers und Heinrichs V. (vgl. 1111), freut sich aber, dafs der alle Ordnung untergrabende Kampf endlich aufhört (1122). Die Fortsetzung (1143—1147) ist wahrscheinlich auch von ihm verfafst; weitere Fortsetzungen (1156—1186, 1197—1250) sind sehr dürftig und ohne gröfsere Bedeutung.

Dagegen gewinnt die dritte Fortsetzung der Bistumschronik von Trier, *gesta Treverorum*[18]), deren erste Teile bis 1152 reichen, von 1152—1190 grofse Bedeutung, nicht so sehr für die Zeit der Erzbischöfe Hillin und Arnold, wohl aber für die letzten sieben Jahre (1183—1190), wo der unbekannte Verfasser den Trierer Wahlstreit mit grofser Ausführlichkeit an Hand von Quellenschriften erzählt und dadurch selbst eine Quelle ersten Ranges für das Reich wird. Sein Standpunkt in dieser Wahlangelegenheit, wo der Papst, um nicht den Kreuzzug Barbarossas zu verhindern, nachgeben mufste, ist der eines Unparteiischen, wie Giesebrecht und Scheffer-Boichorst rühmend hervorheben.

Die vierte Fortsetzung (1190—1242) wurde ebenfalls von einem unbekannten Verfasser, der aber ein Geistlicher war, geschrieben, dürftig über Heinrich VI., besser die Folgezeit, aber teilweise ohne entsprechende chronologische Anordnung. Für Friedrich II. ist besonders

hervorzuheben der eingehende Bericht über die Seeschlacht (1241), in welcher der Kaiserliche Admiral die genuesische Flotte besiegte, sowie die sehr bemerkenswerte Auskunft über den Ketzerrichter Konrad von Marburg und dessen endliche Ermordung. Den Schlufs, die fünfte Fortsetzung (1242—1259), bildet die anfangs (bis 1250) doppelt erhaltene Lebensgeschichte des Erzbischofs Arnold, welche aber wenig zuverlässig ist, „da der Verfasser ohne Zweifel von einem offiziellen Standpunkte aus geschrieben hat. So mufs man leider gerade die (an sich nicht unrichtigen) Nachrichten, welche er allein bringt, mit einer gewissen Vorsicht aufnehmen, und der eigentliche Wert seiner Arbeit als Geschichtsquelle wird dadurch sehr beeinträchtigt". Entstanden ist dieser Teil nach Waitz im Kloster St. Matthias[19]).

An dieser Stelle möchten wir die Chronik von Hennegau, *chr. Hanoniense*[20]), des Probstes Gislebert von Mons erwähnen. Der sog. Hennegau, heute zu Frankreich und gröfstenteils Belgien gehörig, das Gebiet der Sambre, hochberühmt durch Bergwerke auf Eisen und Kohlen (Mons, Charleroi, Valenciennes) und Fruchtbarkeit des Bodens, kam 1036 nach dem Aussterben der alten Grafen durch Heirat der Erbtochter Richilde an Balduin VI. von Flandern, der sich dann in Hennegau Balduin I. nannte. Nachdem schon seinem Sohne die Erbschaft entrissen war, gelang es Balduin V., beide Länder wieder zu vereinigen (1191). Diese Zeit hat uns Gislebert in der Chronik geschildert. Held derselben ist eben der tatkräftige Balduin, welcher zu den Erbländern noch das abgerundete Namür erwarb und somit den Kern des heutigen wallonischen Belgiens in seiner Hand vereinigte (1168—1195).

Um dem Werke eine Unterlage zu verleihen, erzählt Gislebert vorher die Geschicke des Hennegaus, soweit sie für die Zeit Balduins nötig sind. Das Werk ist also, wie Hantke nachweist, ein einheitliches Ganzes, nicht, wie von

französischen Gelehrten behauptet wurde, Bruchstück eines gröfseren; es kommt Gislebert, dem Kanzler des Grafen, eben darauf an, das Leben Balduins, dem er sehr verbunden zu sein scheint, zu erzählen. Geschrieben hat er sofort nach Balduins Tode (1195), obwohl sein eigener Tod erst zwischen 1223—25 erfolgte.

Der geschichtliche Inhalt der Chronik kann nicht von hervorragender Bedeutung sein, da das kleine Land eben keine politische Rolle spielte. Wer sich aber unterrichten will über mittelalterliches Kanzleiwesen, über Rechts- und Verfassungsfragen, über Stand- und Rangverhältnisse, der greife zur Hennegauer Chronik. Ihr Verfasser war im Auftrage seines Herrn und mit diesem fast ein dutzendmal bei Friedrich I. und Heinrich VI., kannte die meisten deutschen Fürsten und Grofsen persönlich und nimmt bei Aufzählung der handelnden Personen peinlich Rücksicht auf ihre Rangverhältnisse. Was wir bei den meisten mittelalterlichen Geschichtschreibern vermissen, die Erörterung juristischer Fragen, genaues Eindringen in die Rechtsverhältnisse damaliger Zeit, Gislebert entgeht nichts dergleichen, und mit oft zu grofser Weitschweifigkeit behandelt er die förmliche Seite seines Stoffes. Aus diesen Gründen hat die Chronik einen grofsen Wert und verliert, nicht zu ihrem Nachteil, den örtlichen Charakter.

c. Die Jahrbücher.

Die Entwicklung und Blütezeit der Annalistik ist noch nicht vorüber. Überall entstehen Werke dieser Art, die schon vorhandenen werden fortgesetzt, ergänzt und umgearbeitet, aber meistens gewinnt dabei nur der Umfang, nicht der Geist der Jahrbücher.

Verhältnismäfsig wenig ist von diesem gewifs umfangreichen Schrifttum erhalten; vieles ging ganz verloren, oder ist überhaupt nicht einmal durch Vermutung nach-

weisbar, von anderen sonst unbekannten Werken haben sich noch Spuren erhalten. So hat es (Waitz, Bernheim) in Sachsen eine Chronik gegeben, welche hauptsächlich sagenhafte Geschichten[21]) enthielt, nämlich „was man sich im Volksmunde von Heinrich I. und den Ottonen erzählte“. Diese Aufzeichnungen, welche besonders in die sächsischen Annalisten und die Poehlder Jahrbücher übergegangen sind, mögen im Bistum Hildesheim, vielleicht in Gandersheim, entstanden sein.

Ein zweites verlorenes Werk, aber geschichtlichen Inhalts, eine Reichschronik[22]), wird ebenfalls nach Sachsen verwiesen, und zwar nach Nienburg an der Saale. Benutzt sind Regino, die Quedlinburger und gröfseren Hildesheimer sowie die Rosenfelder Jahrbücher, Frutolf-Ekkehard, Lambert, Adam von Bremen und Godehards Lebensbeschreibung. „Als wertvollstes, weil sonst unbekanntes Element, sagt Wattenbach, kommen dazu verlorene sächsische Annalen, welche Günther vermutungsweise nach Nienburg an der Saale setzt, eine Vermutung, welche Scheffer-Boichorst fast zu völliger Gewifsheit erhoben hat; er nennt deshalb das ganze Werk Nienburger Annalen[23]). Hier also wäre danach unter Abt Arnold (1134—1166) die Kompilation aus jenen Quellen mit Benutzung einheimischer Aufzeichnungen entstanden — hier wäre dann auch die wertvolle Fortsetzung hinzugefügt, welcher am ausführlichsten beim Annalista Saxo der vortreffliche, augenscheinlich von einem Augenzeugen herrührende Bericht über Lothars letzten italienischen Feldzug entnommen ist.“ Die Handschrift des Annalista Saxo bricht 1139 ab, und weiter haben sich die Nienburger Jahrbücher nicht nachweisen lassen, das dritte, aber annalistisch aufgebaute, verlorene Werk für den Anfang des 12. Jahrhunderts. Ein viertes werden wir später festzustellen haben.

Für die letzten fränkischen Herrscher, sowie Lothar

besonders wichtig ist das eben erwähnte Sammelwerk, welches unter dem Namen Annalista Saxo[24]) zu so hoher Berühmtheit gelangte. Wir verstehen unter dem sächsischen Annalisten ein dickleibiges, umfangreiches Werk, wissen aber nicht, von wem, wann und wo es angelegt wurde. Gundlach hält neuerdings den Magdeburger Domherrn Dietrich von Ammensleben für den Verfasser, ohne dafs wir uns mit der Vermutung befreunden könnten. Weil besonders das Bistum Halberstadt berücksichtigt ist, hat Waitz den Verfasser nach dieser Stadt verwiesen; da die ganze Kompilation bis 1139 reicht, mag der Abschreiber, dessen Urschrift wir noch besitzen, in der letzten Hälfte der dreifsiger Jahre oder anfangs der vierziger sein mühevolles Werk beendet haben.

Dem Annalisten genügte es fast ausschliefslich, alle möglichen Quellen früherer Zeiten zu benutzen; zuverlässig verfuhr er dabei, aber ohne Geist. Mit den Jahrbüchern von Pöhlde sagt er Adelbertus, mit denen von Magdeburg Adalbertus. Was nach Ausscheidung der uns bekannten Vorlagen, so besonders des Widukind, Regino, Adam, Cosmas, Bruno, Lambert, Bernold, Frutolf-Ekkehard, sowie vieler Jahrbücher, Ortschroniken und Lebensbeschreibungen noch übrigbleibt, ist an Umfang verhältnismäfsig gering, aber von grofsem Werte, da er besonders die beiden eben besprochenen sächsischen Reichschroniken ausschreibt, die sich später noch in den Pöhlder und Magdeburger Jahrbüchern wiederfinden, deren Inhalt also durch Vergleichung festgestellt werden kann. Auch die verlorenen Paderborner und Rosenfelder Jahrbücher und besonders eine verlorene Halberstädter Bistumschronik lagen ihm vor; endlich finden sich in seinem Werke eine Masse eigentümlicher genealogischer Angaben (so 1036, 40, 49, 70, 82, 83; 1103, 1106, 1117, 18, 24, 26, 30), welche auf mündlichen Mitteilungen zu beruhen scheinen und dem Annalisten eine gewisse Selbständigkeit sichern.

Nachdem man seit der Ausgabe von Waitz die Raubzüge des fleifsigen Sammlers ins einzelne hat verfolgen können, ist sein Wert bedeutend gesunken; der Annalista Saxo geniefst nur mehr den zweifelhaften Ruhm, einer der merkwürdigsten Abschreiber des Mittelalters zu bleiben und in seiner Art sich unsterblich gemacht zu haben.

Am Mittelrhein knüpfte man bei geschichtlichen Arbeiten naturgemäfs an die Chronik des Marianus Scottus an. Ein solches Werk liegt uns in den Jahrbüchern von Disibodenberg[25]), *ann. St. Disibodi*, einem Kloster an der unteren Nahe, bis 1147 (1168), vor, erreicht aber den Wert der vorher besprochenen annalistischen Erzeugnisse bei weitem nicht. Sie sind bis 1117 teilweise Abschrift der Jahrbücher von Rosenfeld, St. Alban, besonders des Marianus, so dafs sie zeitweise für dessen Chronik gehalten sind; dann führen sie, nicht überall gleichmäfsig, zu den Anfängen Barbarossas. Das Werk enthält (z. B. 1090, 1100, 1111, 1147) Briefe und Aktenstücke, darunter ein Schreiben Heinrichs V. über den Investiturstreit. Heinrich IV. wird heftig angegriffen, aber 1106, nachdem der Annalist dem Kaiser nochmals alle Sünden ins Grab nachgeworfen, wegen seiner mildherzigen Sinnesart gelobt.

Die Erfurter Geschichtschreibung. *Monumenta Erfurtensia*[26]). Erfurt hat als Mittelpunkt von Thüringen stets eine führende Stellung in Mitteldeutschland behauptet; sogar das Erzbistum Mainz sah sich behufs besserer Verwaltung der von Norden nach Süden quer durch Deutschland sich erstreckenden Kirchenprovinz gezwungen, Erfurt zum Sitze der Verwaltung derselben zu machen. So konnte es nicht an Männern fehlen, welche sich geschichtlicher Tätigkeit zuwandten, die auf Lambert und Frutolf-Ekkehard fufst. Was sich an solchen Aufzeichnungen erhalten hat, wollen wir mit Holder-Egger der Übersicht halber in fünf Gruppen zerlegen.

1. A. Die *ann. S. Petri Erphesfurtenses antiqui* setzen Auszüge aus Lambert von Hersfeld, welche von 1038—1077 reichen, fort bis 1163. Dieses ist das älteste Erfurter Geschichtswerk.

2. B. Die *ann. S. Petri Erphesfurtenses breves* sind 1154—1155 angefertigt als Auszug von Lambert, ferrner als Abschrift der antiqui mit einigen Zusätzen; das Werk reicht bis 1154.

3. C. Zum drittenmal schrieb man, vielleicht Ende des zwölften Jahrhunderts, Lambert ab und setzte ihn von 1078—1181 fort, *ann. St. Petri maiores.* Diese Fortsetzung ist entstanden a) bis 1154 aus den Ann. breves (B), antiqui (A) bis 1163, und b) besonders bis 1181 aus anderen, vielleicht Reinhardsbrunner Jahrbüchern; diese letzte Quelle ist besonders wertvoll.

4. Die Jahrbücher (C) sind überliefert in Verbindung mit der 1276 entstandenen sog. Peterschronik, früher Chr. Sampetrinum genannt, heute als *Chronica S. Petri Erfordens. moderna* von Holder-Egger neu herausgegeben, welche aber erst für die spätere Stauferzeit von besonderem Werte ist und dort besprochen werden soll.

5. Für die Zeit Lothars hauptsächlich, aber auch Konrads III., wichtig ist ein Werk (D), welches sich zunächst als Abschrift Frutolf-Ekkehards, vermehrt durch Nachrichten aus Lambert, ausweist, dann aber eine Fortsetzung von 1125—1137 erhielt, die wörtlich auch in der Peterschronik (E) sich findet; diese Fortsetzung ist also entweder aus der Peterschronik oder besser einer beiden zugrunde liegenden, verlorenen Quelle entnommen und wird *ann. Lothariani* genannt, da sie für Kaiser Lothar Hauptquelle ist. Das Werk als Ganzes reicht bis 1149 und ist noch in andere Jahrbücher, wie die Pegauer (1116—1149), übergegangen; die Peterschronik ist mit ihm verwandt, auch aufserhalb der Jahre 1125 bis 1137.

B. Die Blütezeit der Staufer.

Otto von Freising.

Otto von Freising[27]) war der fünfte Sohn des Markgrafen Liutpold von Österreich, dem seine Gemahlin Agnes, eine Tochter Heinrichs IV., 18 Kinder gebar. Es ist noch nicht festgestellt, wann Otto das Licht der Welt erblickt hat, nach allgemeiner Annahme gegen das Jahr 1111. Das beste und damals am meisten gebräuchliche Mittel, eine grofse Zahl Kinder standesgemäfs zu versorgen, wurde auch von Liutpold angewendet; wir hören, dafs Otto die geistliche Laufbahn ergriff und ihm die Einkünfte des Stiftes Klosterneuburg für seine Ausbildung vom Vater zur Verfügung gestellt wurden. Die Studienzeit verbrachte er in Paris, wo ihn neben der geistlichen Wissenschaft besonders Philosophie und Geschichte fesselten.

Als Otto im Jahre 1133 in die Heimat zurückkehrte, liefs er sich in der Abtei Morimund, einem Cisterzienserkloster, bewegen, das Mönchskleid zu nehmen und dort zu bleiben. Er wurde sogar Abt, hat aber die Stellung nicht lange bekleidet, sondern folgte einem Rufe auf den Bischofsstuhl zu Freising (1137). Dieses Amt versah Otto bis zu seinem Tode (1158), nahm aber auch an den wichtigsten Angelegenheiten seiner Zeit persönlich teil. Wir finden ihn 1145 in Italien, er begleitete Konrad III. auf dem Kreuzzuge und gelangte, trotzdem seine Heeresabteilung völlig vernichtet war, sogar nach Jerusalem. Als Oheim Barbarossas stand Otto der Reichsregierung nahe und hat mehrfach in die Verhältnisse einzugreifen Gelegenheit gefunden. Dafs er mit dem Kaiser auch persönlich befreundet war, wissen wir aus seinen Werken.

Hohe Verdienste erwarb er sich um das Bistum Freising, welches bei seinem Amtsantritte sehr heruntergekommen war. Hierüber berichtet uns Rahewin, welcher

Ottos Werk Über die Taten Friedrichs fortgesetzt hat, ausführlich. (IV. 14.) „Er fand diese (Freisinger) Kirche fast aller Güter beraubt, ihr Vermögen verschleudert, ihre Gebäude verfallen, ihre Hörigen im Elend, keine oder nur eine dürftige Erinnerung an klösterliche Zucht: mit göttlicher Hilfe aber hat er es so weit gebracht, dafs, als er aus dem Leben schied, er dem Klerus Religion, den Hörigen Freiheit, der Kasse Fülle, Schmuck den Gebäuden zurückgegeben hatte, und sein Sorgen, Mühen und Verdienst um seinen bischöflichen Stuhl und seine Herde war so grofs, dafs er nicht sowohl nur ein Erneuerer, als ein Neubegründer des Bistums war.“ Besonders der hohe Adel, die Wittelsbacher, hatten das Eigentum des Klosters an sich gerissen und waren nur schwer zu bewegen, ihren Raub auszuliefern. Was Otto von diesen Herrn dachte, hat er in seiner Chronik (VI. 20) freimütig geäufsert: er nennt das Geschlecht des Pfalzgrafen Otto Tyrannen, welche in offener Gewalttätigkeit wüten, Diebstahl und Strafsenraub ergeben sind und ihr trauriges Leben durch Betteln fristen. Als der Bischof 1158 sein nahes Ende fühlte, begab er sich nach Morimund, seinem Lieblingskloster, und ist dort gestorben. Das Grab befindet sich unter dem Hochaltare.

Otto hat uns zwei Werke hinterlassen, 1. die Chronik (bis 1146), wie jetzt die Aufschrift lautet oder, wie er selbst schrieb, Das Buch von den zwei Reichen, *de duabus civitatibus* oder „Von der Veränderung der Dinge“. Alle Benennungen haben ihre Berechtigung [28]).

Das Werk ist eine Chronik, insofern es in acht Büchern vom Anfange der Welt bis auf Ottos Zeit fortschreitet und das seines Erachtens Wissenswerteste und Wichtigste enthält. Aber Otto bringt den Stoff nicht nach Art seiner Vorgänger ungeordnet, Nachricht reiht sich nicht lose und ohne inneren Zusammenhang an Nachricht, er nennt die Tatsachen

nicht ihrer selbst wegen, er verfolgt nicht den Zweck, möglichst viel zu bieten, sondern verknüpft die Ereignisse zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen und ordnet sie nach grofsen Gesichtspunkten, so dafs wir in der Chronik kein Nachschlagebuch für einzelne Begebenheiten besitzen, wohl aber ein Lehrbuch, welches den jeweiligen Stand der Machtverhältnisse der handelnden Personen oder Staatskörper genau festlegt und die in der Geschichte wirkenden sittlichen Grundsätze zueinander abwägt. Das ist der Unterschied zwischen dem durchsichtigen historischen Stil seiner Vorgänger und der zu philosophischem Tiefsinn, zu höherem Schwunge sich erhebenden Schreibweise Ottos, zwischen einer plana historica dictio und den altiora philosophica acumina.

Wenn der Verfasser sein Werk das Buch „Von der Veränderung der Dinge“ nennt, so gibt er schon durch die Überschrift der einzelnen acht Bücher seiner Auffassung Kunde. Diese Veränderlichkeit der Zeiten, sagt Otto, kann nicht stillstehen, und so entwickelte sich ein Zustand naturgemäfs aus dem vorhergehenden, ein Reich folgte dem anderen und aus ihm, „damit die törichten Menschen, die in irdischen und hinfälligen Dingen zu haften wünschen, wenigstens durch den Wechsel abgeschreckt werden, auf dafs sie vom Geschöpf zur Erkenntnis des Schöpfers durch das Elend des schnell vorübergehenden Lebens verwiesen werden“. — Das Reich der Römer — ist durch so viele Wechselfälle vornehmlich in unseren Tagen aus dem erhabensten beinahe das geringste geworden, so dafs von Rom, vom römischen Senat und Volk der Dichter jenes Wort gesprochen zu haben scheint: Kaum noch besteht vom grofsen Namen ein Schatten.

Das Reich nämlich, das von Rom auf die Griechen, von den Griechen auf die Franken, von den Franken auf die Langobarden, von den Langobarden auf die Deutsch-

franken überging, ist nicht nur an Alter ein Greis geworden, sondern hat auch durch seine eigene Bewegung — mannigfachen Schmutz und mancherlei Entstellungen an sich gezogen.

Von Ägypten, sagt Otto weiter, ging die Wissenschaft auf die Griechen, dann auf die Römer, endlich auf die Gallier und Spanier, alle Wissenschaft ging vom Orient auf den Occident und findet dort ihr Ziel. „So wird dadurch die Flüchtigkeit und das Schwinden der Dinge angezeigt, was wir auf den folgenden Blättern nachweisen wollen.“

Zwei Reiche gibt es nach Otto, ein irdisches und göttliches. Haupt des ersteren ist der Kaiser, des zweiten die Kirche und deren Vertreter, der Papst. Beide können nicht voneinander getrennt werden, ohne dafs sie Schaden leiden, ja sie bilden geradezu ein Ganzes. „Niemand glaube, dafs wir das christliche Kaisertum von der Kirche trennen. Denn zwei Personen müssen bekanntlich in der Kirche Gottes sein, eine priesterliche und eine königliche, und man möge sich daran erinnern, dafs wir oben sagten, es habe seit der Zeit Theodosius' des Älteren bis auf unsere Zeit sich die Geschichte nicht mehr um zwei Staaten, vielmehr fast nur um einen und zwar gemischten Staat gedreht.“

Diese Verschmelzung, unnatürlich an sich, wurde unhaltbar, sobald die beiden Gewalten an Kraft gleich wurden; sie gereichte dem weltlichen Oberhaupte zum Verderben. „Es fehlt nicht an Leuten, welche behaupten, Gott habe dazu das Reich (Deutschland) erniedrigen wollen, um die Kirche zu erhöhen. Nun ist durch des Reiches Kräfte und die Gunst der Könige — daran zweifelt niemand — die Kirche erhöht und reich geworden, und es steht fest, dafs sie nicht eher das Reich so erniedrigen konnte, als bis dieses selbst, durch seine Liebe zum Priestertum entnervt und seiner Kräfte beraubt, nicht nur das

Schwert der Kirche, d. i. das geistliche, sondern auch durch sein weltliches Schwert durchbohrt vernichtet wurde. Das zu beurteilen oder zu besprechen geht über unsere Kräfte. Es dürften jedoch vor allem die Priester der Schuld zu zeihen sein, welche das Reich mit ihrem Schwerte, das sie doch selbst von der Könige Gnade haben, zu schlagen wagen."

Also: Sogar Otto von Freising, der treue Sohn der Kirche, der Mönch, welcher als Bischof stets das Mönchsgewand trug, kommt zu dem Ergebnis, dafs die Kirche an den jede Ordnung zerstörenden Kämpfen die Schuld trägt, er zeiht sie der Undankbarkeit, ihre Diener der Herrschsucht und bemerkt, dafs der Bannstrahl zuerst gegen die deutschen Könige geschleudert wurde. „Ich lese wieder und wieder die Taten der römischen Kaiser und Könige und nirgends finde ich, dafs irgendeiner von ihnen vor diesem (Heinrich IV.) vom römischen Bischofe gebannt oder des Reiches beraubt worden sei, man müfste es denn für eine Bannung halten, dafs Philippus (dieser gilt als erster christlicher Kaiser) auf kurze Zeit vom römischen Bischofe unter die Büfsenden gestellt und Theodosius vom seligen Ambrosius wegen seiner Bluttat von den Schwellen der Kirche ausgeschlossen worden ist."

Die Wahrnehmung nun, dafs der Kampf der beiden Staaten auf dieser Welt so böse Zustände hervorgerufen hat, erfüllt Otto mit Schmerz und Überdrufs. Diese Auffassung der Verhältnisse gibt sich überall kund; es ist die amaritudo animi, welche den Pessimismus der Chronik hervorruft und das ganze Werk beherrscht. Wir, die wir heute in einem geordneten, einheitlich gestalteten, nach festen Grundsätzen beherrschten Staatswesen leben, welches nach freiem Ermessen und nicht im engen Zwange seine Zugeständnisse anderen Gewalten macht, wir fühlen mit dem patriotischen Bischofe, den tausend Bande an den Staat und seinen Herrscher, aber auch ebensoviele Rück-

sichten an sein geistliches Oberhaupt ketteten. Wir verstehen seinen Schmerz, dafs alles hadert und Deutschland so tief gesunken ist; wir begreifen die Gröfse seiner Empfindung, welche in so wehmütigen Worten zutage tritt.

Besonders am Ende der Chronik, wo er von der Weltlage seiner Zeit berichtet, drückt Otto seine Mifsstimmung ganz unverhohlen aus. „Bei uns aber erscheint die Verwirrung jetzt so schlimm, dafs man nicht nur im übrigen Teile des Jahres mit Plünderung und Brandschatzung alles verwüstet, sondern sich selbst nicht scheut, während der Fastentage und der Bufszeit gegen göttliche und menschliche Gesetze zu wüten. Wir werden schliefslich durch das Gedächtnis an die Vergangenheit, durch die Not der Gegenwart und durch die Furcht vor den zukünftigen Gefahren so bedrängt, dafs wir in uns stets die Antwort des Todes empfangen und Ekel am Leben empfinden. Und das um so mehr, da wir glauben, dafs sowohl wegen der Menge unserer Sünden, als wegen der scheufslichen Schlechtigkeit dieser stürmischen Zeit die Welt nicht lange mehr stehen kann, wenn sie nicht durch die Verdienste der heiligen Bürger des wahren Reiches Gottes, von denen auf der ganzen Welt zahlreiche, mannigfach und schön geschiedene Gruppen in Blüte stehen, noch gehalten würde.“

Otto von Freising schrieb seine Chronik (Red. I), von 1143—1146, spätestens bis 1147, und widmete sie — nomen est omen — einem Mönche des Klosters Weihenstephan, Isengrimm, der ihn zur Arbeit veranlafst habe. Als Kaiser Friedrich 1156 das Werk erbat, wurde es überarbeitet (Red. II), und daher rühren die verschiedenen Lesarten der einzelnen Handschriften. Freilich, andere Ansicht gab hier und da andere Worte, aber der Geist des Werkes blieb derselbe.

In der Vorrede weist Otto auf seine Quellen; es sind dieselben, die wir sonst bei Chronisten finden, für

ihn aber besonders Frutolf-Ekkehard; dessen Werk war die Fundgrube, aus der Otto reichlichen Stoff schöpfte, um denselben in so vorzüglicher Weise zu verarbeiten. Ohne Frutolf-Ekkehard, kann man sagen, kein Otto; in ihm erreichte die Chronik ihre höchste Ausbildung. Der Stoff wird gesondert und philosophisch zergliedert; die Tatsache ist ein Baustein, und diesen legt Otto an die richtige Stelle, um seinen Bau aufzurichten.

Otto ist in der Einteilung des Stoffes, der Annahme von Weltmonarchien, den Weltaltern, dem Zweistaatensystem nicht selbständig gewesen; er beruht hier durchweg auf Augustinus und den grofsen Chronisten des Mittelalters. Aber er gibt dem historischen Stoffe eine philosophische und, wo er vom theologischen Standpunkte kann, auch patriotische Beleuchtung. Das bleibt sein Verdienst, wenn er auch ganz in den Anschauungen des Mittelalters befangen ist. Er ist Höhe und zugleich Abschlufs des Gregorianischen Zeitalters.

Ungemein wertvoll sind seine geschichtlichen Rück- und Überblicke (VI. 17, 35, 36; VII. 9, 24) sowie die scharfen Urteile, welche er über die verschiedensten Verhältnisse gibt (z. B.: VI. 18, 22. 30). Wo seine Vorlagen ihn im Stiche liefsen, bei Otto II., III., Heinrich II.[29]), ist auch er sehr kurz, nur ein Kapitel ist jedem der genannten Herrscher gewidmet; andere dagegen, wie Heinrich IV., sind eingehend gewürdigt. Überhaupt hat derjenige Teil, wo Otto glaubwürdigen Männern folgt oder Erlebtes berichtet (VII. 11), den meisten Reiz und die prachtvollste Färbung.

Bei Beurteilung der Chronik überhaupt wollen wir nicht aufser acht lassen, dafs dieselbe geschichtlich den Höhepunkt der Werke dieser Art bezeichnet, nicht allerdings durch die Fülle der Tatsachen, sondern deren geistvolle Verknüpfung; gegenüber diesen Vorzügen treten die Mängel des Werkes völlig in den Hintergrund. Mag

auch die Veränderlichkeit der Zeiten noch so grofs sein und der Kampf der beiden Staaten, wie er ewig war, so auch ewig währen, die Chronik Ottos von Freising wird die Jahrhunderte überdauern.

2) Die Taten Friedrichs, *gesta Friderici*[30]), das zweite Werk Ottos, behandeln in zwei Büchern bis 1156 die Vorgeschichte des staufischen Geschlechtes sowie die vier ersten Regierungsjahre des Kaisers. Entstanden ist es zwischen 1157 bis 1158 und aufgebaut auf dem eigenhändigen Berichte Friedrichs an Otto, welcher sich zu der Arbeit erboten und um Stoff für dieselbe gebeten hatte. Dieser ist ihm denn auch reichlich übermittelt worden; wir finden in dem Werke eine Menge von Urkunden, Briefen, welche Otto nur auf amtlichem Wege erhalten haben kann, und durch welche das Werk seinen hohen Wert erlangt. Dennoch hat es auch manche Schattenseiten, zunächst deswegen, weil der Verfasser aus Rücksicht für den Kaiser und dessen Haus im ersten Buche manches verschweigt oder in milderem Lichte darstellt, als es sich für einen wahrheitsliebenden Berichterstatter geziemt. (Giesebrecht.) Besonders die Wahl Konrad III. (I. 22) ist geradezu entstellt; von der Anfechtbarkeit derselben weifs Otto nichts zu erzählen. Entschuldigend für ihn ist der Umstand, dafs er teilweise die Geschichte seines eigenen Hauses erzählt — Konrad III. ist sein Stiefbruder —, und dafs das Werk für des Kaisers eigenen Gebrauch bestimmt war. Daher bleibt auch das zweite Buch von höfischem Anstrich nicht ganz frei. Absichtliche Entstellung freilich möchten auch wir Otto nicht vorwerfen; aber die wohlwollende Haltung ist hier und da zu weit ausgedehnt. Eine zweite Schwäche des ersten Buches bilden die vielfachen Abschweifungen auf das Gebiet der Theologie und Philosophie (z. B. I. 5, 53, 60); oftmals glaubt man ein theologisches Werk in Händen zu haben. Werden wir durch Otto hierbei auch in die

vielen unfruchtbaren Streitigkeiten der damaligen Zeit auf religiös-philosophischem Gebiete eingeweiht, mit dem, was er erzählen will, haben diese Ergüsse gar keinen Zusammenhang. Man kann sich beim Lesen solcher Untersuchungen kaum des Gedankens erwehren, als habe er sein Wissen auf diesen Gebieten leuchten lassen wollen, und benutze den Hinweis auf ein ähnliches Verfahren des Vergil und Lukan nur als Vorwand und Entschuldigung.

Wunderbar mag erscheinen, dafs Otto, nach dem trübseligen Schlufs der Chronik zu urteilen, überhaupt noch der Bearbeitung der „Taten Friedrichs“ sich zuwandte. Hierüber aber gibt er uns selbst in seiner Vorrede den erwünschten Aufschlufs: „Da sich nun (seit Friedrichs Thronbesteigung) die Dinge (in Deutschland) zum Besseren gewendet haben, nach der Zeit des Weinens die Zeit des Lachens, nach der Zeit des Krieges die Zeit des Friedens jetzt gekommen ist, so erachte ich es für unwürdig, herrlichster der Kaiser, Friedrich, nachdem ich die Taten der anderen Könige und Kaiser der Reihe nach erzählt, die deinen mit Stillschweigen zu übergehen . . . Aber bevor ich die Reihe deiner Taten zu erzählen beginne, habe ich gedacht über deinen Grofsvater, Vater und Oheim einiges in der Kürze vorauszuschicken . . .“ Der neue Glanz, in welchem die deutsche Kaiserkrone seit Friedrichs Erhebung strahlte, hat auch Otto ermuntert, seine Zeit in einem eigenen Werke darzustellen; die amaritudo animi der Chronik wich dem animus laetus der Gesta, der Pessimismus dem optimistischen Idealismus (Giesebrecht). Trotz der oben berührten Mängel ist sein Werk die beste und eingehendste Quelle für die ersten vier Jahre der Regierung Friedrichs.

Fassen wir unser Urteil über Otto überhaupt zusammen. Wir müssen ihm vielleicht den ersten, sicherlich einen der ersten Plätze unter den mittel-

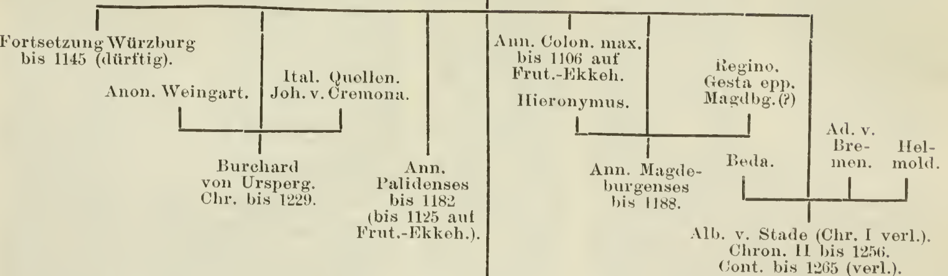
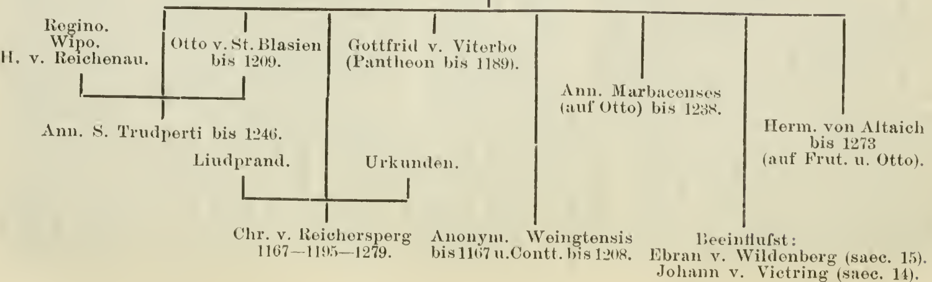
alterlichen Geschichtschreibern zuerkennen. Wie kein zweiter war er zunächst durch Geburt und Bildung zu seinem Unternehmen befähigt. Was ihm an Genauigkeit der Überlieferung, an Zuverlässsigkeit der Berichterstattung vielleicht abgeht, wird reichlich ersetzt durch die vor ihm unerreichte Art der geschichtlichen Auffassung, die innere Begründung einer einheitlichen Weltordnung und den Hinweis auf den ursächlichen Zusammenhang der Weltgeschichte und ihrer einzelnen Entwicklungszeiten. In mancher Hinsicht steht Otto unbedingt neben Thukydides und Tacitus, inhaltlich durch die Masse des Gebotenen, formal durch vollendete Malerei der Berichterstattung, philosophisch durch den Standpunkt und dessen Begründung. Ob sein Standpunkt der richtige ist, darauf kommt es gar nicht an: seine Chronik ist der erste und, man kann sagen, befriedigende Versuch pragmatischer Weltgeschichte. Die „Taten Friedrichs", so sehr sie gegen das erste Werk zurückstehen und auch wohl zurückstehen mufsten, sind eine Quelle ersten Ranges und lassen uns nur das Bedauern hegen, dafs sie eine so kurze Zeit umfassen.

Der Abhandlungen und kritischen Untersuchungen über Otto von Freising, seine Werke als geschichtliche Quelle, seine Philosophie, seine kirchenpolitische Stellung gibt es viele und vortreffliche. Neben Giesebrecht, Büdinger, Prantl, Bernheim nennen wir neuerdings Hauck und Hashagen. Letzterer entwickelt Ottos Philosophie im allgemeinen auf Grund der theologischen Entwicklung seit Aristoteles und Augustin über Abälard, Bernhard bis auf Gerhoh und weist Otto die vermittelnde Stelle neben Hugo von St. Victor und Gilbert de la Porrée zu.

Die Fortsetzer Ottos von Freising.

Mit den Worten, er wolle das, was zu erzählen übrigbleibe, dem dritten Teile vorbehalten, schliefst Otto das

Mittelalterliche Chronik. IV (saec. 12 und 13).

zweite Buch der „Taten Friedrichs“. Aber das Geschick hatte anders beschlossen. Im Kloster Morimund, wohin der Bischof sich begeben, schlofs er die Augen für immer und übergab sterbend die Handschrift seinem getreuen Begleiter, dem Notarius Rahewin mit der Aufforderung, die Gesta fortzusetzen. Diese Fortsetzung bis 1160 ist uns in zwei Büchern erhalten[31]).

Rahewin, so wählen wir unter vielleicht fünfzehn verschiedenen Schreibweisen, war ein guter Freund des Bischofs — nennt er diesen doch seinen nutritor — und bekleidete nach Wilmans (seit 1168) das Amt eines Propstes an St. Veit in Freising. Dort ist er 1177 gestorben, da in diesem Jahre ein Propst Konrad in solcher Stellung genannt wird.

Nachdem die Ansicht, dafs Otto das dritte Buch der „Taten Friedrichs“ bei seinem Tode fertiggestellt habe, endgültig als irrig beseitigt worden, wird allgemein angenommen, dafs Rahewin als Verfasser, aber auf Grundlage von Vorarbeiten Ottos anzusehen ist. (Waitz gegen Wilmans.)

Mit Sicherheit auch können wir gegen Prutz bestimmen, dafs Rahewin seine Fortsetzung schon 1160 fertiggestellt hatte; aber ungewifs bleibt es, warum er, der 1177 starb, nur wenige Jahre bearbeitete. Für die Absicht einer Fortsetzung über 1160 zeugt der von ihm stammende und seinem Werke beigefügte Anhang bis 1170; vielleicht war die Ausführung zu schwierig oder wegen des wachsenden Kirchenstreites zu bedenklich geworden.

Leider endet Rahewins Werk so früh; denn was er bietet, ist mustergültig und inhaltlich wertvoll. Schon Otto bringt eine Menge urkundlichen Stoffes, Rahewin aber übertrifft ihn hierin bei weitem; besonders das vierte Buch ist die reine Fundgrube von Aktenstücken aller Art, welche der kaiserlichen sowie besonders der Freisinger Bücherei entnommen sind. Solche

urkundliche Beweisstücke nicht sich selbst reden zu lassen, war eine Vorsicht, für die wir noch heute Rahewin nicht dankbar genug sein können. Es leiden nämlich fast alle mittelalterlichen Werke an dem gänzlichen Mangel solcher Beweise; doppelt erfreut uns der Geschichtschreiber, welcher abweichende Bahnen verfolgt und der Nachwelt das von ihm gefürchtete Urteil überläfst. Wohl kein Geschichtschreiber des ganzen Mittelalters ist insofern freigebiger gewesen als Rahewin; er wird schon deshalb ein beliebter Gewährsmann bleiben. Aber auch sein eigener Griffel schrieb stets das Rechte und Richtige; Rahewins besonnenes Urteil und leidenschaftsloses Verhalten sind von jeher des höchsten Lobes gewürdigt worden.

Als sein Werk in den Monumenten dem öffentlichen Urteil mehr ausgesetzt war, bemerkte Prutz, dafs der Schriftsteller seinen mittelalterlichen Helden antike Gewandung verliehen hatte und in gewisser Beziehung zum Abschreiber geworden war. „In geradezu staunenerregender Weise hatte er die alten Schriftsteller, besonders Sallust, des Flavius Josephus Jüdischen Krieg in der Übersetzung des Rufinus, Einhard und manche andere geplündert, indem er nicht nur einzelne Wendungen und Redensarten, sondern ganze Schilderungen, Beschreibungen und Reden entweder wörtlich herübernahm oder doch zugrunde legte.“ Man untersuchte Rahewins Werk eingehend auf diese Eigentümlichkeit hin und fand immer mehr (Jordan) die Vermutung zur Gewifsheit erhoben, dafs er die sprachliche Ausrüstung seines Werkes gröfstenteils anderen Schriftstellern entlehnt hatte; man nannte ihn daher sogar einen „geschickten, aber gewissenlosen Abschreiber“.

Ein solcher ist er aber nicht gewesen. Für uns ist es im allgemeinen gleichgültig, welches die Form der Darstellung ist, wenn nur der Inhalt wahr und die Menschen und Verhältnisse den damaligen Zeiten entsprechen. In dieser

Beziehung kann man ihm nichts nachweisen, ebensowenig, wie Karl ein anderer geworden ist, weil Einhard in umfangreicher Weise den Sueton ausgeschrieben. Rahewin paſste überall die Worte den Verhältnissen an; sein Bericht kann mit Fug und Recht als ein treuer und wahrhaftiger genannt werden. Er steht als Geschichtschreiber sehr hoch und ist als Quelle für uns von der gröſsten Bedeutung. Dass er von Bewunderung für den Kaiser erfüllt ist, kann man auf jeder Seite beobachten; aber sind nicht auch Friedrichs Taten des Lobes wert? Ist er nicht einer der gröſsten Gestalten aller Jahrhunderte? Wir können nicht finden, daſs Rahewin ihn übermäſsig gelobt hat; wo er es zu tun scheint, folgt er auſserdem Gewohnheiten damaliger Zeit und ist deshalb doppelt zu entschuldigen.

Rahewin ist nach H. Boehmer auch Verfasser des Tractatus de pontificatu S. Rom. ecclesiae, ein Gespräch zwischen Alexander III. und Victor IV; wir erwähnen die an sich nicht hervorragende Schrift des vermeintlichen Verfassers wegen [32]).

Auch die Chronik Ottos von Freising wurde, wenn auch erst im folgenden Jahrhundert, von dem Abte Otto von St. Blasien fortgesetzt, von 1146 bis 1209 [33]).

Über das Leben des Mannes sind wir nur sehr mangelhaft unterrichtet; wir hören, daſs er 1222 von dem Konvente des Klosters zum Abte gewählt wurde, aber schon 1225 (?) starb.

Da St. Blasien besonders zur fränkischen Zeit ein Herd der kaiserfeindlichen Richtung gewesen ist, berührt uns die Tatsache auf das angenehmste, daſs dort wieder kaiserlich gedacht und geschrieben wurde. Denn Otto ist Anhänger der Staufer und macht aus seiner Gesinnung kein Hehl. Auch den deutschen Standpunkt vertritt er bei jeder Gelegenheit (z. B. 1155, 1156, 1166) gegenüber

den Italienern, welche Rebellen sind, falls sie sich gegen den Kaiser empören. Im Streite zwischen Philipp und Otto IV. ist seine Sprache sehr gemessen und abwägend; er sieht die Schwierigkeit der Lage und hält mit seiner Meinung zurück. Aber dennoch dürfte er unseres Erachtens auch hier staufisch gesinnt geblieben sein.

Die Päpste Friedrichs lobt und tadelt er nicht, aber Alexander ist ihm doch der rechte. 1167 spricht er von ihm als „in der Vollgewalt der Rechte des Stuhles“; Paschalis wird gewählt, „während noch Alexander auf dem päpstlichen Stuhle safs“. Wir wollen ihm seine eigene Ansicht gar nicht verdenken; denn Otto weifs zwischen Friedrichs Pflichten als Herrscher und Christen sehr zu unterscheiden und der Doppelstellung des Kaisers Rechnung zu tragen.

Inhaltlich ist die Chronik nicht ohne Wert, weniger natürlich für die älteren Zeiten, da Otto erst, wie wir noch sehen werden, im dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts schrieb. Neben Ereignissen von allgemeinem Werte nahm er (z. B. 1158, 1198) auch minder wichtige Dinge auf und geht von der kurzen, annalistischen Form oft zu breiter Erzählung, z. B. des Kreuzzuges unter Friedrich, über. An einigen Stellen (1171—1176) ist die Berichterstattung nach Jahren sogar aufgegeben und fafst zusammen; von 1179—1184 anderseits hat Otto fast gar nichts verzeichnet. Dazu treten noch Verstöfse gegen die Zeitbestimmung, und viele Tatsachen sind falsch berichtet. (Varrentrapp Thomae.)

Unter solchen Umständen trägt die Chronik den Anstrich des Unvollendeten und Unvollkommenen. Da dieselbe um 1209 schliefst und der Verfasser erst 1225 (?) gestorben ist, hat die Ansicht von Horst Kohl, Otto habe erst in den letzten Jahren seines Lebens geschrieben und sei gleichsam vom Tode über der Arbeit ereilt worden, wohl Berechtigung. Auch die Ermordung Philipps von

Schwaben, welches Ereignis damals alle Kreise mächtig ergriff, wird ohne jede Erregung erzählt, was bei gleichzeitiger oder etwas späterer Abfassung nicht der Fall gewesen wäre. Der Tag der Ermordung wird falsch angegeben, ebenfalls ein Anzeichen späterer Berichterstattung. Warum endlich hat Otto sein Werk nicht auf seine Zeiten fortgeführt, wenn er schon kurz nach 1209 schrieb?

An Quellen lagen ihm vor besonders Ottos „Taten Friedrichs" und die Rahewinsche Fortsetzung, welche er für eine Arbeit Ottos hält, sodann (1198, Thomae) die Marbacher Jahrbücher, beziehungsweise deren elsässische Quelle; endlich berichtet er nach mündlicher Überlieferung.

Der Ausgabe in den Monumenten ist noch eine Fortsetzung dürftigster Art beigefügt, Nachrichten aus einzelnen Jahren bis 1247, nach Wattenbach fast ganz aus der Chronik Martins von Troppau abgeschrieben.

Gunther von Pairis.

Friedrichs Taten hatten Otto von Freising zu geschichtlicher Arbeit bewogen; wie er, so mochten alle Freunde des Reiches dem neuen Zeitalter zujubeln und freudigen Herzens dem Herrscher ihre Huldigung darbringen. Manches wird damals in Deutschland zum Lobe und Preise des kräftigen Kaisers geschrieben sein, ist aber in den Stürmen der Jahrhunderte untergegangen. So entrann nur mit genauer Not ein beredtes Zeugnis der Gefühle damaliger Zeit dem Untergange, der *ligurinus* des Mönches Gunther von Pairis[34]), einem Cisterzienserstifte des Oberelsasses, welches Werk die Gesta Ottos von Freising und Rahewins dichterisch verarbeitet.

Dieser Gunther ist ein Alemanne, wahrscheinlich Elsässer und hatte in seiner Jugend als Prinzenerzieher am staufischen Hofe gewirkt. Eine feste, sichere Stellung war sein Amt nicht gewesen; um sich dauernd in Gunst zu setzen, entsteht 1186 sein Geschichtswerk in zehn Büchern,

ein Epos von 6576 Hexametern, welches er selbst Ligurinus nannte. Welche Aufnahme Gunther damit fand, können wir nicht feststellen, aber im zweiten Jahrzehnt des folgenden Jahrhunderts treffen wir den früheren Scholastikus als Mönch wieder; der Heilige Geist hatte, wie Gunther uns erzählt, ihn endlich zum Klosterleben bewogen. Gröfser noch mag des Dichters Not und Elend gewesen sein, welche ihn nach einem bewegten und an Enttäuschungen reichen Leben in den unerwünschten, aber sicheren Hafen nach Pairis verschlugen. Wann Gunther dort starb, ist unbekannt; das Klosterbuch in Kolmar nennt seinen Namen nicht.

So verkannt der Dichter, so unbekannt blieb zunächst sein Gedicht. Im ganzen Mittelalter verschollen, wurde es 1517 (1507?) von dem Humanisten Konrad Celtis in dem fränkischen Kloster Ebrach gefunden und in Augsburg herausgegeben, erlangte auch zeitweise grofse Anerkennung. Wer aber der Guntherus Ligurinus gewesen, welche Worte ohne weitere Andeutung hinter der Dichtung standen, war lange nicht zu ermitteln. Da das Gedicht aber die Taten Friedrichs I. verherrlichte, welche sich gröfstenteils in Oberitalien abspielten, wo Mailand, die urbs Ligurina, den Mittelpunkt bildete, war der Dichter, welcher Gunther heifsen mochte, nach allgemeiner Ansicht ein Italiener, und zwar ein Ligurer (Melanchthon). Später machte Caveus darauf aufmerksam, dafs ein gleichnamiger Geschichtschreiber der Stauferzeit eine Historia Constantinopolitana, die den Kreuzzug von 1204 berichtet, sowie ein Buch Über Beten, Fasten und Almosengeben geschrieben habe, dafs dieser vielleicht der Guntherus Ligurinus sei. Da aber der Beweis für diese Ansicht nicht geführt werden konnte und das Gedicht in einem guten Latein verfafst war, wie man es einem Dichter des zwölften Jahrhunderts nicht zutraute, weil ferner das Epos nur die Gesta Ottos und Rahewins aus-

schrieb und gar nichts Neues brachte, was bei einem gleichzeitigen Dichter unmöglich erschien, wurde der Ligurinus 1737 kurzerhand von Senkenberg für eine Fälschung der Humanisten und nicht für ein Werk der Stauferzeit erklärt.

Dafs dem nicht so sei und der Ligurinus tatsächlich früher verfafst worden, bewiesen 1870 Pannenborg und unabhängig von ihm in dem damals belagerten Paris ein französischer Gelehrter, Gaston Paris. Aber der Name Gunther, so sagte man, wäre unecht; man liefs ihn fallen; nur dafs der Verfasser ein Deutscher gewesen, wurde zuletzt einstimmig anerkannt.

Eine neue Ausgabe von Gunthers Historia Constantinopolitana nach einer Handschrift, die auch Verse des Dichters enthielt, bewirkte die endliche Ehrenrettung des so lange verkannten Gunther. Denn die Verse der Historia und des Epos waren, wie Pannenborg bewies, notwendig von demselben Dichter verfafst; nach fast siebenhundert Jahren wurde demselben endlich der gebührende Platz unter Deutschlands Dichtern und Geschichtschreibern verliehen.

Der Ligurinus ist ein Epos und behandelt in ungefähr 6000 Versen die Taten Friedrichs I. von 1152—1160. Zugrunde gelegt waren, wie schon erwähnt, die Gesta Ottos von Freising und Rahewins. Aber nicht sklavisch bindet sich der Dichter an seine Vorlage, wenn er sie auch inhaltlich fast ganz verarbeitet. Das erste Buch Ottos, in welchem die Vorzeit der Staufer behandelt wird, fehlt in Gunthers Werke. Dasselbe beginnt nach einer Einleitung, in welcher Zweck und Art der Dichtung erklärt wird, mit der Wahl Friedrichs in Frankfurt, genau wie die Gesta. Es wird wohl überflüssig sein, die beiden Werke ganz einer Vergleichung zu unterziehen, da der Nutzen einer solchen Untersuchung zu gering ist. Das erste Buch Gunthers dagegen mag kurz nach seinem dichterischen Werte näher besprochen werden.

Die Einleitung (Vers 1—154) ist eine Lobpreisung Friedrichs, seiner Söhne und seines Hauses; der Dichter klärt den Leser auf über seine Absicht, nur den König Friedrich zu besingen. Aufser ihr fehlt in den Gesta die Ableitung des Namens Frankfurt (Vers 179—186), fehlt die Angabe der Gaue, aus denen die Wähler kamen; es fehlt die Rede eines Fürsten oder Bischofs, der die Versammlung aufklärt über den Zweck der Zusammenkunft (Vers 233 bis 343); es fehlt eine Beschreibung der Bäder zu Aachen (Vers 415—434). Der Reichstag in Würzburg (Oktober 1152), wo auch normannische Verhältnisse behandelt wurden, gibt dem Dichter Anlafs zu einem ausführlichen Ergufs über die Geschichte der Normannenfürsten (Vers 654—740). Auch zwei hübsche Vergleiche finden sich. Das Reich ohne Kaiser ist ihm ein Schiff ohne Leitstern (Vers 193 bis 198), und wie die Fürsten Frankfurt nach der Wahl verlassen, um in die Heimat zurückzukehren, kommen auch die Sterne oft zusammen, um den Menschen Frieden und Gnade zu verkünden, kehren dann aber jeder an seinen Platz zurück.

Der Dichter benutzte also die Vorlage in ihren wesentlichen Punkten, aber überall dringt seine Begabung siegreich durch, indem er den geschichtlichen Stoff durch Bilder, Vergleiche und andere Hilfsmittel dichterischer Kunst bekleidet und so dem Leser ein abgerundetes Ganzes darbietet. Auf jeden Fall sind wir mit dem französischen Gelehrten Gaston Paris einverstanden, wenn er sagt: „Le chantre de Frédéric — ne perdra plus la place très-honorable à laquelle il a droit dans l'histoire littéraire de l'Europe et particulièrement de l'Allemagne au moyen-âge.“

Nicht allein Dichter, sondern auch Geschichtschreiber war Gunther; wir müssen die *historia Constantinopolitana*[35]) als ein sehr beachtenswertes Erzeugnis damaliger Zeit beurteilen; wer sie liest, kann nur bedauern, dafs Gunthers Leben so verfehlt war.

Das Werk ist eine Darstellung des sog. lateinischen Kreuzzuges, welcher 1204 das griechische Kaisertum stürzte und einige Zeit (bis 1261) abendländische Fürsten zu Herren von Byzanz machte. Wir hören, dafs Martin, Abt von Pairis, im Auftrage des Papstes in Basel den Kreuzzug predigt und sich an die Spitze seiner Schar stellt, welche mit den anderen Kreuzfahrern über Verona nach Venedig kommt, Zara erobert, dann aber, statt nach Alexandrien zu fahren, Konstantinopel belagert, einnimmt und Balduin von Flandern als Herrscher einsetzt. Abt Martin begleitete den Kreuzzug, hat auch während desselben eine wichtige Stellung als Vermittler eingenommen. Er war der einzige, welcher aus Konstantinopel eine eigenartige, aber vielbegehrte Beute nach Pairis zurückbrachte, eine Menge der kostbarsten Reliquien, einen Tropfen des Blutes Christi, ein Stück von Johannes dem Täufer, einen Arm des hl. Jakobus, usw. Ein Bild, mit Gold und Edelsteinen geziert, welches der griechische Kaiser bei festlichen Gelegenheiten trug, schenkte Martin Philipp von Schwaben, der dafür Pairis zum kaiserlichen Kloster erhob. Der Abt war sicher ein sehr achtenswerter Mensch; dafs er aber durch den Reliquiendiebstahl eine Kirchenschändung beging, davon hatte er keine Ahnung. Die Chronik Burchards von Ursperg indessen tadelt ihn schon damals (1204) und fragt mit Recht, ob man so etwas vom christlichen Standpunkte aus billigen könnte[36]).

Die Historia Gunthers ist als Geschichtswerk aufserordentlich beachtenswert; auch müssen wir die nach den Angaben des Abtes Martin niedergeschriebene Darstellung als ein frisches, lebendiges Erzeugnis der Stauferzeit rühmen. Geradezu hervorragend ist die Erzählung von der Einnahme Konstantinopels.

Ein ähnliches Werk, die *historia peregrinorum*, d. h. eine Geschichte des dritten Kreuzzuges, ist Gunther heute

endgültig abgesprochen, nachdem auch Pannenborg diese Ansicht aufgegeben hat.

Gottfried von Viterbo.

Gottfried wurde zu Viterbo aus deutscher (Scheffer-Boichorst gegen Waitz), aber in Italien wohnender Familie geboren. Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt. Lothar brachte den Knaben 1133 nach Deutschland mit und liefs ihn zu Bamberg unterrichten. Unter Konrad III. kam der junge Priester an den Hof, und Gottfried hat sein ganzes Leben zwei Kaisern mit gleicher Treue und Hingebung als capellanus imperialis aulae et notarius gedient.

In dieser Stellung war er, wie uns die Vorrede seines Werkes Memoria saeculorum erzählt, sehr beschäftigt; man mufs die erstaunliche Arbeitskraft des Mannes bewundern. Er sagt nämlich, dafs, wenn sein Werk in die Hände gelehrter Männer gelange, diese seine Unerfahrenheit und schlechten Verse entschuldigen und nicht alles verurteilen sollten. Sie möchten ermessen, wie viel Verantwortung ihm obliege! Täglich und überall müsse er zugegen sein, in der Kirche, bei Tisch, er müsse Prozesse führen, Briefe schreiben, stets für gutes Quartier sorgen und ähnliche Geschäfte verrichten. Zweimal war Gottfried in Sizilien, dreimal in Südfrankreich, oft in Frankreich überhaupt, einmal in Spanien, vierzigmal in Rom. Er wundert sich selbst, bei dem fortwährenden Reisen und unruhigen Leben noch etwas schreiben zu können.

Wie dieses aber auch geschah, und wie Gottfried arbeitete, erzählt er einige Zeilen vorher. In irgendeinem abgelegenen Raume der kaiserlichen Wohnung oder auf der Reise vom Pferde steigend und unter einem Baume sitzend oder im Walde, den Begleitern unsichtbar, habe er auf dem Fleck schreiben müssen, auch im Getümmel des Krieges, vor belagerten Burgen, in der Schlacht oder in sonstigen Gefahren. Weiter unten sagt

er dann: „Wenn mich jemand fragt, wo ich denn alles her habe, so möge er wissen, dafs ich 40 Jahre lang in allen Kirchen und Ländern die Büchereien untersucht und ausgeschrieben habe. Oft auch unterrichteten mich oströmische, sarazenische, persische, armenische Gesandte, welche zu Hofe oder nach Rom kamen, und haben mir ihre Aufzeichnungen gegeben.“ So war das Leben Gottfrieds eine Kette von Arbeit und Anstrengung körperlicher und geistiger Art; dafs er eine verhältnismäfsig grofse Zahl Werke hat hinterlassen können, zeugt von seinem erstaunlichen Fleifse.

Sehen wir zu, was er arbeitete. Gottfried ist kein Geschichtschreiber, sondern ein Versemacher; seine vier Werke haben mit einer Ausnahme keinen geschichtlichen Wert. Der Spiegel der Könige, *speculum regum*[37]), welcher 1183 Heinrich VI., dem Sohne Barbarossas, gewidmet wurde, will die ganze Weltgeschichte erzählen, aber die zwei Bücher gelangen nur bis zu den Zeiten Karls des Grofsen, bis 768. Zweck der Arbeit sollte ein Nachweis sein, dafs Römer und Deutsche von gemeinsamer Herkunft und im römischen Kaisertum ganz naturgemäfs vereinigt seien.

Sofort fällt uns eine Eigentümlichkeit des Strophenbaues auf; zwei Hexametern folgt stets ein Pentameter, eine Spielerei, die unseres Wissens nur einmal sonst geübt wurde, bei Balderich von Bourgueil. Der Versbau ist nicht überall glatt, gar häufig wird gegen Länge und Kürze gefehlt; selbst geübte Philologen dürften wohl mehrfach stocken und den Vers erst kunstgerecht zerlegen müssen.

Der Inhalt ist unbedeutend, Fabeln findet man statt Tatsachen, besonders in den ersten Teilen. Dürftig ist alles, selbst da, wo ihn die Quellen, wie er sonst klagt (II. 1054), nicht im Stiche lassen. Dennoch hofft Gottfried, dafs sein Buch den Knaben zur Hand gegeben werde,

damit sie die Geschichte und Sinnesart der Fürsten kennen lernen, statt sich mit Fabeln zu behelfen. Das Werk scheint auch viel gebraucht zu sein, da es von anderer Hand mit Anmerkungen versehen ist, die auch in den Monumenten unter dem Text abgedruckt sind. „Diese prosaischen Abschnitte werden meist als Erläuterung zu den Versen angeführt, mit den Worten: Sciendum est, notandum est, Nota, oder ähnlich; einzelne Sätze werden ausdrücklich an bestimmte Worte des Textes angeknüpft. Umgekehrt heifst es mitunter, dafs der vorhergehende Text einer Erklärung nicht bedürfe: Hic textus ex se ipso exponitur, oder ähnlich. Mitunter aber, quamvis praecedens textus satis sit clarus, unterbleibt doch nicht die Erklärung. Der Kommentar selbst besteht häufig nur in einer Umschreibung dessen, was die Verse enthalten, meist in breitem und plattem Ausdruck, aber doch wohl im Anschlufs an die Autoren selbst, die auch jenen zugrunde liegen. An manchen Stellen aber wird auch weiter ausgeführt, was dort nur kurz angedeutet ist, hier und da eine viel eingehendere Darstellung gegeben, auch einzelnes zugesetzt, zu dem der Text gar nicht oder nur entfernt Anlafs gab."

Die Taten Friedrichs, *gesta Friderici*[38]), behandeln besonders italienische Verhältnisse, bis 1181, die Gottfried auch aus eigener Anschauung kannte.

Er begleitete Friedrich auf seinen Reisen und Kriegszügen, war 1162 (Kap. 24) in Laon, erlebte 1167 (Kap. 30) die grofse Pest, welche des Kaisers Heer und Machtstellung vernichtete, war 1174 wieder bei dem Heere, wahrscheinlich 1177 in Venedig, wo der Friede geschlossen wurde, 1178 in Pisa und weiterhin in Burgund. Dennoch ist Gottfrieds Erzählung chronologisch oft unbrauchbar, indem er die Ereignisse durcheinanderwirft. Für manche Verhältnisse bringt er Nachrichten, die wir sonst vergebens suchen; Otto von Freising wird von ihm

ebenfalls herangezogen. Sein Standpunkt ist kaiserlich, ohne dafs er dem Papste feindlich gegenübertritt. Gottfried gibt vielmehr Alexanders Vorgänger, Hadrian, die Schuld des Schisma, da er sich mit Griechen und Normannen gegen den Kaiser verschworen habe. (Vers 279 bis 281, 300.)

Geschichtlich am meisten wert sind die Nachrichten über das Jahr 1167; die Schilderung der Pest ist ergreifend und wirkungsvoll durch Kürze des Ausdrucks.

Das dritte Werk, *memoria Saeculorum* oder *liber memorialis*[39]), erschien 1185, das Ergebnis eines neunjährigen Fleifses, wie Gottfried in der Vorrede uns mitteilt. Es behandelt die Weltgeschichte vom Anfange der Zeiten bis auf die Gegenwart und zerfällt in zwei Teile, welche, in gebundener und ungebundener Rede verfafst, ebenfalls Heinrich VI. gewidmet wurden und mehr dem Vergnügen als der Belehrung dienen sollten. Aufgenommen wurden in dieses Werk auch die „Taten Friedrichs". Als Gottfried dann die Chronik Ottos von Freising erhielt, arbeitete er das ganze Werk um und gab ihm die Bezeichnung *Pantheon*.

Dieses Werk, das vierte, liegt in mehreren Bearbeitungen vor und wurde verschiedenen Päpsten sowie Heinrich VI. übergeben. Eingehend ist nachgewiesen, wie wenig zufriedenstellend Gottfried arbeitete, wie leichtgläubig er alles aufnahm, was andere ihm mitteilten oder er sich ausdachte. So enthält auch dieses Werk Fabeln und unwahre Geschichten, welche in späterer Zeit ohne Anstand weitererzählt worden sind. „Bei ihm finden wir (XXIII, 16, 17) den Kreuzzug Karls des Grofsen, allerlei Fabeln über die Ottonen (XXIII. 28, 29, XXIII. 31), hier auch schon jenes wunderliche Märchen über Heinrichs III. Abkunft und Geburt (XXIII. 35) und anderes derart, und zwar steht dies in den Versen Gottfrieds mitten zwischen

Fragmenten der geschichtlich wahren von Otto von Freising entlehnten Darstellung.“ (Wattenbach.)

Bei Viterbo hatte Gottfried sich in Verbindung mit seinem Bruder einen Wohnsitz gebaut, den ihm der Kaiser samt dem Allod 1169 zu Lehen gab, und zwar, wie es in der Urkunde heifst, zur Ehrung für die langen Dienste, welche die Familie dem Kaiserhause geleistet hatte. „Das Geld aber, welches sie bei dem Bau verwandten, wollen wir oder unsere Nachfolger ihnen bei Gelegenheit zurückerstatten.“ Auf diesem Besitztum bei Viterbo ist Gottfried, dem verschiedene Pfründen wohl ein ruhiges, behagliches Dasein sicherten, gestorben; das Jahr seines Todes kennen wir nicht (1191?).

Gottfried war kein Geschichtschreiber, auch nicht ein Dichter, obwohl er so viele Verse machte; selbst diese sind oft recht mangelhaft ausgefallen. Er hat sich viel mit Geschichte beschäftigt, aber niemals Zeit und Mufse gefunden, seine Quellen auf ihren wahren Wert zurückzuführen; Gottfried verarbeitete eben nach Scheffer-Boichorsts treffenden Worten die ganze Weltgeschichte auf dem poetischen Hackbrett. Dafs er, der vielen Ereignissen nahestand, nicht versuchte, dieselben in einfacher Erzählung festzuhalten, ist bei dem grofsen Mangel an Nachrichten für die letzten Zeiten Friedrichs aufrichtig zu beklagen.

Um so mehr erfreulich ist es, dafs wir fünf Einzelberichte über den Kreuzzug und das Lebensende Friedrichs I. besitzen, welche in ihrer Gesamtheit den tragischen Lebensabschlufs des alten Helden auf das beste beleuchten.

Der Passauer Domdechant Tageno[40]) machte im Gefolge des Bischofs Dietbold den Kreuzzug mit und führte seine tagebuchartigen Berichte bis 21. Juni 1190, als das Heer nach Antiochia kam. Übertroffen wird er durch den österreichischen Kleriker Ansbert[41]), dessen

Bericht in den Jahrbüchern Gerlachs von Mühlhausen erhalten ist und mit dem des Tageno oft wörtlich übereinstimmt, ohne dafs die Forscher den Grund hierfür hätten erklären können. Vom 16. Mai 1190 ab bis zum Schlufs ist nämlich Tagenos Bericht von Ansbert ausgeschrieben (Büdinger, Riezler u. a.). Pannenborg hatte Günther von Pairis auch die *historia peregrinorum*[42]) zugeschrieben, welche den Kreuzzug Friedrichs I. bis zu dessen Tode behandelt und mit einer Klage über das verhängnisvolle Ende des Kaisers schliefst. Später ist von ihm die Autorschaft Günthers aufgegeben worden; wir kennen den Verfasser nicht. „Ohne Frage dem geistlichen Stande angehörig und, wie es scheint, sonst nicht Geschichtschreiber, sondern Dichter, legt der Autor eine für jene Zeit umfassende litterarische Bildung an den Tag. — Gern flicht er weitläufige Reden ein, die er mit rhetorischem Schmuck, Versen und Reflexionen ausstattet. Auch die Darstellung trägt diese rhetorisch-poetische Färbung. Sie malt die Ereignisse aus, jedoch nicht ohne Talent, so dafs sie einen höheren Grad von Anschaulichkeit und Lebendigkeit erreicht als die anderen, trockenen Berichte. Auch weifs der Verfasser immerhin seiner Phantasie Zügel anzulegen und scheint der im Vorwort gegebenen Versicherung, keine Erdichtungen und Fabeln aufnehmen zu wollen, im ganzen nicht ungetreu geworden zu sein.“ (Giesebrecht.)

In einer Handschrift zu Ottos und Rahewins Gesta ist angefügt die *epistola de morte Friderici I imperatoris*[43]), unschätzbar als beste Quelle für den Tod des Kaisers; den Darstellungen über den Kreuzzug aber tritt die epistola ergänzend zur Seite. Der Empfänger des Briefes war ein Geistlicher in hoher Stellung, da er mehrfach mit Ew. Heiligkeit angeredet wird (Klemens III. ?). Nach den Untersuchungen Rieglers und Fischers hat erst Zimmert den Reichskanzler Gottfried, Bischof von Würz-

burg, als Verfasser wahrscheinlich gemacht. Geschrieben ist der Brief in Tarsus, kurz nach dem traurigen Ende Barbarossas. An letzter Stelle seien die *gesta Friderici I. imp. in expeditione sacra*[44]) erwähnt, das Werk eines Italieners, der zwar den Kreuzzug nicht selbst mitgemacht hatte; aber sein Gewährsmann ist Kreuzfahrer gewesen und mufs daher doch mehr Glauben verdienen, als ihm die Kritik zusprechen möchte (Giesebrecht). Benutzt ist der Bericht in der Chronik Sichards von Cremona, aus der dann wieder Salimbene im 13. Jahrhundert schöpfte.

Welfen und Wenden.

Aus kleinen Anfängen waren Welfen und Staufer zu herrschenden Familien geworden. Von der Ostsee bis zum Mittelmeere reichte Heinrichs des Stolzen Macht, aber die Würde des Kaisertums senkte sich (1139) auf das Haupt des Staufers Konrad. Nach dessen Tode wäre Heinrich vielleicht noch zum Ziele seiner Wünsche gelangt, aber ein jäher Tod raffte ihn im besten Alter hin (1139). Sein Sohn Heinrich der Löwe kam 1152 bei der Wahl des Kaisers nicht in Betracht; diese Würde erhielt wieder ein Staufer. Gegen aller Erwartung vertrugen sich Welfen und Waiblinger. Im Besitze von Sachsen und Bayern war der Löwe ein ausschlaggebender Reichsfürst; treu hat er in den ersten Jahren Friedrichs Pläne unterstützt, sogar dessen kirchliche Politik. In seinen Herzogtümern schaltete er aber wie ein selbständiger Fürst, ohne vom Kaiser gehindert zu werden. Sein bedeutendstes Werk ist die endliche Unterwerfung der Wenden. In jahrelangen Kämpfen brach er ihre Macht und beendete das Werk Karls des Grofsen und der Ottonen. Einwanderer aus Westfalen und Sachsen brachten deutsche Art; von Heinrich eingesetzte Grafen und Bischöfe regierten die neugewonnenen Lande, zu deren Hauptstadt sich Lübeck bald emporschwang.

Der Bund der Welfen und Staufer löste sich, und, was niemand geglaubt hätte, vor des Kaisers Acht und Bann sank die Welfenmacht in den Staub; ein kleiner Rest von Land, den der Kaiser seinem Gegner rettete, verblieb dem verbannten Löwen (1181). Sein nordischer Besitz, als Ganzes die beste Stütze für weitere Slavenkriege, wurde zerschlagen; erst nach langer Zeit dachte man wieder daran, das Werk Heinrichs über die Oder und Weichsel hinaus fortzusetzen.

Über die ältesten Zeiten der Welfen sind wir unterrichtet durch die Alte Genealogie der Welfen, *genealogia Welforum*[45]), die 1126 entstanden ist und bis Anfang des zwölften Jahrhunderts reicht. Es sind kurze, dürftige Nachrichten, dazu „voll von recht groben Fehlern".

Auf ihr beruht nach Waitz die Geschichte der Welfen, *historia Welforum Weingartensis*[46]), verfafst von einem unbekannten Mönche des welfischen Klosters Weingarten, der Begräbnisstätte der Familie. Das Werk ist nicht ungeschickt gemacht, auch lobt Waitz das Bestreben des Verfassers, die Wahrheit zu überliefern, aber die Chronik Ottos von Freising wurde doch in welfischer Richtung umgeformt. Der Anonymus reicht bis 1167 und ist eine wichtige Quelle geworden.

Eine Steingadener Fortsetzung — dieses Kloster war ebenfalls eine Gründung der Welfen — reicht bis 1191, drei andere aus Weingarten, laufen bis 1208, in welchem Jahre Otto IV., Sohn Heinrichs des Löwen, unbestrittener deutscher König wurde.

Das Kloster Steterburg bei Wolfenbüttel, im Jahre 1000 von der Gräfin Froderunde auf Antrieb des Bischofs Bernward von Hildesheim gegründet, hatte im Laufe der Zeit viel gelitten und war seiner Güter gröfstenteils beraubt worden. Als aber 1163 Propst Gerhard gewählt war, änderten sich die Besitzverhältnisse rasch zugunsten des Stiftes. Der Abt sammelt die alten Güter wieder und

kennt die Mittel und Wege, neue zu erlangen; besonders aber kleidet er gern vermögende Mädchen als Nonnen des Klosters ein und vergrössert den Ruf desselben durch zahlreiche Reliquien. Er zählt in der Chronik über 500 auf, die in den verschiedenen Altären der Stiftskirche bewahrt werden, und zwar so geschäftsmäfsig, wie wenn ein Kaufmann den Kassenbestand aufnimmt.

Die Chronik von Steterburg, *ann. Steterburgenses*[47]), bis 1195, weifs über die oben berührten Verhältnisse eingehend zu erzählen; ihr Verfasser, der Propst Gerhard, hat seine eigene Tätigkeit hierbei ins helle Licht gestellt. Auch wir wollen ihm das Zeugnis eines gewandten und umsichtigen Mannes nicht versagen und besonders erwähnen, dafs er sich jeden Kauf, jede Schenkung an das Kloster, jede Abrundung des Besitzes stets von Zeugen beglaubigen liefs.

An die Nachrichten bezüglich des Klosters reihen sich, ziemlich eingehend, solche über Reichsgeschichte. Dieselben sind, da Steterburg im Machtbereiche Heinrichs des Löwen sich befand, welfisch gefärbt, aber wohl beglaubigt; der Ton der Darstellung ist nicht gerade gehässig (1176, 1180, 1188). Die Chronik reicht bis 1195, dem Tode des Löwen.

Angehängt sind kurze Steterburger Jahrbücher, bis 1189, auch welfisch gesinnt (z. B. 1179). Sie schliefsen mit der kurzen, aber sicher gern geschriebenen Nachricht: „Kaiser Friedrich ist jämmerlich ertrunken."

Die umfangreichste Darstellung der Kriege gegen die Wenden, besonders die Tätigkeit Heinrichs des Löwen, findet sich in der Wendenchronik von Helmold und Arnold.

Das Tiefland zwischen Elbe und Oder, seit der Völkerwanderung im Besitze der Slaven, wird zur Zeit der Staufer endgültig deutsch. Karl der Grofse schon und die ersten sächsischen Kaiser hatten lange Kriege mit den

Wenden geführt und Christentum und Deutschtum aufgerichtet; in den letzten Jahren des zehnten Jahrhunderts aber wurde alles wieder vernichtet; ein ganzes Jahrhundert liegt tiefe Finsternis über den Ländern rechts der Elbe. Erst mit Anfang des zwölften Jahrhunderts denkt man wieder an die Mission; Otto von Bamberg bekehrt die Pommern; der hl. Vicelin, ein Westfale, wirkt in Holstein. Aber nur in einzelnen Plätzen dort gelingt es das Christentum zu erhalten; die Küsten der Ostsee bis zur Oder bleiben in den Händen des Heidentums, welches an dem mächtigen Abodritenfürsten Niklot seinen stärksten Rückhalt findet. Erst mit Heinrich dem Löwen beginnt jener schreckliche Kreuzzug, der durch Blut und Brand die Herrschaft des Kreuzes sichert und dem Deutschtum ein neues, weites Feld eröffnet.

Die Wendenchronik Helmolds, *Helmoldi chr. Slavorum*[48]), erzählt uns von diesen Kämpfen. Der Verfasser hatte den hl. Vicelin gekannt, war mit Gerold, dessen Nachfolger auf dem Oldenburger Bischofsitze, befreundet und schrieb sein Werk auch auf Veranlassung Gerolds; er selbst war Pfarrer in Bosau (Holstein) und ist nach 1177 (1183, Breska) gestorben.

Seine Chronik in zwei Büchern reicht von den ältesten Zeiten bis 1171. Das erste Buch beginnt mit Aufzählung der einzelnen slavischen Stämme, des Laufes der Elbe und Oder, geht dann auf Karl den Grofsen über, dessen Nachfolger das Erzbistum Hamburg gründet. (Kap. 4.) Dann folgt die Tätigkeit Anskars (Kap. 5), die Bekehrung Rügens, die Normannen- und Hunneneinfälle, endlich Ottos I. Wirken für die christliche Kirche im Osten; Magdeburg wird die Vormauer gegen die Slaven. Dann folgen die traurigen Zeiten Ottos II. und III.; alles geht verloren durch die Schwäche des Reiches und die Habsucht der Sachsen (Kap. 21, 33), welche „lieber Tribut sehen, als dafs das Christentum gefördert wird“. Der

Verfasser behandelt dann (Kap. 27—34) Heinrichs IV. Regierung und bekennt sich als Gegner des Kaisers, was wir ihm als geborenen Sachsen verzeihen wollen, erzählt (Kap. 35—39) wieder Streitigkeiten der Slaven, Heinrichs V. Römerzug sowie seinen unglücklichen Krieg gegen die Sachsen und beginnt endlich (Kap. 42) mit der Wirksamkeit des hl. Vicelin und der Kolonisation des Landes durch niederdeutsche Einwanderer, Der zweite Kreuzzug nimmt einen breiten Raum ein; das Buch schliefst mit Friedrich I. und dem Tode des Bischofs Gerold (1163), dessen Sitz von Oldenburg nach Lübeck verlegt worden war.

Das zweite Buch umfafst nur einige Kapitel, die von den Schicksalen der Bistümer Ratzeburg und Schwerin handeln und noch Nachrichten über Heinrich den Löwen bringen.

Besonders das erste Buch Helmolds ist nicht einheitlich angelegt. Reichsgeschichte wechselt ab mit Nachrichten aus dem Wendenlande; die Slavenchronik erzählt italienische Verhältnisse, ja sogar den zweiten Kreuzzug (Kap. 59, 60); von einem inneren Zusammenhange ist oft nichts zu bemerken. Adam von Bremen ist stark benutzt, wertvoll sind die Nachrichten aus Freundes Mund, so Vicelins, Gerolds und anderer. Was er selbst sah, weifs Helmold in einfacher Sprache eingehend mitzuteilen; die norddeutsche Litteratur, auch Urkunden sind, allerdings nicht sehr zahlreich, benutzt. Das Werk ruht daher meistens auf festem Boden; die ruhige, fliefsende Sprache empfiehlt sich dem Leser.

Dennoch soll es mit seiner Glaubwürdigkeit schlecht bestellt sein; wenn wir Hirsekorn, Dehio, Schirren Glauben schenken wollten, wäre Helmold ein sehr wenig zuverlässiger Geschichtschreiber, der absichtlich und mit Bewufstsein falsch berichtet. So schlimm mag es damit nicht sein. Wattenbach kann sich Helmold nicht als Fälscher denken; für ungenaue, mündliche Be-

richte, die er uns schriftlich hinterlassen, kann man ihn nicht so sehr verantwortlich machen. Jedenfalls müssen wir dem Pfarrherrn von Bosau ein gutes Teil von geistiger Spannkraft einräumen, da er es überhaupt unternahm, einen so verwickelten geschichtlichen Vorgang, die Christianisierung der Wenden, der Nachwelt zu schildern.

Heinrich der Löwe fiel, aber seine Schöpfung, der deutsche und christliche Norden, entwickelte sich und blühte. Besonders Lübeck wurde reich und galt als erste und bedeutendste Stadt an den Gestaden der Ostsee. Im dortigen Johannisstifte war ein gewisser Arnold erster Abt. Er unternahm es, das Werk Helmolds fortzusetzen, *Arnoldi chronica Slavorum*[49]), in 7 Büchern bis 1209. Aber aus der Slavenchronik wird eine Geschichte der damaligen Zeit. Geschildert ist die Wallfahrt Heinrichs des Löwen, sein Bruch mit dem Kaiser und sein Sturz, der Kreuzzug Friedrichs und Heinrichs Rückkehr nach Deutschland. Arnold ist für Heinrich VI., die Gegenkönige Philipp und Otto eine Quelle, die man anderen vergleichend zugesellen mufs. Das siebente Buch erzählt uns sogar von der Gründung eines livländischen Bistums. Somit reicht Arnolds Blick viel weiter, aber zugleich verliert der Schriftsteller an Genauigkeit, sein Werk an Einheit; es ist nur dem Namen nach eine Fortsetzung der Slavenchronik Helmolds. Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe rühmt man ihm nach, auch schmückt er sein Werk durch Urkunden jeder Art; am meisten aber empfiehlt sich Arnoid als aufmerksamer Beobachter, dessen Urteil wir gern als richtig und begründet anerkennen wollen. Er war ein gebildeter Mann, die Schriftsteller des römischen Altertums sind ihm vertraut; Anklänge an Vergil, Horaz und Ovid finden sich häufig. War schon Helmold sehr sparsam mit Zeitangaben, noch mehr verschmäht es Arnold, solches Rüstzeug als

Bekräftigung seiner Angaben und Erleichterung für den Leser mitzuteilen.

Nicht lange nach Vollendung des Werkes ist Arnold hochbetagt gestorben; der Abt Gerhard wird 1213 als sein Nachfolger bezeichnet.

Böhmen.

Die Fortsetzer des Cosmas von Prag.

Zur Zeit der Staufer tritt Böhmen in die innigsten Beziehungen zu Deutschland; ohne die Quellen für die böhmische Landesgeschichte ist ein Verständnis vieler Reichsangelegenheiten fast unmöglich.

Alle Geschichtschreiber lehnen sich an Cosmas von Prag; dieser wird fortgesetzt, erweitert, und so entwickelt sich auf dem von ihm gelegten Boden eine verhältnismäfsig bedeutende und inhaltvolle Geschichtschreibung, die uns einen befriedigenden Überblick über die Entwicklung des Landes liefert[50].

Zunächst erwähnen wir den sog. Kanonikus vom Wyssehrad (Palacky, Novotny), nicht von Prag (Bachmann), bis 1142, einen heftigen Feind der Deutschen (Jahr 1126), aber zuverlässig in seinen Angaben. Ein Mönch des Klosters Sazawa holte von Anbeginn der Zeiten aus, wobei er Cosmas zugrunde legt und interpoliert, und brachte sein Werk bis 1162, setzte also Cosmas fast 40 Jahre fort; sehr ausführlich ist die Geschichte seines Klosters behandelt. Dann folgt die Fortsetzung von 1140—1283, die man jetzt nach Palackys und besonders Köpkes Vorgange Fortsetzung der Prager Domherren nennt, weil sie von mehreren Mitgliedern der Prager Kirche geschrieben sein mufs. Dazu gehören besonders die sog. Jahrbücher von Prag I. II. III., welche von verschiedenen Verfassern herrühren; sie behandeln die Jahre 1196—1283 mit Er-

weiterungen und Überarbeitungen, die sich besonders auf die Regierung Ottokars beziehen, so daſs man den betreffenden Teil Jahrbücher Ottokars nannte.

Für die Zeit der Staufer, besonders Friedrich I., haben unter allen sog. Fortsetzungen des Cosmas den meisten Wert die Jahrbücher des Vincenz von Prag, 1140 bis 1167, und Gerlach von Mühlhausen in Böhmen, 1167 bis 1198, *Vincentii et Gerlaci ann.*[51]).

Vincenz, ein geborener Böhme, war Domherr in Prag und begleitete seinen Bischof Daniel 1158 nach Italien, 1160 nach Ungarn, 1166 wieder nach Italien, kehrte aber 1167, als der Bischof an der Pest gestorben war, in seine Heimat zurück und beschäftigte sich mit der Aufzeichnung seiner Erlebnisse. Er beginnt 1140, als Wladislaw Herzog von Böhmen wurde, erzählt dann den Aufstand Konrads von Mähren gegen den Herzog, dessen Rachezug (1143) und überhaupt böhmische Verhältnisse bis 1154. Von da ab sind es die Römerzüge Friedrichs I. und der Anteil Wladislaws an denselben, besonders der Zug von 1158 sowie die Belagerung von Crema, 1159, das Konzil von Pavia, die Zerstörung Mailands, endlich der miſsglückte Zug von 1167, welche seine Aufmerksamkeit fesseln.

Zuweilen erhebt sich die Darstellung über das gewöhnliche Maſs; Vincenz versteht es, anmutig zu erzählen und zu schildern. Sein Bericht über das Jahr 1158 ist anerkannt mustergültig, die Belagerung von Crema dramatisch und wirkungsvoll. Wen ergreift nicht Mitleid und Abscheu, wenn er liest, daſs man die Geiseln an die Belagerungstürme fesselt, damit sie von ihren Vätern und Anverwandten in der Stadt zuerst niedergemacht werden? Vincenz ist zuverlässig in dem, was er selbst sah und hörte, sonst zeiht man ihn nicht ohne Unrecht der Leichtgläubigkeit und Leichtfertigkeit; besonders

seine Zeitangaben ermangeln häufig der wünschenswerten Sorgfalt.

Mit dem Jahre 1167 hört Vincenz plötzlich auf; man meint, dafs der Thronverzicht Wladislaws, welcher 1173 erfolgte, ihm die Lust an weiterer Aufzeichnung benahm, oder dafs ihm eine weitere schriftstellerische Tätigkeit nicht gefahrlos erschien.

Die von Vincenz dem Könige Wladislaw übergebene Handschrift, schon verstümmelt und teilweise verloren, hat Gerlach, Abt von Mühlhausen, bis 1198 fortgesetzt. Er war von vornehmer Geburt und Verwandter des Grafen Georg von Mühlhausen, des Stifters des gleichnamigen Klosters. Früh verwaist, ging Gerlach in Würzburg zur Schule, lebte sieben Jahre unter Abt Gotschalk im Kloster Selau, kam nach dessen Tode in die Umgebung des Bischofs Heinrich von Prag und wurde zuletzt Abt von Mühlhausen. Gestorben ist er nach 1221; eine bestimmte und glaubwürdige Angabe seines Todesjahres aber fehlt.

Auch Gerlach widmet seine Aufmerksamkeit in hohem Mafse den Reichsangelegenheiten und schrieb nach eigenen Erlebnissen sowie den Erzählungen seines Lehrers Gotschalk. Auch Aufzeichnungen, die er sich gelegentlich gemacht hatte, lagen ihm vor; der wertvolle Bericht (von 1187 an) des Klerikers Ansbert über den Kreuzzug Barbarossas ist aufgenommen (S. 355). Einen breiten Raum nimmt ein das Leben und Wirken seines Lehrers Gotschalk; damit wird verknüpft (1184) eine Lobpreisung des neuen Ordens der Prämonstratenser, besonders der Klöster Steinfeld in der Eifel sowie Strahof und Selau in Böhmen.

Auch die innere Geschichte seiner Heimat nach dem Verzicht Wladislaws berücksichtigt Gerlach eingehend; wir hören von den in der folgenden Zeit einreifsenden

Wirren und dem Einflusse Friedrichs auf die Besetzung des Thrones.

Die Jahrbücher des Vincenz von Prag und Gerlach von Mühlhausen sind eine wertvolle Quelle für die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts; wir erfahren besonders, dafs die Politik der Staufer gewaltigen und unmittelbaren Einflufs auf solche Länder hatte, die jetzt gar nicht mehr im deutschen Machtbereiche sich befinden.

Die Jahrbücher.

1. In Deutschland entstandene Werke.

Schon mehrfach hatten wir von dem ungünstigen Einflufs der kirchenpolitischen Kämpfe auf die Geschichtschreibung gesprochen. Das Band zwischen Kirche und Staat war gelockert, ja zerschnitten, welches jahrhundertelang so segensreich die beiden Gewalten umschlungen; das Kaisertum war besiegt, die deutsche Kirche stand unter dem unmittelbaren Einflusse der Päpste, welche durch ihre Legaten die Oberaufsicht führten. Ebenso lockerte sich das Verhältnis zwischen dem Kaiser und den Fürsten, mit deren wachsender Selbständigkeit die einheitliche Leitung des Reiches gröfseren Schwierigkeiten begegnete. Ein Mann wie Friedrich I. konnte zwar noch den scheinbar unüberwindlichen Löwen demütigen und stürzen, aber dafs es geschah, dafs die beginnende Vereinigung grofser Ländermassen wieder gelöst wurde, ist vom deutschen Standpunkte aus zu beklagen. Wäre Friedrich I. Heinrich dem Löwen unterlegen, Deutschland als Ganzes würde dadurch nur gewonnen haben.

Unter solchen Verhältnissen verlieren die Jahrbücher, deren Blüte durch engen, beschränkten Blick vernichtet wird, an Wert für die Allgemeinheit; man haftet an der

Heimat, die Landschaft siegt über das Reich. Gerade in Oberdeutschland, wo die Staufer heimisch waren, tritt dieses am meisten in die Erscheinung; in Sachsen dagegen und am Rhein entstehen zu ihrer Zeit einige Werke, welche von gröfster Bedeutung für das Reich sind. Dabei benutzen sie Quellen, welche in ursprünglicher Gestalt heute als verloren gelten müssen, aber in diesen Abschriften und Auszügen glücklicherweise erhalten sind.

Im Südosten zunächst entstanden auf Grundlage älterer Werke, besonders einer nach Wattenbach und Redlich um 1180 verfafsten, aber verlorenen Kompilation[52]) die Salzburger Jahrbücher, *ann. S. Rudberti Salisburgenses*[53]), bis 1286, sowie die des österreichischen Klosters Melk, *ann. Mellicenses*, von 1123 ab, mit entsprechenden Fortsetzungen, welche in die folgenden Jahrhunderte hineinragen und dort von gröfserem Werte sind. Erwähnen wollen wir die Jahrbücher von Reichersberg am Inn, *ann. Reichersbergenses*[54]), welche ursprünglich bis 1167 reichen, dann aber von einem gewissen Magnus erweitert und bis 1195 fortgeführt wurden. Dagegen enthalten sie den Bericht des Klerikers Tageno, des Begleiters Barbarossas auf dem Kreuzzuge (S. 355).

Auch sind die Jahrbücher eine reiche Quelle für das Leben des Propstes **Gerhoh von Reichersberg**[55]). Dieser Mann ist nie mehr als ein einfacher Mönch gewesen, wollte auch niemals etwas anderes sein; wer aber die Geschichte des zwölften Jahrhunderts verstehen will, mufs das Leben Gerhohs kennen und seine Schriften gelesen haben. Nirgends sind die Verhältnisse der damaligen Zeit so klar gezeichnet, die letzten Folgerungen der kirchlichen Entwicklung so unbarmherzig gezogen und so beredt vertreten als in ihnen, aber auch nirgends die

offenen und geheimen Schäden der Kirche so rücksichtslos offengedeckt.

Gerhoh wurde zu Polling in Oberbayern 1093 geboren, erhielt besonders in Hildesheim seine Bildung und wirkte dann an der Domschule in Augsburg. Da der Bischof Hermann in dem Streite zwischen Heinrich V. und der Kirche auf Seite des Kaisers stand, zog sich Gerhoh in das Kloster Raitenbuch zurück, wurde aber nach dem Abschlusse des Wormser Konkordates (1122) in seine frühere Stellung berufen; damals machte er auch seine erste Romreise.

Eine Natur wie Gerhoh fühlte sich aber nur in der Einsamkeit des Klosters glücklich. Es war sein höchster Schmerz, zu sehen, wie um ihn Männer in geistlichem Gewande, selbst Mönche, an irdischer Eitelkeit Wohlgefallen hatten. Er forderte schon damals von sich und anderen die höchste Entsagung, drang aber mit seinen Ansichten bei seiner Umgebung nicht durch; wir hören, dafs er mit aller Welt auf gespanntem Fufse lebte. Gerhoh galt als Zänker und unfriedlicher Mensch.

Wiederum ging er nach Raitenbuch, von dort (1125) im Auftrage des Erzbischofs Konrad von Salzburg nach Rom, wo er seine berühmte Zusammenkunft mit Honorius II. hatte. Der kluge Papst billigte Gerhohs Ansichten von der Erneuerung des geistlichen Lebens, meinte auch, dafs schlechte Geistliche das Reich Gottes nicht erlangten; man dürfe sie aber nicht alle bannen, weil sonst „mehr schwache Gute verwirrt als kühne Sünder gebessert würden“.

Nach einem längeren Aufenthalte im Regensburger Bistum — er war Pfarrer in Cham — erhielt Gerhoh 1132 vom Erzbischofe Konrad von Salzburg die Abtwürde in Reichersberg am Inn, wo er bis zu seinem Tode (1169) in gleicher Stellung verblieb.

Von hier aus hat Gerhoh siebenunddreifsig

Jahre hindurch den Gang der Ereignisse verfolgt und seine Ansicht über alle Verhältnisse des kirchlichen und staatlichen Lebens in einer grofsen Zahl Schriften niedergelegt. An allem nahm er Anteil und verliefs oft genug die stille Zelle, um bei Kaiser und Papst in seinem Sinne zu wirken. Er wurde, wie Bernhard von Clairvaux, das Orakel seiner Zeit; an Bedeutung steht er diesem in keiner Weise nach.

Gerhohs[56]) geistliche Schriften gehören zunächst in das Gebiet der Bibelforschung; besonders seine Auslegung der Psalmen ist von jeher als ein bedeutendes Werk anerkannt worden. Für unsere Zwecke aber kommt nur Psalm 64 in Betracht, dessen Erklärung zu einer selbständigen Schrift „Über den verderbten Zustand der Kirche“ heranwuchs. Einzelne Glaubenslehren werden in mehreren Abhandlungen gegenüber den freieren Auslegungen anderer richtiggestellt; unter den dahin gehenden Schriften ist am wertvollsten das zweite und dritte Buch der Erforschung des Antichrists[57]).

Gröfsere Wichtigkeit für uns haben indessen die Werke, welche das kirchliche Leben der Zeit behandeln. Dadurch, dafs ein Mann wie Gerhoh unser Führer ist, wird jeder Schein von übertriebener Darstellung schwinden. Freilich dürfen wir nie vergessen, dafs er ein gar strenger Sittenrichter ist, welcher an sich und andere die höchsten Anforderungen stellte und meistens über das Mafs des Möglichen hinausgeht. Gerhoh sowohl wie Bernhard von Clairvaux und Petrus Damiani — das sind die besten Vertreter dieser strengen Richtung — vergessen, dafs die Kirche von Menschen gebildet und regiert wird, dafs allen menschlichen Verhältnissen Gebrechen aller Art anhaften.

Mit dem Konkordate von 1122 war die Simonie nicht verschwunden; nur flofs das Geld nicht mehr in weltliche

Hände, sondern nach Rom; das erste Buch der Schrift „Über die Erforschung des Antichrists“ ist voll von bitteren Klagen über Prozesse, deren Entscheidung allein vom Gelde der Parteien abhing. Die Unsitte, in allen, sogar weltlichen Dingen, Berufung nach Rom einzulegen, ist allgemein geworden; des Geldes bedarf man, um Recht zu bekommen. Der Grundsatz bei Matthäus 10, 8 „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch“, wird vernachlässigt. In dieser Beziehung ist Papst Eugen III. eine besonders lobenswerte Ausnahme. Auf ihn hatten die Schätze der Erzbischöfe von Köln und Mainz keinen Einflufs; goldbeladen, wie sie gekommen, kehrten ihre Esel nach Deutschland zurück. An allem Unheil sind aber nur die verkommenen Römer schuld, welche die Kirche zwingen, habsüchtig und ungerecht zu sein.

Das einfache Leben früherer Zeiten ist geschwunden. Papst und Bischöfe geben dem niederen Geistlichen durch ihr verschwenderisches Auftreten ein böses Beispiel; das Kloster ist wirtschaftlich fast vernichtet, in welchem ein päpstlicher Legat sich länger aufhält. Auch das sonstige Leben der Geistlichen, hohen wie niederen, ist anstöfsig. Die Bischöfe sind weltlich geworden und weniger Seelenhirten als Heeresführer; sie beflecken ihre Hände mit Blut. Nachdem sie durch Simonie das Amt erhielten, scheuen sie sich nicht, auch bei ihren Untergebenen dieses Laster zu dulden. Manche Priester nehmen an verschiedenen Orten Ämter, um aus beiden Einkünfte zu beziehen. Weil sie aber nicht selbst zur Verwaltung mehrerer Ämter imstande sind, vergeben sie dieselben an gemietete Priester. Dieser verdorbene Zustand der Kirche wird noch böse Früchte zeitigen.

Trotz aller Mafsregeln war die Ehelosigkeit der Priester damals nicht durchgeführt; verheiratete Priester aber sind Gerhoh ein Dorn im Auge. Heirat ist für ihn bei dem Geistlichen gleich der Unzucht; hierbei tritt sein

schroffer, mönchischer Standpunkt am meisten hervor. Wenn übrigens Gerhoh von der Unenthaltsamkeit der Geistlichen damaliger Zeit spricht, denkt er im allgemeinen an die verheirateten Priester.

Um nun die Schäden der Kirche zu heilen, erörtert Gerhoh verschiedene Mittel. Grundsätzlich fordert er für die Kirche die Zehnten, Erstlinge und freiwillige Spenden, damit die Glieder der Kirche ihren Unterhalt gewinnen; sie zu verschenken steht niemand zu. Damals aber hatte die Kirche überall Hoheitsrechte und Grundbesitz durch Kauf und Schenkung erworben; beide gehören nach Gerhoh unbestritten der weltlichen Gewalt. Die einfachste Lösung wäre also für ihn Verzicht und Rückgabe. Heinrich V. und Papst Paschalis hatten dieses auch gewollt, ihre Absicht war indessen an dem Widerstande des gesamten Episkopats gescheitert. Gerhoh nun, sonst so folgerichtig, klebt auch am Besitz. Die Hoheitsrechte freilich über Herzogtümer und Grafschaften, die Zölle und Münze kann die Kirche entbehren und wird sie auch gern entbehren; wenn sie sich aber des Grundbesitzes entäufsern würde, wäre sie plötzlich arm und ohne Einflufs. Das darf nicht geschehen, die Kirche darf nichts abgeben; das ihr Geschenkte mufs sie behalten, da es Gottes und der Armen ist. Auf der einen Seite fordert also Gerhoh Freiheit der Kirche und Unabhängigkeit ihrer Diener, verkennt aber, dafs jeder Besitz den Besitzer knechtet und abhängig macht. Arnold von Brescia war folgerichtiger, als er die arme, aber von jeder weltlichen Bevormundung freie Kirche forderte. Ihn brachten seine Lehren auf den Scheiterhaufen; Gerhoh ist hochbetagt in dem durch ihn reich gewordenen Reichersberg gestorben. D i e L ö s u n g d e r B e s i t z f r a g e i s t i h m n i c h t g e g l ü c k t; eine Kirche nach Gerhohs Begriffen mufs auf weltliche Güter verzichten.

Für sonstige Schäden der Kirche, besonders das äufsere

Leben ihrer Diener, hat Gerhoh ein einziges, nach seiner Ansicht wirksames Mittel, das regulierte Leben. Schon in Augsburg hatte er sehen müssen, wie die gemeinsamen Efs- und Schlafsäle nur bei besonderen Gelegenheiten benutzt worden waren; im übrigen ging jeder seine eigenen Wege. Die Freiheit aber, sagt Gerhoh, ist die Quelle alles Übels; daher sollen alle Kleriker zusammen wohnen und klösterliche Tracht anlegen. Ist es nämlich schon schwierig, der Fehler und Laster dieser Welt in den Klöstern Herr zu werden, noch viel mehr und unfehlbar verfällt man ihnen in der Freiheit; der wahre Kleriker ist nur der Mönch.

Auch bei diesen Vorschlägen erweist sich Gerhoh als schlechter Kenner der menschlichen Natur. Er sowohl, der in Fasten und Kasteien seine gröfste Befriedigung kannte, wie seine Brüder und Eltern, die sämtlich auf Gerhohs Veranlassung ins Kloster gingen, können in diesem Punkte nicht mafsgebend sein. Der Mensch sträubt sich gegen das regulierte Leben und die fortwährende Bewachung; er will freie Bewegung, mag auch sein Leben sich hart und entbehrungsreich gestalten. Es ist ja nicht ausgeschlossen, dafs in kleinem Kreise und mit Glück sich für einige Zeit ein ganz einwandfreies Zusammenleben ermöglichen läfst, niemals aber kann man dieses in gröfseren Verhältnissen erreichen. Die Gebrechen, welche Gerhoh der damaligen Kirche vorwirft und nachweist, sind also mit dem Menschen innig verbunden und werden selbst bei der gröfsten Aufsicht und Vorsicht stets sich zeigen. Kein vorurteilsfreier Mensch wird daher eine kirchliche Gemeinschaft überhaupt verdammen, weil sie unwürdige Mitglieder und Diener zeigt; nur mufs sie stets das Bestreben zeigen, entstandene Schäden möglichst zu beseitigen. Diesen ernsten Willen wird niemand der Kirche für die damalige Zeit oder überhaupt wegleugnen können.

Es erübrigt noch Gerhohs Ansichten über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche kurz zu besprechen.

Es gibt zwei Gewalten auf Erden, die geistliche und weltliche; Vertreter derselben sind Papst und Kaiser, beide einander gleichgeordnet, jede herrscht in ihrem Kreise; es ist daher nicht statthaft, dafs sie einander stören. Die Waffe des Papstes ist das Kreuz, mit dem er die weltliche Gewalt segnet; dem Kaiser gehört das Schwert, welches die Kirche schützen soll. Es soll also Einigkeit herrschen zwischen ihnen und niemand des anderen Rechte beanspruchen. Handelt der Kaiser anders, unterdrückt er die Kirche, so trifft ihn mit Recht der Bann. Der Papst dagegen ist bei Übergriffen nur einem Konzil Rechenschaft schuldig, nicht der weltlichen Gewalt. Gerhoh ist aber in diesem Punkte schwankend, man kann aus seinen Schriften auch andere Ansichten herausfinden; besonders aber unterscheiden sich darin die älteren wesentlich von den jüngeren. Die ersteren, welche sich Gregor VII. nähern, behaupten sogar eine höhere Stellung des Papstes, besonders dessen Recht, sich in weltliche Dinge zu mischen, während die letzteren mehr dem Grundsatze der Gleichheit beider Gewalten huldigen, so, dafs dem Papste im Falle der Unwürdigkeit des Kaisers diesem gegenüber eine Strafgewalt eingeräumt wird, anderseits der Kaiser dem Papste gegenüber ein solches Recht nicht besitzt. Der Papst hat vielmehr nur eine gewisse Verpflichtung, sich zu reinigen und zu rechtfertigen; der Zwang hierzu wird verneint.

Wir sehen, dafs Gerhoh auch in diesem Punkte sich wenig praktisch zeigt. Eine solche Trennung der weltlichen und geistlichen Gewalt und doch wieder ihre innige Verquickung ist unmöglich; fortwährend entstehen Reibungen, welche nach Gerhoh allerdings durch beiderseitige Übereinkunft gehoben werden sollen. Wenn aber nun,

wie es damals und so oft geschah, der eine Teil sich nicht fügte? Dann entstand der Kampf, den Gerhoh vermieden wissen wollte. Gerade zu seiner Zeit hatte die Kirche die so lange schmerzlich empfundene Abhängigkeit von der Staatsgewalt abgeschüttelt und war zur Beherrschung derselben fortgeschritten. Kein Zeitpunkt war weniger geeignet, die Gerhohschen Ansichten zu verwirklichen, als die Zeit Friedrichs I. und Alexanders III.; diese beiden Männer lächelten über den unpraktischen Mönch, welcher menschlichen Ehrgeiz durch philosophische Lehrsätze zügeln wollte.

Im ersten Buche „Über die Erforschung des Antichrists" besonders hat Gerhoh seine Ansichten über den Verlauf des grofsen Kampfes zwischen Staat und Kirche niedergelegt. Es ist zugleich ein Bild seines vielbewegten Lebens, der Wandlungen, welche er in den Stürmen der Zeit durchmachte. Geschrieben wurde das Werk 1161, zur Zeit der grofsen Kirchenspaltung zwischen Alexander III. und Victor IV., zu einer Zeit, als die Welt dem Untergange neigte, wo niemand zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden vermochte und der Antichrist nahe schien. Auch Gerhoh weifs sich nicht zu helfen und schwankt, bis endlich die Entscheidung zugunsten Alexanders III. getroffen wird. Seine Untersuchungen und Betrachtungen über den Verlauf der vielen Kämpfe und Wirren haben keinen grofsen Wert als Geschichtsquelle, da der kirchliche Standpunkt überall den Wert oder Unwert der Personen und Ereignisse bestimmt, aber als Stimme aus damaliger Zeit können Gerhohs Worte sich stets einer gewissen Beachtung erfreuen.

Wir verzichten darauf, den Inhalt des Werkes wiederzugeben und Gerhohs Ausführungen ins einzelne zu verfolgen. Was er aber (Kap. 16—19) über Heinrich IV. erzählt, übersteigt entschieden die Grenze des guten Geschmacks; es zeugt von grofser Gehässigkeit, derartige

Dinge niederzuschreiben. Was wir an dem Priester Bruno und dem Bischofe Benzo tadeln mufsten, ihre verdorbene Phantasie, das müssen wir auch bei dem Abte Gerhoh entschieden verurteilen. Wir wollen Heinrichs Fehler und selbst Laster nicht beschönigen, was ihm aber Gerhoh an Greueln gemeinster Art nachsagt, zeigt uns den sonst so besonnenen Mann in sehr bedenklichem Lichte. Seine ganze Beurteilung der beiden letzten fränkischen Kaiser wird um so geringer zu bewerten sein, als die Gegenpartei in bestem Lichte erscheint. „Das einzige, was Gerhoh an Gregor zu tadeln findet, ist, dafs er im Kampfe gegen Heinrich IV. aufser dem geistlichen Schwerte noch der weltlichen Waffen sich bedient und behufs der Verteidigung Roms den Beistand der Römer um Geld erkauft habe, was den Grund gelegt habe zu ihrem Übermute und ihren Erpressungen in späteren Zeiten. Hätte Gerhoh freilich selbst in jener Periode gelebt, von der er nun durch den Wall kirchlicher Tradition geschieden war, so würden ihn wohl in dem Bilde des Papstes noch mehr dergleichen Züge aufgestofsen sein, die ein nichts weniger als mönchisches Gepräge trugen, und auch das Verhalten des Königs würde er dann wohl in etwas anderem Lichte gesehen haben.“

Die letzten Jahre seines Lebens verliefen sehr stürmisch. Friedrich I. hatte 1165 auf dem Reichstage zu Würzburg die Anerkennung des zweiten Gegenpapstes, Paschalis III., seitens der Reichsfürsten durchgesetzt. Da der Erzbischof von Salzburg, Konrad, dort nicht erschienen war, auch später in Nürnberg sich nicht fügte, wurde sein Erzbistum verwüstet und auch Reichersberg nicht geschont. Da schrieb Gerhoh seine „Vierte Nachtwache“[58]), in welcher Schrift die ganze Trostlosigkeit der Lage, die geringe Aussicht auf Besserung geschildert wird. Sein ganzes Leben war umsonst, Versöhnung der beiden Gewalten auf Erden nicht mehr möglich.

Tief verbittert starb Gerhoh 1169, ein Mann, welcher in ernstem Streben nach Wahrheit vielfach vom richtigen, gangbaren Wege abirrte, dessen Wirken und Kämpfen für die Wiedergeburt der Kirche ohne Erfolg blieb, ein Mann aber, der bei Freund und Feind durch Überzeugungstreue und furchtloses Auftreten sich der höchsten Achtung erfreute, dessen Schriften in der letzten Zeit der unverdienten Vergessenheit entrissen sind.

Wie im Südosten entstanden auch im Nordwesten des Reiches Jahrbücher, welche sich als eine Fortsetzung der schon bestehenden Annalen von St. Jakob[59]) in Lüttich ausweisen. Aber diese wie die Fortsetzung bis 1194, welche ein Mönch desselben Klosters, Lambert der Kleine, anfertigte, sind mager und entbehren gröfseren Wertes. Dagegen ist die weitere Fortsetzung des Mönches Reiner bis 1230 eine reichliche Quelle, nicht allein für die Geschichte der Stadt und des Bistums Lüttich, sondern auch des Reiches. Dieser Fortsetzer war ein Mann mit offenem Auge für die Verhältnisse des menschlichen Lebens; alles erweckt seine Teilnahme. Wie hoch die Getreidepreise standen, ob die Witterung für Korn- und Weinernte günstig gewesen, weifs er Jahr für Jahr eingehend zu berichten. Hieraus folgt auch, dafs er die Jahrbücher gleichzeitig fortsetzte, nicht allein Jahr für Jahr, sondern auch nach Art eines Tagebuches, von Fall zu Fall. Eingeschoben ist ein eingehender Bericht von der Fehde zwischen Lüttich und dem Herzog von Brabant (1213), der von seiner Anhänglichkeit an die Vaterstadt zeugt. Seine Gesinnung ist kaiserlich; er folgt hierin der alten Lütticher Überlieferung, wie sie auch in den Jahrbüchern von St. Jakob unverhohlen zum Ausdruck kommt. (1077, 1081, 1084, 1105, 1159.)

Gröfseren Wert für die Reichsgeschichte besitzen die Jahrbücher des mittleren Deutschland, die Erzeugnisse der Thüringer Geschichtschreibung[60]). Die Erfurter

Jahrbücher haben wir schon früher kennen gelernt. Nach Holder-Egger entsteht dort um das Jahr 1276 auch die sog. Peterschronik, *chr. Sampetrinum*, heute von Holder-Egger *cronica S. Petri Erfordensis moderna*[61]) genannt, welches Werk als Kompilation beginnt und bis 1355 fortschreitet. Besonders wichtig sind die Nachrichten für das zwölfte Jahrhundert und den Anfang des dreizehnten (1100—1215). Verwandt mit der Chronik sind die Ann. Lothariani, beide haben von 1125—1137 gleichen Wortlaut. Verwandt sind ferner die früher ebenfalls erwähnten Erfurter Jahrbücher, da auch diese, wenigstens die maiores, mit ihr die Reinhardsbrunner Quelle bis 1181 benutzen. Von da ab bis 1215 erhält die Chronik noch gröfseren Wert; ihre weiteren Vorlagen ins einzelne festzustellen, hat für uns keinen Zweck, bemerkt aber soll werden, dafs an der Erfurter Marienkirche von 1223—1245 Jahrbücher entstanden sind, welche ebenfalls von der Peterschronik benutzt wurden. Eine andere Ableitung der Marienkirche ist von den Erfurter Dominikanern hergestellt und durch wertvolle Nachrichten bereichert.

Der Inhalt der Peterschronik hat örtliche und allgemeine Bedeutung. Gröfsere Ereignisse in der Stadt, wie Brände, werden sorgfältig berücksichtigt; daneben läuft die Reichsgeschichte, wichtig besonders für Friedrich I., Heinrich VI. und die Gegenkönige Philipp und Otto. Die Haltung ist gemäfsigt staufisch; Philipps Tod wird lebhaft beklagt; aber im allgemeinen überwiegt knappe und nüchterne Berichterstattung, die sich nicht immer von Irrtümern, besonders chronologischer Art, freihält.

Die geschichtliche Tätigkeit in Erfurt ist also, wie wir sahen, bedeutend gewesen; sie äufserte sich sowohl selbständig, als auch bewahrte sie manches durch Abschrift vor dem Untergange.

Auch die Jahrbücher von Reinhardsbrunn,

ann. Reinhardbrunnenses[62]), einem Kloster bei Gotha, wichtig für Heinrich VI. und fortgeführt bis 1227, seien genannt. Von gröfserer Bedeutung sind die Pegauer Jahrbücher, *ann. Pegavienses*[63]), entstanden in dem Kloster Pegau bei Merseburg, welche bis 1227 reichen. Ursprünglich bestimmt zu einer Lebensbeschreibung des Markgrafen Wipert, welcher Pegau stiftete, schwoll das Werk allmählich (schon 1080) durch Aufnahme von Auszügen Frutolf-Ekkehards, dann wörtliche Abschrift der Erfurter Jahrbücher von 1116—1149 zu einer annalistischen Kompilation, die auch später noch die Magdeburger Jahrbücher (bis 1176), allerdings selbständiger, benutzte, dann aber bis 1190 durch eigene Aufzeichnungen grofsen Wert erhält.

Die wichtigsten Jahrbücher für diesen Zeitraum liefert wieder unstreitig Sachsen und der Rhein. Auch sie entstehen meistens auf Frutolf-Ekkehard, den man durch eigene Nachrichten und sonstige Quellen in annalistischer Weise fortsetzt. Diese Quellen sind nicht alle erhalten; besonders leider fehlen die oben besprochenen sächsischen Reichschroniken, zwei gröfsere Werke, welche beide vom Annalista Saxo benutzt wurden, während die Pöhlder und Magdeburger Jahrbücher je eins ausschreiben. Die Nienburger Annalen, eine bis 1139 (1149 Giesebrecht) reichende dritte Annalenkompilation ist ebenfalls schon (S. 327) besprochen. Eine vierte verlorene Quelle ist uns in Auszügen bekannt, welche L. v. Heinemann und O. Holder-Egger aus Braunschweiger und Trierer Fragmenten herausgaben. Das eigentliche Werk (bis 1164) hat der Pöhlder Chronist von 1125—1138—1164, der Annalista Saxo, der Magdeburger Annalist, Albert von Stade, letzterer nicht so umfangreich, benutzt. Entstanden ist es in Rosenfeld, aber vorzugsweise fortgesetzt in Ilsenburg (bis 1164), eine wichtige Quelle für Reichsgeschichte, besonders 1138—1142 (Herre)[64]).

Die Magdeburger Jahrbücher, *ann. Magdeburgenses*[65]), welche man bisher nach dem Vorgange von Leibniz, der sie zuerst veröffentlichte, *chronographus Saxo* nannte, sind im Kloster Bergen bei Magdeburg entstanden und reichen bis 1188. Der unbekannte Verfasser des grundlegenden Teiles schaffte sich aus Frutolf-Ekkehard, den er durch andere Quellen ergänzte, einen sicheren Boden und benutzte weiterhin die (verlorenen) Hildesheimer, Quedlinburger, Rosenfelder Jahrbücher, besonders aber die sächsische Reichsgeschichte, die verlorenen sächsischen Ilsenburger Annalen (1153—1164) (Herre), sowie die ihm naheliegende Magdeburger Bistumschronik.

Die Magdeburger Jahrbücher sind also im allgemeinen eine Kompilation, deren Quellen gröfstenteils offen liegen, haben aber dennoch besonders im zwölften Jahrhundert Wert. Der Verfasser ist kaiserlich gesinnt und berücksichtigt, wenn auch nicht überall gleichmäfsig, das Reich. Man trifft reichhaltige Darstellung, besonders 1147 ff., aber auch, so gegen Schlufs, dürftigere Berichterstattung.

Ein ähnliches Werk sind die Jahrbücher von Poehlde, *ann. Palidenses*[66]), einem Kloster am Harz, welche bis 1182 reichen und, wie es scheint, von einem gewissen Theodorus verfafst wurden. Zum Jahre 487 steht nämlich als Überschrift: „Bis hierher der Bischof Idacius; darnach schreibt Theodorus die Annalen.“ In der Vorrede heifst es ferner nach einigen Bemerkungen, welche sich auf die Entstehung des Werkes beziehen: „Darauf folgt das Werk des Theodorus.“ Wer indessen dieser Mann gewesen, ob er in Pöhlde oder wann er schrieb, ob er überhaupt der Verfasser war, ist nicht genau festzustellen.

Wie die Magdeburger, so sichern auch die Pöhlder Jahrbücher sich für die ältesten Zeiten einen geschichtlichen Boden, besonders an Frutolf-Ekkehard (bis 1125), schreiben aber weiterhin andere Vorlagen wie die Pader-

borner Jahrbücher aus. Dann nimmt auch jene zweite und vierte Quellenschrift aus Sachsen einen breiten Raum ein; aus ihr flossen vornehmlich die verschiedenen Sagen und Legenden, die sich an die Person der Herrscher und Gregors VII. im Volke geknüpft hatten. Ferner benutzte er die verlorenen sächsischen Ilsenburger Annalen, und stimmt daher wörtlich mit den Magdeburger Jahrbüchern (1153—1164) und Albert von Stade überein.

Zum Jahre 924 nennt er Heinrich I. den Vogeler, da die Fürsten, welche ihm seine Wahl zum deutschen Könige anzeigten, ihn beim Vogelfang trafen. Zum Jahre 936 erzählt er, dafs die Gemahlin Ottos I. einem frierenden Bettler erlaubt habe, den Ärmel ihres Mantels abzureifsen, um sich zu bedecken; dieser Bettler sei Otto gewesen, welcher die Treue seiner Gemahlin habe prüfen wollen. Zu 983 weifs er von der Vergiftung Ottos II. durch die auf ihn eifersüchtige Gemahlin des Crescentius zu berichten. Heinrich II. lebte nach ihm mit Kunigunde wie ein Bruder mit der Schwester, welche Nachricht auch sonst gefunden wird, während andere Quellen von Heinrich als krank oder lahm sprechen. Noch andere Sagen nimmt der Pöhlder Annalist ohne Bedenken in sein Werk auf; er läfst seine Quellen reden, wie es der Annalista Saxo vorzugsweise liebte. Die letzten Jahre, von 1170 ab, sind nach Vermutung von Herre nicht in Pöhlde, sondern in Quedlinburg geschrieben; das Werk schliefst mit dem Falle Heinrichs des Löwen.

Die Jahrbücher von Stade, *ann. Stadenses auctore Alberto* [67]), wie Lappenberg das Werk nennt, besser Chronik des Magister Albert von Stade genannt, sind die spätesten und reichen bis 1256. Wann dieser Albert geboren ist, wissen wir nicht; die erste sichere Nachricht meldet seine Erhebung zum Abte des Marienklosters in Stade (1232). Er gewann (1236) auf einer Romreise die Ermächtigung, das Kloster nach Cisterzienserregel zu verwandeln, „damit

die dort lebenden Brüder unter Beobachtung der hl. Regel den Jüngsten Tag und die Ankunft des gestrengen Richters ohne die schwerste Gefahr für das Heil ihrer Seelen erwarten könnten". Trotzdem der Papst sein Gesuch genehmigte, scheiterte die fromme Absicht Alberts an dem Widerstande besonders der Brüder selbst. Er legte daher sein Amt nieder, wurde Minorit (1240) und starb vielleicht kurz nach 1264.

Dafs Alberts Pläne in betreff des Marienklosters ins Wasser fielen, ist für uns ein Glück gewesen; denn er schrieb nach 1240, wo ihn die Abtsorgen nicht mehr drückten (Vorrede und 1202). Das Werk, wie es vorliegt, bietet nicht die ursprüngliche Fassung. Es ist von Weiland nachgewiesen, „dafs von Alberts Chronik eine Ausgabe vorhanden gewesen sein mufs, welche an manchen Stellen reichere Nachrichten enthielt . . ."; ferner steht es fest, dafs das Werk bis 1265 gereicht hat, welche Fortsetzung ebenfalls von Albert selbst verfafst wurde.

Unterlage der Chronik ist Frutolf-Ekkehard in Verbindung mit Beda; dazu treten später norddeutsche Quellen, wie Adam und Helmold. Albert berührt daher besonders auch Niederdeutschland; daneben läuft die Reichsgeschichte, welche ihm das verlorene annalistische sächsische Werk (bis 1164) lieferte, ähnlich wie bei den Jahrbüchern von Magdeburg und Pöhlde.

Als Quellenwerk steht die Chronik nicht sehr hoch; verdächtige genealogische Nachrichten sind häufig (1105, 1112, 1144) eingeflochten, ebenfalls Briefe und Urkunden, z. B. der Bannspruch Gregors IX. über Friedrich II. und dessen Antwort (1239). Neben ernster Geschichte steht die elendeste Fabel: mit grofser Ausführlichkeit erzählt Albert oft kleinliche Dinge (1021, 1151, 1202). Irrtümer jeder Art finden sich häufig. Albert nahm die Nachrichten befreundeter Personen gläubig auf und verleibte sie seinem Werke ein. Dennoch können wir ihn nicht vermissen; er ist für Friedrich II. trotz aller Mängel unentbehrlich.

Eins der bedeutendsten Werke annalistischer Art schuf Köln. Diese Stadt, von jeher Brennpunkt der Strafsen vom Niederrhein nach Oberdeutschland sowie aus Westfalen nach dem linken Rheinufer, Sitz eines der bedeutendsten Erzbistümer, das mit Mainz erfolgreich um den Vorrang stritt, bewohnt von einer regen, betriebsamen Bevölkerung, war im ganzen Mittelalter, wie noch heute, die wichtigste des nordwestlichen Deutschland. Für geschichtliche Tätigkeit fand sich wohl Gelegenheit, aber aufser einigen wenig bedeutenden Jahrbüchern früherer Zeit hat sich nichts erhalten.

Erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wird in Köln ein Werk zusammengestellt und weitergeführt, welches im Eingange von sich sagt, dafs es Feindin der Lüge sei und seit Erschaffung der Welt den Verlauf der Zeiten kenne. Es ist die Königschronik, auch Chronik von St. Pantaleon genannt; von Pertz erhielt das Werk den Namen Die Kölner gröfsten Jahrbücher, *ann. Colonienses maximi*, bis 1175, zum Unterschiede von früheren unbedeutenden Aufzeichnungen; jetzt ist die früheste Bezeichnung, Königschronik, wieder im Gebrauch[68].

Die Chronik bietet zunächst einen umfangreichen Auszug aus Frutolf-Ekkehard bis 1106, benutzt dann die Paderborner Jahrbücher und von 1138 ab eine zweite, unbekannte Quelle bis 1144, welche auch dem Annalista Saxo vorgelegen haben mag. Von 1144 bis 1175 wird die Chronik selbständig und bringt neben Reichsgeschichte auch Ortsnachrichten (1153, 1159, 1163, 1164), teilweise von zweifelhaftem Werte. Urkunden und Briefe sind später häufig mitgeteilt; die Darstellung ist zuletzt ausführlich und glaubwürdig, zugleich fesselnd und anziehend. Man hielt (Cardauns, Wattenbach u. a.) früher Friedrichs Kapellan Burchard für den Verfasser, besonders des von 1144—1175 reichenden Teiles. Von ihm sind aller-

dings (1161, 1162) zwei Berichte an den Abt des Klosters Siegburg aufgenommen, aber ein Kölner Domherr, dessen Namen wir nicht kennen, hat nach Waitz höchstwahrscheinlich den Abschnitt der Chronik bis 1175 und auch erst in diesem Jahre geschrieben. Nur so erklären sich die Ungenauigkeiten in den ersten Teilen seiner Darstellung. Der Inhalt derselben ist wertvoll, die Gesinnung des Verfassers im allgemeinen staufisch; derselbe hat aber nach 1168 keine staufische Quellen mehr verarbeitet.

Die Chronik erhielt zunächst eine einheitliche Fortsetzung bis 1199; von da ab bis 1220 reicht eine Wiener Handschrift, ebenfalls von 1200—1238 die früher allein bekannten Handschriften, deren Quelle die für das Kloster St. Pantaleon geschriebene, jetzt in Wolfenbüttel befindliche Urhandschrift ist, aus der die Aachener und noch andere geflossen sind.

Die Fortsetzer sind kaiserlich gesinnt (nicht aber 1187). Als die Doppelwahl Deutschland in zwei Lager spaltete, werden Philipp und Otto gleichmäfsig König genannt. Freilich läfst sich eine Zuneigung zu Otto nicht verkennen, da Köln auf dessen Seite stand; der Fortsetzer nennt ihn auch bis zu seinem Tode (1218) Kaiser, erkennt aber Friedrich II. sofort als Herrscher an. Die Darstellung hat im allgemeinen reichen Stoff bewältigt; der Kreuzzug Friedrichs I. (1188—90) und der sog. lateinische (1204) ist auf Grund eingehender Vorlagen behandelt, fast gar nicht berücksichtigt der des Kaisers Friedrich II. (1228). Die Ermordung Engelberts von Köln bei Schwelm (1225) berührt den Verfasser selbstverständlich schmerzlich und wird entsprechend gewürdigt; sehr reichlich behandelt sind endlich die letzten Jahre (bis 1238). Auch in den Fortsetzungen finden sich Aktenstücke und Briefe (z. B. 1195, 1197, 1203) zur Bekräftigung der Überlieferung.

Die Königschronik als Ganzes ist eine wert-

volle Quelle sowohl für die Geschichte des Erzbistums Köln als auch des Reiches. Eine Fortsetzung, Jahrbücher von St. Pantaleon, *ann. S. Pantaleonis,* reicht unabhängig vom Hauptwerke bis 1249.

Am Oberrhein, im Elsafs, ist unter Anlehnung und Ergänzung Ottos von Freising ein Werk entstanden, dessen Verfasser sowohl wie Ursprungsort bis jetzt noch nicht ermittelt wurden. Es sind die Marbacher Jahrbücher, *ann. Marbacenses*[69]), nach Marbach, einem jetzt verfallenen Kloster bei Kolmar, von Wilmans, ihrem Herausgeber, so genannt; sie reichen bis 1238 und sind am wertvollsten für die Zeit 1180—1200.

Der Verfasser ist unbekannt und zweifelhaft der Ursprungsort. Wilmans verlegte denselben nach dem eben erwähnten Kloster Marbach; Hegel und Lorenz suchten ihn im Kloster zur hl. Dreifaltigkeit in Strafsburg, Böhmer im Kloster Neuburg bei Hagenau. Aloys Schulte endlich betrachtet das uns vorliegende Werk als eine im Anfange des 13. Jahrhunderts in Neuburg entstandene Kompilation, deren Quellen (im ganzen fünf) indessen verloren sind und daher für Schultes Vermutung keine Beweiskraft haben. Dennoch aber erscheint uns die Ansicht schon deshalb nicht unbegründet, weil die Marbacher Jahrbücher, wie wenige ihrer Art, stets einen ruhigen Ton der Darstellung zeigen, wie derselbe bei einer Überarbeitung am besten erzeugt wird.

Der Inhalt des Werkes ist vorwiegend Reichsgeschichte, die Haltung staufisch. Gott vereitelte, wie der Verfasser (1187) sagt, die böse Absicht des Papstes, Friedrich I. nochmals zu bannen, indem er ihn von der Welt abberief; sein Nachfolger, fährt er fort, war ein guter und frommer Mann. Friedrich II. ist 1208 legitimus heres; dafs dagegen Otto IV. (1210) für seinen Ungehorsam gegen den Papst mit dem Banne belegt wird, findet der Annalist in der Ordnung und nennt die Strafe wohl-

verdient. Anderseits erwähnt er (1227) die Bannung Friedrichs II. nicht.

Als Quellenschrift sind die Marbacher Jahrbücher von 1155 ab selbständig und deshalb wertvoll; aber auch sonst empfehlen sie sich durch Ruhe der Darstellung und sind, wie oben erwähnt, zwischen 1180—1200, besonders aber für Heinrich VI. sehr reichhaltig und ausführlich. Bemerkenswert ist auch die freimütige Verurteilung des Kinderkreuzzuges (1212); derselbe wird treffend als eine alberne Heerfahrt bezeichnet.

Den Beschlufs dieser grofsen Reihe wertvoller Quellen soll die Chronik Burchards von Ursperg, *Burchardi Urspergensis chr.*[70]), machen; sie reicht bis 1229.

Burchard wurde zu Biberach in Schwaben vor 1180 geboren. Aus seinen Jugendjahren kennen wir nur die erste Romreise (1198) und das Jahr der Priesterweihe (1202); später wurde er Prämonstratenser in Schussenried und (1209) Propst dieses Klosters. Dann machte Burchard die zweite Romreise und war seit 1215 Propst in Ursperg, wo ihn der Tod im besten Mannesalter ereilte (1230).

Die Unterlage der Chronik bildete Frutolf-Ekkehard, daneben, aber nicht in so hervorragendem Mafse, Otto von Freising, die Welfengeschichte des Mönches von Weingarten und für Friedrich I. der Italiener Johannes von Cremona, dessen verlorene „Geschichte seiner Zeit“ Burchard in Italien kennen lernte. Vom Ende des zwölften Jahrhunderts ab, der letzten Zeit Heinrichs VI., wird er selbständig. Seine Quellen schrieb er teils wörtlich ab oder machte Auszüge oder verband mehrere zu einem Ganzen, so dafs es oft schwer hält, sie zu verfolgen. Manches auch benutzte Burchard ohne Verständnis. Ein jetzt verschwundenes römisches Grabdenkmal in Württemberg, welches ein gewisser Clodius seiner Frau gesetzt hatte, „entging nicht seiner Aufmerksamkeit

freilich machte er den Clodius zum Ahnherrn des fränkischen Hauses“.

Die Chronik ist staufisch gesinnt, übersieht aber nicht die Fehler der Kaiser, wie Heinrichs VI. Das Urteil über Personen und Verhältnisse ist besonnen. Wenn Burchard (1178) von den Deutschen sagt, dafs sie ihren eigenen Willen Gesetz und Recht voranstellen, so ist das etwas scharf, aber nicht grundlos. Noch heute haben drei Deutsche vier Meinungen.

Überall lernen wir den Chronisten als Menschenkenner schätzen; die Charakterschilderung Friedrichs I. (1152), Heinrichs VI. (1198), Philipps von Schwaben (1208), Lothars, wo er einem quidam scriptor folgt, zeichnen sich durch treffende Kürze aus. Auch an ferner liegenden Verhältnissen nimmt er lebhaft Anteil; astronomische Angaben aller Art finden sich bei ihm (1133, 1154, 1170, 1180, 1187, 1208); er soll sogar ein Buch über diese Wissenschaft verfafst haben.

Burchard schreibt auch nicht gedankenlos ab, sondern beurteilt wichtigere Ergebnisse selbständig. Er weifs den Unterschied zwischen Deutschen und Italienern hervorzuheben (1158) und erörtert (1180) Rechtsfragen bei dem Sturze Heinrichs des Löwen. Als 1228 der Papst in die unteritalienischen Gebiete Friedrichs II., der gerade seinen Kreuzzug macht, einfällt, findet er eine solche Handlungsweise ungerecht und bezeichnet sie als portentum ruentis ecclesiae.

Wie wenig einheitlich die Gesamtbezeichnung damals für die Deutschen und Deutschland gewesen ist, davon legt Burchards Werk lebhaft Zeugnis ab. Er nennt uns je nach seiner Quelle Germani, Teutonici, Alamanni; dem entsprechend heifst Deutschland Germania, Teutonia, Alamannia, zweimal auch provinciae Teutonicae. Solche Beobachtungen sind schon deshalb nicht ohne Wert, weil man durch sie auf den Ursprung der Quellen eines

Schriftstellers verwiesen wird, da in den verschiedenen Ländern verschiedene Benennungen üblich waren. Einen bindenden Beweis freilich haben wir dadurch nicht in Händen. (Lindner.)

Das Gesamturteil über Burchard ist günstig. Seine Chronik, d. h. der von ihm selbständig bearbeitete Teil, bewährt sich als eine zuverlässige Quelle. Die von anderen Geschichtschreibern des Mittelalters so sehr beliebten Weitschweifigkeiten sind vermieden; kurz, aber nicht überall rasch verständlich ist die Schreibart. Früher hielt man den Propst Konrad von Lichtenau, Burchards Nachfolger, für den Verfasser des letzten Teiles der Chronik, da man Burchards Tod zu früh (1226) ansetzte; jetzt ist nach den Untersuchungen von Lindner und Gronau die Einheit des Werkes unbestritten. Burchards Tod ist in den Anfang des Jahres 1230 zu setzen.

2. Italienische Jahrbücher.

Während die deutsche Geschichtschreibung bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts ausschliefslich in den Händen der Geistlichkeit lag, beteiligte sich in Oberitalien das Bürgertum schon zur Stauferzeit an der Aufzeichnung der geschichtlichen Ereignisse. Die Gründe dieser Erscheinung näher zu erforschen ist hier nicht der Ort; hingewiesen mag indes werden auf den Umstand, dafs die italienischen Städte „nur des schützenden Friedens und der Rechtssicherheit bedurften, um von neuem in Gewerbe, Handel und Schiffahrt aufzublühen, Sitze einer von der Geistlichkeit unabhängigen Bildung zu werden und Frankreich und Deutschland in Bürgerfreiheit voraufzugehen“. Noch ein zweiter Umstand dürfte mafsgebend gewesen sein. Die fortwährenden Kriege der deutschen Kaiser in Italien erzeugten eine heftige Gegnerschaft der eingeborenen Bevölkerung; die wachsende Erbitterung der lombardischen Städte über

ihre politische Unmündigkeit erzwang endlich unter Mailands Führung die städtische Selbstverwaltung. Es war dabei nicht nötig, dafs diese Gemeinwesen sich als Feinde der deutschen Oberherrschaft überhaupt zeigten, aber ihre Sehnsucht, die städtischen Angelegenheiten nach freiem Ermessen zu regeln, ergriff mit dem Niedergange der deutschen Kaisergewalt alle in gleicher Weise. Dieser Geist zeigt sich in allen Jahrbüchern, mögen sie in kaiserlichem Sinne geschrieben sein oder als Gegner der fremden Herrschaft sich zeigen.

Diesen neuerwachten Geist in getreuer Weise zu zeichnen, genügte nicht mehr der Griffel eines Geistlichen. Folgerichtig tritt an seine Stelle der bürgerliche Laie; die wichtigsten Quellen, wie die von Genua, Mailand, Lodi, sind von Laienhand verfafst. Dieser Umstand gereicht ihnen wahrlich nicht zum Nachteil. Es zeigt sich in ihnen eine ganz andere Auffassung der Verhältnisse, die Beurteilung wird schärfer, der Standpunkt ist ein patriotischer; wir begegnen Männern, welche im Leben standen und dessen Bedürfnisse richtig ermessen konnten.

Von allen Städten war Genua schon durch seine Lage am meisten begünstigt. Der treffliche Hafen an einem Meere, welches von jeher als bedeutendster Handelsweg der Welt galt, begünstigte, ja forderte die Einwohner zu überseeischen Unternehmungen heraus. Weil die Stadt von der Landseite aus schwer erobert und, falls ihre Eroberung auch geglückt war, nur mit grofsen Anstrengungen behauptet werden konnte, hatten die Einwohner sich stets einer gewissen Selbständigkeit bei der Verwaltung ihrer Angelegenheiten erfreut. Seit der Mitte des elften Jahrhunderts ist Genua ganz frei; seine Verpflichtungen bestanden nur in der Wahrung des Küstenschutzes gegen die Seeräuber; die Verwaltung des Gemeindewesens besorgte es selbst.

Unter solchen Umständen gelangte die Stadt bald zu

hoher Blüte; gerade diese Zeit ist es, welche die Jahrbücher von Genua, *ann. Januenses*[71]), 1099—1294, uns vor Augen führen; zunächst durch Cafaro von Caschifellone. Derselbe war 1080 einer edlen genuesischen Familie entsprossen, beteiligte sich schon 1100 an einer Kriegsfahrt ins Heilige Land, stand 1122 zum ersten Male als Bürgermeister seiner Vaterstadt vor und hat während seines langen Lebens eine bedeutende Rolle gespielt, stets bemüht, den Glanz Genuas zu erhöhen und dessen Unabhängigkeit zu wahren. Gestorben ist er 1166 in hohem Alter.

Freiwillig entschlofs sich Cafaro, die Taten seiner Landsleute der Vergessenheit zu entreifsen; über sechzig Jahre, von 1099—1163, führte er die Jahrbücher weiter, welche uns in ihrer Gesamtheit ein getreues, wenn auch nicht in gleicher Weise inhaltreiches Bild der Schicksale Genuas und Cafaros Teilnahme an den Ereignissen seiner zuletzt so bedeutenden Zeit entwirft. Wertvoll für uns ist besonders die Zeit Friedrich Barbarossas; die Wahrheit der Berichterstattung wird (z. B. 1154, 1162) durch Aktenstücke erhöht. Cafaro verteidigt in den Jahrbüchern, besonders 1158 und 1162, die Unabhängigkeit Genuas, in einer Zeit, wo die kaiserliche Macht in Italien ihren Höhepunkt erreicht hatte und auch die Genuesen von vertragsmäfsig Gehorchenden zu Untertanen herabzusinken drohten. Friedrich schenkte ihren Vorstellungen damals Gehör, besonders deshalb, weil die Stadt für den Fall einer Belagerung sich durch weitere Befestigungen vorgesehen hatte und mit dem Papste in Unterhandlungen getreten war.

Den Jahrbüchern beigefügt ist in den Monumenten ein zweites Werk des Cafaro: Über die Befreiung des Morgenlandes, eine Erzählung des ersten Kreuzzuges, seiner Veranlassung und der späteren Eroberungen in Syrien bis zur Einnahme von Tripolis (1095—1109).

Hervorgehoben wird die Teilnahme der Genuesen, ihre Gewandtheit im Bau von Belagerungswerken, durch deren Anwendung Jerusalem fiel; es werden die Vorteile erwogen, welche aus der Eroberung des Heiligen Landes den Genuesen erwuchsen. Wertvoll ist dieser Bericht besonders dadurch, dafs Cafaro als junger Mann von 1101 ab sich selbst an der zweiten Hilfesendung beteiligte, also Augenzeuge ist.

Die Jahrbücher Cafaros sind vom Rate der Stadt Genua fortgeführt worden. Der Kanzler Obertus berichtet als erster von 1163—1173, so zwar, dafs die Jahre 1163—1169 in einem Zuge, der Rest gleichzeitig den Ereignissen niedergeschrieben wurde. Der Stadtschreiber Otobonus setzte das Werk 1173 bis 1196 fort und ist als Augenzeuge mancher Ereignisse (1194, 1196) ein wertvoller Berichterstatter. Sehr anziehend ist die Erzählung von der (1191) auch in Genua eingeführten Neuordnung der Obrigkeit, indem statt mehrerer Konsuln ein jährlich ernannter Podesta an die Spitze der Stadt trat. Die weiteren Fortsetzungen des Ogerius Panis, 1197—1219, des Stadtschreibers Marchisius, 1220—1224, des Notars Bartholomaeus, 1225—1248, sind hier nur zu erwähnen. Das ganze Werk reicht bis 1294. Es ist eine wertvolle, überall zeitgemäfse Quelle, aus der auch für deutsche Geschichte an vielen Stellen mit Nutzen geschöpft wird, in erster Linie aber eine Stadtgeschichte, wie sie in ähnlichem Umfange nur selten angetroffen wird.

Für die Reichsgeschichte unter Friedrich I. unentbehrlich und kostbar sind die Jahrbücher von Lodi, 1153—1167, *de rebus Laudensibus*[72]), welche Stadt wegen ihrer kaiserlichen Haltung von den Mailändern zerstört war und deren Bewohner gezwungen wurden, in sechs offenen Flecken zu wohnen. Unter solchen Umständen begrüfsten sie aufs wärmste den Umschwung, welchen

die lombardischen Verhältnisse unter Friedrich I. nehmen. Deutlich tritt diese Gesinnung hervor in den Jahrbüchern, welche von dem kaiserlichen Pfalzrichter Otto Morena 1153—1161 begonnen und von seinem Sohne Acerbus Morena bis 1164 fortgeführt wurden. Die Darstellung beginnt mit der Gesandtschaft der Lodesanen nach Konstanz (1153), wo sie sich über das ihnen zugefügte Unrecht beklagten, und schreitet, überall reichlich (besonders 1158—1162) und zuverlässig, fort.

Mit besonderer Aufmerksamkeit wird jeder die zum Jahre 1162 gesetzte Schilderung der Persönlichkeit Friedrichs, seiner Gemahlin Beatrix und anderer fürstlicher Persönlichkeiten lesen; besonders die des Kaisers sticht durch ihre kurze und knappe, aber treffende Sprache aufserordentlich gegen die Charakteristik bei Burchard von Usperg, Rahewin, Wibald von Korvei sowie dem Engländer Ricardus Londonensis in dessen *itinerarium peregrinorum*[73]) ab.

Die Fortsetzung bis 1168, welche ein unbekannter Verfasser hergestellt hat, ist ebenfalls reichlich und bis 1167 nicht gehässig gegen den Kaiser. Erst als Lodi nach langen Verhandlungen und aus Furcht vor Vernichtung dem lombardischen Städtebunde beigetreten war, eine Tat von gewaltiger Wirkung, wird auch die Sprache des Annalisten schärfer.

Von Wert sind ferner die Jahrbücher von Pisa[74]), *ann. Pisani*, bis 1175, welche Scheffer-Boichorst einem Bernardo Maragone zuschreibt, während Kap-Herr und Langer das Werk für eine Kompilation des vierzehnten Jahrhunderts ansehen, wie solches sich aus der Handschrift ergebe und andere Gründe wahrscheinlich machten. Der mutmafsliche Verfasser Maragone war provisor ac legatus Pisanus, wird aber nicht ausdrücklich erwähnt; er beteiligte sich an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt und war zu seiner Aufgabe wohl

befähigt. Die Jahrbücher schreiben zunächst ältere Quellen Pisas aus, sind dann aber von 1136 und besonders 1158 ab sehr reichlich und wichtig. An einigen Stellen ist die Ordnung des Stoffes nicht befriedigend, was gegen eine Kompilation sprechen dürfte.

Auch in Mailand sind zu jener bewegten Zeit Jahrbücher, die sog. *ann. Mediolanenses maiores*, entstanden, welche in letzter Zeit von Holder-Egger als Taten des Kaisers Friedrich in der Lombardei, *gesta Federici I. imperatoris in Lombardia* — so lautet nämlich der wirkliche Titel — herausgegeben sind; sie reichen von 1154—1177[75].

Der uns unbekannte Verfasser dieser Gesta war ein Laie, kein Geistlicher, wie aus einzelnen Bemerkungen zu den Jahren 1161/1162 hervorgeht. Hiernach gehörte er zu jenen Bürgern, quorum arbitrio annona et vinum et merces venderentur et pecunia mutuo daretur; er weifs auch 1162 zu erzählen, wie teuer Käse und Fleisch gewesen sind. Solche Sorge mag ein Laie gehabt haben, und zwar ein schon älterer Herr; denn milde, willig und gerecht denkt er sogar von seinen Feinden. Seine Schreibweise im allgemeinen läfst auf einen Mailänder ohne klassische Bildung schliefsen. Auch die Zeit der Abfassung kann man ungefähr bestimmen; sie erfolgte sicher kurz nach dem Frieden zwischen Kaiser und Papst (1177); denn zu diesem Jahre, dem letzten des Werkes, bemerken die Jahrbücher kurz und bitter: Sed (der Papst) Longobardos deseruit et episcopos depositos restituit et quos ipse creaverat deposuit. Das kann nicht 1183, nach dem Frieden von Konstanz, geschrieben sein.

Als Verfasser galt lange Zeit ein Sir Raul oder Radulfus, der aber, wie heute feststeht, nur die ursprüngliche, aber verlorene Handschrift der Gesta abschreiben, durch Nachrichten zu den Jahren 1201, 1202, 1203, 1230 sowie einen mageren Bericht des Kreuzzuges Friedrichs I.

ergänzen liefs und dann hinzufügte: Qui fecit hoc opus, Sire Raul nomine dictus. Auf diese Worte hin genofs Sir Raul lange Zeit falschen Ruhm.

Die Gesta Federici mufsten sich um 1230 eine Umarbeitung gefallen lassen. Sie berichten zum Jahre 1164, dafs die Beamten des kaiserlichen Bürgermeisters Markward von Grumbach eine neue, dem Geldbeutel der Mailänder nicht günstige Steuerrolle anfertigten, welche von den Bürgern daher Liber tristium sive doloris, d. h. Buch der Trübsal oder des Schmerzes, genannt worden sei. An diese Worte knüpfte eben gegen 1230 der Placentiner Johannes Codagnellus (Caput-agni) zur Überschrift seines Werkes: *Libellus doloris et tristitiae, angustiae et tribulationis, passionum et tormentorum*, welches die Gesta „durch Erfindungen zu ungunsten Kaiser Friedrichs und zum Ruhme der Mailänder und der mit ihnen verbündeten Placentiner entstellte". Dieses Werk des Codagnellus, nicht die Gesta, hielt Pertz für das ursprüngliche und legte es seiner Ausgabe in den Monumenten zugrunde, welcher Irrtum durch Holder-Eggers neue Ausgabe jetzt berichtigt ist, nachdem schon Giesebrecht eine dahin zielende Vermutung ausgesprochen hatte.

Diese Überarbeitung der Gesta durch Codagnellus beginnt nicht schon 1154, sondern erst 1157 und gestaltet sich später sogar zu einer teilweisen Umarbeitung in kaiserfeindlichem Sinne. Besonders zum Jahre 1160 ist Codagnellus eine grobe Fälschung des Berichtes der Schlacht bei Carcano zur Last gelegt. Aber auch durch Einschiebungen und Auslassungen verändert er den politisch gemäfsigten Standpunkt seiner Vorlage; endlich wirft man ihm mangelhafte Chronologie vor.

Dieser Joh. Codagnellus hat auch die sog. Welfischen Jahrbücher von Placentia, *ann. Placentini guelfi*[76]), verfafst, welche bis 1235 reichen. Schon

Huillard-Bréholles sprach diese Vermutung entgegen Pertz aus; es läfst sich nämlich von 1202—1230 ein Notar Codagnellus urkundlich in Placentia feststellen. Die Jahrbücher stehen ferner in derselben (Pariser) Handschrift verbunden mit dem Libellus tristitiae, den Holder-Egger als Werk des Codagnellus erkannte, sowie einer Chronik, als deren Verfasser sich im Anfange Codagnellus bezeichnet; endlich hat Holder-Egger eine gleiche Schreibweise in allen drei Werken festgestellt. Obwohl nun die Pariser Handschrift wahrscheinlich Abschrift des Codagnellus ist, kann man diesen mit grofser Gewifsheit als gemeinsamen Urheber erklären.

„Der Verfasser der Jahrbücher ist, wie schon der von Pertz ihm beigefügte Name besagt, ein eifriger, ja fanatischer Parteigänger der kirchlichen Partei; er ist voll Hafs gegen Kaiser Friedrich II. und überhaupt das staufische Geschlecht; seine ganze Sympathie hat neben der Vaterstadt vor allem Mailand; ganz besondere Abneigung hegt er gegen Pavia“, aber auch Asti (1174). Codagnellus ist so sehr kaiserfeindlich, dafs er in der Chronik seine Gesinnung sogar auf die Verhältnisse früherer Jahrhunderte überträgt.

Ein uns unbekannter Placentiner Bürger — denn der von Pertz als Verfasser bezeichnete Mucius von Monza (um 1300) war nur Besitzer der Handschrift — hat die Jahrbücher und den Libellus tristitiae des Codagnellus hauptsächlich zugrunde gelegt den Gibellinischen Jahrbüchern von Placentia, *ann. Placentini gibellini*[77]), welche bis 1284 reichen; daneben benutzte er noch die Chronik des Gilbert, *chr. Gilberti*, eines Italieners, in welcher die Geschichte der Päpste und Kaiser gleichmäfsig behandelt und bis auf Honorius III. und Friedrich II. fortgeführt wird.

Je mehr sich die Gibellinischen Jahrbücher dem Ende nähern, um so reichhaltiger wird ihr Bericht, dem dazu

eine Menge urkundlichen Stoffes beigefügt ist (1177, 1235 bis 1237, 1245, 1260 usw., besonders 1250 das Testament Friedrichs II.

In Cremona hat seit Liudprand die geschichtliche Tätigkeit geruht oder war sehr gering. Die *annales Cremonenses*[78]) (1096—1270), von verschiedenen Verfassern hergestellt, sind späterhin ein Auszug von verlorenen, reicheren Jahrbüchern, im allgemeinen ohne gröfseren Quellenwert; nur zeitweise erheben sie sich zu etwas eingehender Berichterstattung.

Auch Sicard, Bischof von Cremona, benutzte (bis 1201) die verlorenen Cremonenser Jahrbücher für seine Chronik, *Sicardi ep. Crem. cronica*[79]) (bis 1212, cont. bis 1218), welche nach der eingehenden Untersuchung Holder-Eggers nicht ohne litterarische Bedeutung ist. Sicard nämlich ist der erste Italiener, welcher nach deutschem Muster eine Weltchronik schreibt; vorher kannte man nur Kaiser- und Papstkataloge, welche von Christi Geburt anheben. Sicards Quellen sind nicht die grofsen Kompilationen (Frutolf, Sigebert, Marianus, Hermann), sondern meist Einzelschriften; daher ist er gezwungen, sie nochmals durchzuarbeiten, zu durchdenken und so eine Arbeit zu leisten, welche wenige Chronisten für notwendig erachteten. Besonders benutzte er eine verlorene *cronica Tiburtina*[80]), welche Holder-Egger (N. A. XXVI [1901] S. 484 ff.) untersucht hat. Sie ist aufserdem von Burchard von Ursperg, am meisten durch Martin von Troppau ausgeschrieben sowie von italienischen Chronisten, und besteht in einem Katalog, dessen Reste Holder-Egger hinter Sicard abdruckt. Für deutsche Geschichte ist Ende des 12. Jahrhunderts Sicard nicht gerade Quelle, aber willkommene Zugabe.

Für den Übergang des normannischen Reiches an Heinrich VI. oder vielmehr für den Geist mancher Kreise gegenüber Heinrich VI. ist der *liber ad honorem Augusti*[81])

des Magisters Petrus de Ebulo bei Salerno aufserordentlich lehrreich. Es ist eine Huldigung, welche zugleich Gegenseitigkeit beansprucht; der Dichter will irgend etwas vom Herrscherhause. Daher die höfische, fast kriechende Lyrik, welche ihren Wert durch beigefügte Bilder noch erhöhen will. Die Überreichung des Kodex an den Kaiser ist wohl sicher; ob aber Heinrich VI. durch die Dichtung (Vers 1378) veranlafst wurde, seinen Sohn Friedrich und Roger zu nennen (Winkelmann), ist kaum festzustellen. Peter war ein wirklicher Dichter und ein nicht geringer Kenner der lateinischen Sprache; manche particula ist eine Perle.

Zuletzt wollen wir eines Epos gedenken, welches die Ereignisse in der Lombardei bis 1160[82]) in fast 3½ Tausend Versen schildert, aber wahrscheinlich bis zur Zerstörung Mailands (1162) fortschreiten sollte. Nach Giesebrecht „zeigt auch dieses Gedicht in sachlicher Hinsicht grofse Übereinstimmung mit Ottos von Freising und Rahewins Gesta sowie anderen Schriften. Aber der Verfasser ist von diesen Quellen nicht abhängig; er hat sie überhaupt nicht benutzt. Vielmehr scheint auch ihm, wie Otto von Freising und seinem Fortsetzer, Stoff aus der kaiserlichen Kanzlei zur Verfügung gestellt worden zu sein. — Im übrigen erzählt der Dichter, was er erlebt oder von Augenzeugen erfahren hatte. Sehr wohl unterrichtet, wahrt er, wenn auch ohne poetische Lizenz zu verschmähen, im wesentlichen die geschichtliche Treue. Er hält sich streng an den chronologischen Faden und umfafst zugleich den inneren Zusammenhang der Tatsachen. Obgleich er unsere Kenntnisse im allgemeinen mehr bestätigt als erweitert, bereichert er sie doch hier und da durch interessante Züge . . .“

Aus dem Umstande, dafs neben Brescia die Stadt Bergamo besonders in den Vordergrund tritt, schliefst Giesebrecht auf einen Bergamasken als Verfasser

des Gedichtes. Dasselbe war im Mittelalter nicht bekannt; neben der vatikanischen Handschrift Monacis kennen wir nur noch eine aus ihr geflossene Mailänder, welche Dehio entdeckt hat.

Matthäus von Paris.

Noch eines Werkes wollen wir gedenken, englischen Ursprungs zwar, aber aufserordentlich wichtig und wertvoll für die Geschichte Friedrichs II., die Chronik des Matthäus von Paris[87]). Woher derselbe den Beinamen hat, ist nicht bekannt. Merkwürdig aber erscheint es, einen Mann so zu benennen, der niemals in Frankreich gewesen ist, sondern mit einer Unterbrechung seine Heimat nicht verlassen hat. Matthäus war (seit 1217) Mönch von St. Alban, später mal in Norwegen, um das Kloster Munkholm umzugestalten, lebte aber dann wieder in England und hatte als Verwalter der Klosterbücherei Zeit und Mufse zu seinen verschiedenen Werken, von denen nur die Chronik uns hier beschäftigen soll.

Matthäus ist Mönch, aber seine Art weit verschieden von der deutschen Geschichtschreibung. An seiner Treue und Anhänglichkeit gegenüber der Kirche ist nicht zu zweifeln; aber jeden Versuch der Päpste, seine Heimat zu beherrschen, weist er mit Nachdruck zurück. Der Kampf gegen den Kaiser erforderte viel Geld; das Bestreben der Kurie ging deshalb dahin, alle christlichen Reiche als zinspflichtig zu betrachten und zu behandeln, um den Anforderungen zu genügen, welche eine Politik in grofsem Stile erforderte. England wurde damals von päpstlichen Legaten sehr gebrandschatzt; man erhob sogar Anspruch auf den Zehnten (1229). Alle solche Bestrebungen werden in der Chronik zurückgewiesen; oft genug (z. B. 1239, 1250) spottet Matthäus über das stets geldhungrige Rom, welches sogar Kreuzzüge ausschreibt, um daran zu verdienen. In dem Bestreben, England gegen Ausbeutung

zu schützen, zeigt sich Matthäus als vaterlandsliebender Mann, dem noch lange nicht alles recht war, was man in Rom beschlofs. Aber auch gegen Friedrich II., der im allgemeinen sehr gelobt wird, weifs der Chronist seine eigene Meinung zu verfechten; manche Handlung des Kaisers erfährt herben Tadel.

Dafs Matthäus überall den echten Ton der Mäfsigung bewahrt habe, kann man nicht sagen; sein Werk ist zudem voll von falschen Berichten, bleibt aber ein wertvoller Beleg für die überall wachsende Erbitterung gegen das verweltlichte Papsttum. Die Chronik fufst auf den „Geschichtsblüten" des Roger von Wendower und führt dieses Werk von 1235—1259 fort. Sie ist, wie wir schon oben erwähnten, für die letzten Staufer wertvoll, oft sogar unentbehrlich.

Chroniken in deutscher Sprache.

Die Kenntnis der deutschen Vergangenheit bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verdanken wir ausschliefslich lateinisch geschriebenen Quellenwerken. Die Geistlichkeit schrieb in dieser Sprache, da man sich so allgemein verstand. Indessen hatte dieser Umstand den Nachteil, dafs die Erzeugnisse, weil sie eben in einer fremden Sprache abgefafst waren, ohne Einflufs auf das Volk blieben und nur in kleineren Kreisen ihre Wirkung ausübten.

Es mufste sich aber allmählich das Bedürfnis nach deutsch geschriebenen und für das Volk berechneten Geschichtsbüchern herausstellen, aus denen man die Taten der Vorzeiten erfahren konnte. Notwendig war dabei keineswegs, dafs solche Werke auf strenge Forschung und Sichtung des Stoffes sahen, und tatsächlich sind die beiden Erzeugnisse, auf welche wir näher eingehen wollen, die Kaiserchronik und Sächsische Weltchronik, im all-

gemeinen ohne gröfseren geschichtlichen Wert. Beachtenswert aber bleiben dieselben, weil sie als erster Versuch deutsch geschriebener Geschichte uns überliefert sind.

Die Kaiserchronik (bis 1146)[84]) oder, wie sie der Herausgeber Mafsmann nannte, *der keiser und kunige buoch*, ist gereimt und besteht in ihrer ursprünglichen Gestalt aus über siebzehntausend Versen, welche die Zeit von Julius Cäsar bis auf Konrad III. behandeln; das Werk schliefst mit dem Aufbruche dieses Kaisers zum Kreuzzuge (Weihnachten 1146). Die Zeit der Abfassung läfst sich mit Bestimmtheit nicht ermitteln; nach den letzten Untersuchungen ist die Chronik zwischen 1147—1152, also rund 1150, abgeschlossen und, wie aus sprachlichen Gründen gefolgert wird, in Regensburg. Früher nahm man das Rheinland als Heimat des Werkes an, „verführt durch rheinische Sprachformen der (damals mafsgebenden) Heidelberger Handschrift und die nahen Beziehungen zum Annoliede“. Mafsmann, der beste Kenner der Kaiserchronik, bezeichnete Trier als Ort der Entstehung; diese Stadt spielt in dem Werke eine grofse Rolle. Mit Recht aber hat der letzte Herausgeber der Kaiserchronik, Edward Schröder, mit Scherer darauf hingewiesen, „dafs nicht Trier (Treveris), sondern ein ähnlich klingender Ort, sei es Trevi (Treviae), Tibur oder ein anderer, genannt war, der Rom und Viterbo etwas näher liegt als das unsinnig weite Trier.“

Wenn es auch feststeht, dafs nicht das ganze Werk von einem einzigen Verfasser herrührt, dafs z. B. die Geschichte der Crescentia (Vers 11352—12808) eingeschoben ist, dafs ferner ältere Vorlagen vorhanden waren, welche in der Chronik verarbeitet sind, so ist doch kein Zweifel, dafs die Hauptarbeit, und zwar der letzte Teil der Chronik, einem Regensburger Geistlichen zugeschrieben werden mufs, und zwar höchstwahrscheinlich dem „Pfaffen“ Konrad, jenem deutschen Bearbeiter des

französischen Rolandsliedes. Veranlafst wurde dieser zu den Werken von seinem Bischofe Kuno (1126—1132); geschlossen hat man auf diese Beziehungen, weil das Annolied, welches entweder selbst für einen Teil der Chronik Vorlage war oder mit derselben einer älteren deutschen oder lateinischen Quelle folgt, in Siegburg entstanden ist, als Bischof Kuno noch Abt dieses Klosters war. Von Kuno ist dann später das Annolied und die Lebensbeschreibung des hl. Anno, welche 1105 in Siegburg hergestellt wurde, nach Regensburg gebracht und dort bekannt geworden. Auch „den gleichen Dialekt wie die Kaiserchronik hat bis ins einzelne hinein das Rolandslied“, und der letzte Herausgeber der Kaiserchronik weist eine ganz überzeugende Übereinstimmung dieser sowie des Rolandsliedes in Sprache und Reim nach.

Die Kaiserchronik behandelt die Zeit von Julius Cäsar bis 1146, ist aber nur dort als Quelle brauchbar (Giesebrecht), wo die Gegenwart berührt wird; für die früheren Zeiten benutzt sie nach Weltzhofer das chr. Wirziburgense bis 1057, dann Frutolf-Ekkehard (gegen Giesebrechts Ansicht [K. Z. IV. 400]), dazu Sagen aller Art, und schreibt endlich als Zeitgenosse: aber auch hier darf die Chronik nur als bestätigende Quelle berücksichtigt werden; man kann sich nicht auf sie allein berufen. In dieser Weise ist sie von Giesebrecht herangezogen worden bei den Vorverhandlungen behufs der Wahl Lothars (IV, 28), dafs die Geistlichkeit gegen Konrad gewesen sei (IV, 29), über dessen Zug nach Italien (IV, 36), Lothars Einfall in Bayern (IV, 40) sowie Konrads endliche Unterwerfung (IV, 109). Ihre Angabe, dafs Konrad in Nürnberg zum Gegenkönig gewählt sei, wird von Giesebrecht mit den Worten verworfen: Wir kennen weder die wählenden Fürsten, noch ist die Wahlstätte ermittelt (IV, 28).

Im allgemeinen hat die Chronik keine bestimmt politische Färbung, nur die Parteinahme für die

Welfen ist bemerkenswert; der Verfasser preist den Glanz dieses Geschlechtes. Die Zeiten Heinrichs des Löwen freilich sah derselbe nicht mehr, da sein Tod Anfang der fünfziger Jahre erfolgte, aber Heinrich der Stolze ist sein Liebling; Entrüstung erfafst ihn, dafs dieser nach Lothars Tode nicht gewählt wurde; ihm und seinem Bruder Welf zuleide hätte man dieses getan (Vers 17185 ff.). Befremden mufs die Tatsache, dafs der Dichter „von den bâbesen und von den chunigen“ (Vers 19) erzählen will, auf die Papstgeschichte aber nur wenig Rücksicht nimmt. Man hat infolgedessen diese Worte, wohl nicht mit Unrecht, als später hinzugefügt und gleichsam als Vorwort des Herausgebers betrachtet; auch haben nicht alle Handschriften diesen Teil (Vers 15—26). Endlich hat man die Vermutung ausgesprochen, dafs die Chronik ursprünglich mit Lothars Tode abgebrochen habe (mit Vers 17165 ff.); aber hierfür liegen keine zwingenden Gründe vor: die Chronik bringt auch sonst ähnliche Ausdrücke, welche eine Beendigung des Werkes andeuten, was aber tattächlich nicht geschieht.

Die Chronik war stark und rasch verbreitet. Man sehnte sich eben nach deutschen Geschichtswerken, mochte deren Inhalt auch noch so mager und dürftig, noch so unwahrscheinlich und unhistorisch sein. Neben zahlreichen Handschriften der ersten Abfassungsform wurden Fortsetzungen angefertigt, deren letzte in Schwaben entstand und bis zum Ende des Interregnums reichte. Auch wurde die Chronik später einer Umwandlung in Prosa unterzogen. Dagegen dauerte es sehr lange, ehe man an eine philologische Bearbeitung ihrer verschiedenen Handschriften ging. Erst Mafsmann hat diese Aufgabe mit unendlichem Fleifse, aber nicht endgültig geleistet; gröfstenteils auf ihm beruht die von Edward Schröder in den Monumenten besorgte und ver-

besserte Ausgabe, welche auch alle einschlägigen Fragen eingehend erörtert.

Hundert Jahre später, zwischen 1226—1237, entstand in Norddeutschland die Sächsische Weltchronik[85]), früher Lüneburger Chronik genannt, geschrieben in niederdeutscher Sprache und in ungebundener Rede.

Der Verfasser war ein belesener und gebildeter Mann, auch Geistlicher, wie sich aus den mehrfach gebrauchten Worten: we geistliken lude (Kap. 16) ergibt. Er mag auch viel in der Welt herumgekommen sein und hat besonders Italien besucht; an vielen Stellen zeigt er seine Bekanntschaft mit dem Rom jener Zeit. Dagegen ist sein Name mit Sicherheit bis jetzt nicht zu ermitteln gewesen. Einiges Licht werfen auf diese Verhältnisse die Worte der gereimten Vorrede, in denen „der van Repgouwe“ vor Lügen warnt, die Leid brächten. Man denkt bei Lesung dieser Stelle sofort an den Verfasser jenes ersten deutsch geschriebenen Rechtsbuches, des Sachsenspiegels, und ist mit Koberstein und Bartsch geneigt, diesen Eike von Repgouwe auch für den Verfasser der Chronik zu halten. Dieselbe ist zudem sehr genau bekannt mit den örtlichen, sonst kaum wichtigen Ereignissen der Lande an der mittleren Elbe, Anhalt, der Altmark und Brandenburg. Im Anhaltischen nahe der Elbe liegt noch heute das Dorf Reppichau, dem die von Repgouwe unzweifelhaft ihren Namen gaben oder verdanken. Die geschichtlichen Angaben des Sachsenspiegels haben aber keine Beziehungen zu der Chronik, was undenkbar wäre, wenn wir Eike als Verfasser derselben annehmen. Zudem ist es meiner Ansicht nach sehr gewagt, diesen Eike als Verfasser von zwei ihrem Wesen nach so grundverschiedenen Erzeugnissen, eines geschichtlichen und eines Rechtsbuches, zu halten. Ferner sind die beiden Werke fast zu gleicher Zeit erschienen, die Chronik

zwischen 1226—1337, der Spiegel zwischen 1224—1235. Ich halte es auch deshalb für ausgeschlossen, dafs ein Mann seine Arbeit in solcher Weise teilen konnte. Anderseits ist der Sachsenspiegel in der späteren Chronik benutzt; in Kap. 329 sind mehrere Gedanken wörtlich abgeschrieben. Daher mufs das Rechtsbuch dem Chronisten bekannt gewesen sein.

Aufser Kurz und Wattenbach sprach sich Weiland entschieden gegen Eike von Repgouwe aus. Der Verfasser war nach ihm ein Blutsverwandter dieses Eike von Repgouwe, und zwar ein Geistlicher, der von diesem zu seiner Chronik veranlafst wurde, während Eike die Verse der Vorrede gleichsam zur Empfehlung des Werkes verfafste. Wattenbach will von einem geistlichen Verwandten Eikes als Verfasser nichts wissen, hält dagegen an Weilands sonstigen Vermutungen fest. Wir müssen heute noch darauf verzichten, den wirklichen Verfasser der Sächsischen Weltchronik zu kennen, und sind über Vermutungen noch nicht hinausgekommen.

Das Werk selbst ist eine Weltchronik und führt bis ungefähr zum Falle der Staufer, ohne aber ein bestimmtes Jahr oder Ereignis als Schlufsstein zu betrachten. Die Handschriften reichen bis 1225, 1230, 1235 und 1248; einige sind kürzer, während andere umfangreichere Nachrichten bieten.

Die Darstellung ist im allgemeinen einfach und erzählt in behaglicher Breite das, was wissenswert erschien, übergeht aber anderseits wieder die wichtigsten Ereignisse. Sehr kurz behandelt erscheint Rom als Republik, ausführlicher die römische Kaiserzeit. Der Stoff ist nicht gesondert und gesichtet, Fabeln aller Art werden ohne Bedenken erzählt, wie wir dieses auch bei der Kaiserchronik bemerkten.

Obwohl der Standpunkt des Chronisten gläubig und gut kirchlich ist, vermag die Chronik in dem kirchen-

politischen Kampfe nicht überall der Kurie beizustimmen. Er zweifelt nicht an Heinrichs IV. vielen persönlichen Fehlern; der Kaiser war (Kap. 178) „einen Teil schuldig“, aber auch die Kirche mufs manches Unangenehme hören und wird z. B. wegen ihres zu grofsen Besitzes und weltlicher Macht getadelt (Kap. 131, 156). Der Ausdruck ist stets sehr vorsichtig gewählt; man hat das Gefühl, dafs der Verfasser mehr weifs, als er sagen will und vielleicht darf. Besonders in den letzten Teilen des Werkes tritt dieses Bestreben offen hervor, „sei es nun, dafs er bei dem noch nicht ausgetragenen Streite der Parteien Anstofs vermeiden wollte, oder dafs er als Sachse demselben überhaupt kühler gegenüberstand.“

Von Wichtigkeit für die Beurteilung der Chronik ist endlich noch der Umstand, dafs der Verfasser augenscheinlich aus Mangel an Stoff hier und da den chronologischen Faden verläfst und die Ereignisse sachlich ordnet, „vielleicht in ganz bewufster Weise. Doch fehlte ihm augenscheinlich das Vermögen zur Durchführung eines neuen Prinzips, er konnte sich (meistens) von seinen annalistisch geordneten Quellen nicht frei machen“. Auf diesen Fortschritt der Chronik hat Wattenbach zuerst aufmerksam gemacht (II, 453).

An Quellen werden Frutolf-Ekkehard und die Pöhlder Jahrbücher gleichmäfsig ausgeschrieben, letztere kann man sogar von 1105—1115, wo sie verloren sind, aus der Weltchronik gröfstenteils wiederherstellen. Daneben benutzte der Verfasser die (verlorenen) Paderborner Jahrbücher, wie sie uns in der Ableitung der Hildesheimer vorliegen, sowie ein anderes Werk sächsischen Ursprungs, aber mehr sagenhaften Inhaltes. Auch die (verlorene) reichere Fassung der Chronik Alberts von Stade ist von der Weltchronik durchgehend, und zwar bis in die vierziger Jahre, herangezogen, wie Weiland nachgewiesen hat. Neben diesen Hauptquellen standen der Chronik

noch eine Masse anderer zu Gebote, teils geschichtlicher, teils legendarischer Art, auf welche in der Weilandschen Ausgabe überall Bezug genommen ist, so dafs die sächsische Weltchronik sich als eine weitreichende Kompilation darstellt, welche als geschichtliche Quelle keinen grofsen Wert besitzt, aber für die Kenntnis der niedersächsischen Sprache eine ergiebige Fundgrube bleiben wird und dem Leser genufsreiche Stunden verschafft.

Eine Menge von Handschriften zeigt die rasche Verbreitung der Weltchronik, und sehr lehrreich ist die Tatsache, dafs in Baiern vier Fortsetzungen, welche bis 1454 fortschreiten, angefertigt wurden, während eine sächsische bis 1275 und eine thüringische bis 1353 reichen. Endlich sei erwähnt, dafs des Werk der Braunschweigischen Reimchronik, der Magdeburger sog. Weichbildchronik, d. h. einer mit einem Rechtsbuche, dem sog. Weichbilde, verbundenen Chronik, welche bis Friedrich II. läuft, wieder als Quelle diente und mehrfach ins Lateinische übersetzt wurde.

Anmerkungen.

W.G.Q. = W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Bd. I. Aufl. 7. ed.: E. Dümmler. 1905. Bd. II. Aufl. 6. 1893.

M.G. = Monum. Germ. hist. SS = scriptores (folio). AA = auctores antiquissimi (quart). In us. schol. oder SS. rer. germ. (octav).

Gschr. = Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. 2. Aufl. von W. Wattenbach. 92 Lief., nach Jahrhunderten u. innerhalb dieser nach Bändchen geordnet, z. B. (VI, 1) = Jahrh. VI, Bd. 1.

N.A. = Neues Archiv der Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde. 1876—1905. Erschienen und benutzt Bd. I—XXX, XXXI, Heft 1 (Nov. 1905). Register in Bd. X, XX, XXX.

Forsch. = Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. I—XXVI. 1862—86. Namen- und Sachregister von Bd. I—XX in Bd. XX.

K.Z. = Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit. (Ich zitiere nach Aufl. 4; Bd. VI, bearbeitet von B. v. Simson. Aufl. 1.)

Zs. = Zeitschrift.

M.d.I. = Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung. Bd. I—XXIV und Ergänzungsband I—VI. 1880 ff.

I. Vorzeit.

1) ed.: *K. Müllenhoff*, Germ. antiqua. 2. Abdruck. 1883. Übers.: Geschichtschreiber (A. Holder); und *E. Müller-Köder*, Romanentum u. Germanenwelt. 1900. — *G. Kettner*, Komposition des ethnogr. Teils der G. in Zs. f. Dt. Philolog. 19. Erläuterungsschriften bei *Baumstark*, Urdeutsche Staatsaltertümer. 1873. S. VIII—XI.

2) ed.: *K. Miller*, 1888. Vgl. *K. Miller*, Z. Gesch. d. Tab. P., in Festschr. z. 1100jähr. Jubil. des Dt. Campo-Santo in Rom.

1897. *Schweder* in N. Jahrbch. f. Philol. 63. Bd. 147/148 u. Philol. 62. *Jaffé*, M.G. SS. XVII, 187. *W.G.Q.* I, 4. Über die verl. Karten (Vips. Agrippa) vgl. *Schanz*, II, 196. 197.

3) Vgl. *O. Lorenz*, G.Q.³ I, 18, 175. *Hotz* in M.d.I. VII.

4) ed.: *L. Janus* u. *C. Mayhoff*, 5 voll. 1870—97, bes. IV, 94—104. Übers.: *Külb* (Stuttgart), 1840. Vgl. *Aly*, Quellenkritik. Progr. Magdeburg 1885.

5) ed.: *Frick*. 1880.

6) ed.: *A. Schmekel*, 1848. Vgl. *Hergt*, Die Nordlandfahrt des P. Diss. Halle 1893. *F. Matthias*, Progr. Berlin 1901, 1902. *G. Mair*, Die Fahrten des P. v. M. Progr. Pola 1903.

7) ed.: *A. Meineke*. 3 Bde. 1851. Übers.: *Forbiger* (Stuttgart), 1856 ff.

8) ed.: *C. Müller*. Paris 1883. Vgl. *A. Kralicek*, Progr. Brünn 1901. *G. Holz*, Über d. germ. Völkertafel. 1894.

9) ed.: *Weifsenborn* (Teubner), *Hertz* (Tauchnitz), *Zingerle* (Freytag) u. viele andere. Übers. in Gschr.: Urzeit.

10) ed.: *Sintenis*, 1839 ff. Auswahl, ed.: *Sieffert-Blafs* (Teubner). Übers.: *Klaiber* (Stuttgart), 1838. Vgl. *W. Christ*, Gesch. d. griech. Litt. 1889. S. 485 ff.

11) ed.: *Halm*, 1876. Übers.: *Götte* (Stuttgart), 1833, u. Gschr.: Urzeit. Vgl. *Sauppe*, Schweiz. Mus. f. hist. Wiss. 1837. I, 137.

12) ed.: *O. Jahn*, 1852. *Halm*, 1854. Übers.: *Pahl* (Stuttgart), 1834.

13) ed.: M.G. AA. II. Übers.: *Hoffmann* (Stuttgart), 1829.

14) ed.: *E. Keil*, 1850. Übers.: *Clofs* (Stuttgart), 1838. S. 47 ff.

15) ed.: *Nipperdey* usw. Übers.: Gschr. (Urzeit). Charakt. bei *Mommsen*, Röm. Gesch. III, 461 ff. *Drumann*, Gesch. Roms, III. Asin. Pollio bei Sueton, Caes. 56.

16) *Napoléon*, hist. de J. C. Dtsch. 2 Bde. Wien 1865. *J. Schlumberger*, C. u. Ariovist. 1877; u. Zs. f. G.O.R. 14. *C. Winkler*, Neue Gesichtspunkte über die Lage des Kampfplatzes. 2. Aufl. 1898. *Stolle*, Wo schlug C. den A.? 1900. *A.* Freih. *v. Göler*. C.s. gall. Krieg. 2 Bde. 1880.

17—18) Litteratur bei *J. Pohler*, bibl. hist. militaris. 4 Bde. 1887 ff. I, 60—62. *V. Gardthausen*, Aug. u. s. Zeit. 3 Bde. 1891 ff. Vgl. Buch 12, Kap. 5. — Ort: *Th. Mommsen*, Die Örtlichkeit der Varusschlacht. 1885. *Wolf* in Milit.Wochenbl. 1902 u. d. Schriften v. *F. Knoke* 1899 u. *E. Bartels* in Mitt. d. V. f. G. von Osnabrück, 26. — Zeit: *A. Deppe*, Der Tag der Varusschlacht. (Bonn. Jahrbb. 87 u. Westd. Zs. 11.) *K. Schrader*, Varusschlacht. Progr. Düren 1901.

19) *C. Schuchhardt* in Dt. Litt. Ztg. 1901. Mitt. d. V. f. G. v. Osnabrück, 21 u. Mitt. d. Altert.-Kommiss. f. Westf. 1.

20) ed.: *Dindorf*, 4 voll, 1863ff. Übers.: *Tafel* (Stuttgart) 1831 ff.

21) ed.: *Dindorf*, 6 Bde. 1874.

22) Vgl. Anm. I, 11.

23) ed.: *C. L. Roth*, 1862. Übers.: *Ad. Stahr* (Stuttg.), 1857.

24) ed.: *O. Jahn* (Halm), 1854. Übers.: *Pahl* (Stuttgart), 1834. Vgl. *Eufsner* in Philolog. 37 (1877) S. 132.

25) ed.: *Th. Mommsen*, 2. Aufl. 1883. *Th. Bergk.* 1873. Vgl. *K. Engelhardt*, Zum M.A. Diss. München 1902, und Progr. Speier 1902.

26) Leben, vgl. Ausg. v. *Nipperdey* (Weidmann), *Haase* (Tauchnitz), Einleitungen. *Asbach.* C. T. in Hist. Taschenbuch. 1886, S. 57; 1887, S. 139. *H. Schiller*, Röm. K.Z. 2 Bde. 1883 ff.

27) Historiae, ed.: *Heraeus* (Teubner), *Wolff* (Weidmann).

28) Annales, ed.: *Nipperdey*, *Andresen* (Weidmann), *Tücking* (Schöningh). Lexicon Taciteum v. *Gerber-Greff*, 1881 ff.

29) ed.: *Dindorf*, 1845; *Bekker*, 6 Bde. 1855 ff. Übers.: *Paret* (Stuttgart), 1855. *H. Bloch*, Quellen d. F. J. 1879.

30) ed.: *Droysen*, M.G. AA. II. 1879.

31) ed.: *Halm* (Teubner), 1865. *Kempf* (Teubner), 1888. Übers.: *Hoffmann* (Stuttgart), 1829.

32) ed.: *Grundmann* (Leipzig), 1888.

33) ed.: *K. Zangemeister.* Corp. SS. eccles. V. 1882. Vgl. *Büdinger*, Univers.-Historiker, in Denkschr. Ak. Wien. Bd. 46 (1898). S. 13.

34) ed.: *H. Peter*, 2 Bde. 1884. Übers.: *C. Aug. Clofs* (Stuttgart) 1856.

35) ed.: *V. Gardthausen*, 2 Bde. 1874 ff. Übers.: *Trofs* (Ulm), 1898. *D. Coste* in Gschr. (Urzeit 2). Vgl. *Büdinger* in Denkschr. Akad. Wien. Bd. 46 (1898) S. 9. *Michael*, Die verl. Bücher des A.M. 1880. *Jeep* in Rhein. Museum 43 (1888). *Michael*, Beiträge . . . (Phil. Abh., M. Hertz dargebracht 1888. Litt. bei *Schanz*, II, 86 ff.

36) ed.: *Th. Birt*, in M.G. AA. Tom. X. 1892.

37) ed.: *B. Niebuhr.* 2. Aufl. 1824. *Ebert*, I, 417.

38) ed.: *Chr. Lüttjohann*, M.G. AA. VIII; *P. Mohr*, 1896. Vgl. *G. Kaufmann*, D. Werke des A. S. Diss. Göttingen 1864 u. N. Schweiz. Mus. 1865 u. Gött. gel. A. 1868. *Theodor Mommsen*, S. A. in S. B. Ak. Berlin 1885.

39) ed: *C. Müller*, in Corp. hist. Byz. I. Griech. Hist. 4 Bde. 1851.

40) Vgl. Anm. I, 39. *Christ*, Griech. Litt. S. 587.

41) *Christ*, Griech. Litt. S. 587.

42) ed.: *L. Mendelssohn.* 1887. *Ranke*, Weltgesch. IV, 2, S. 264.

43) *O. Christ*, Griech. Litt. S. 588.

44) ed.: *Sauppe*, M.G. AA. tom I; *Th. Mommsen*, SS. rer. Germ. (in us. schol.), 1898. Übers.: *K. Rodenberg*, Gschr. (VI, 1). *W.G.Q.* I. 50 ff. *Rettberg* I, 226. *Hauck* I, 349 ff.

45) *Ebert* I, 232 ff. *W.G.Q.* I, 59. *Trieber*, Die vier Weltreiche in Hermes, XXVI, 321 ff.

46) ed.: *A. Schoene*, 1866. Nachträge 1875. *Ebert* I, 207 ff. *W.G.Q.* I, 58. *Büdinger*, Denkschr. Akad. Wien (1898) Bd. 46.

47) *Trieber*, D. Chronologie d. S. J. A. 1879. *W.G.Q.* I, 58. *Büdinger* in Denkschr. Akad. Wien (1898) 46. *Rühl*, Chronol. der Neuzeit. 1897. S. 190.

48) ed.: *Frick*, Chronica minora I, 1 ff. *W.G.Q.* I, 60.

49) ed.: *A. Schoene*, vgl. Anm. I, 46. Ders.: Die Weltchronik des Eus. in ihrer Bearbeitung durch Hieron. 1900. *Ebert* I, 207 ff. *Büdinger*, Densch. Akad. Wien. (1898) 46, S. 9.

50) ed.: *Th. Mommsen*, M.G. AA. IX. Ders.: Abh. d. Kgl. Akad. Leipzig (1850) I, S. 547. *Schanz* IV, 56.

51—61) Sämtl. als Chronica minora saec. V, VI u. VII in SS. AA. tom. 9, 10, 11. ed.: *Th. Mommsen.* *W.G.Q.* I, 88—94. *Ebert* I, 440—446, 585 ff., 588 ff., 643 ff. Vgl. auch *Büdinger*, Denkschr. Akad. Wien (1898) 46, S. 19 ff., 33 ff. Über Isidor, De vir. ill. vgl. *Schütte* in Kirchgesch. Abh. ed.: *M. Sdralek*, 1902. S. 75 ff. N. A. XXX, Nachr. 339 (Holder-Egger).

62) ed.: *W. Dindorf*, 3 voll. in Corp. hist. Byz. 1833/38. Übers.: *D. Coste* in Gschr. (VI, 2. 3). *Krumbacher* S. 41 ff. *Schmidt*, Gesch. d. Vand. 1901.

63) *Ranke*, W.G. IV^2 S. 285, 302.

64) ed.: *L. Dindorf*, hist. Gr. min. Vol. II. 1871. Übers.: vgl. Anm. I, 62.

65) ed.: *Th. Mommsen*, M.G. AA. IX. Übers.: vgl. Anm. I, 62. *W.G.Q.* I, 62 Anm. 2. *Holder-Egger* in N. A. I, 316 ff.

66) ed: *C. Müller* Fragm. hist. Gr. 1851. Bruchstücke ed.: *Th. Mommsen*, Hermes, VI (1872). Übers.: vgl. Anm. I, 62.

67) ed.: *Th. Mommsen*, M.G. AA. V, 1 (1882). Übers.: *W. Martens* in Gschr. (VI, 1). *Büdinger*, Dkschr. Akad. Wien (1898) 46, S. 27. *Simson*, N. A. XXII (1897), 746 für Afrika. Zur Latinität: *Ed. Wölfflin* in Arch. f. lat. Lexikographie XI, 361 ff. (1899). *W.G.Q.* I, 80 ff. *Ebert* I, 556 ff. *Teuffel*

§ 477. *Grienberger* D. nord. Völker bei J., in Zs. f. deutsche Altert. 46 (1902).

68) ed.: *Mommsen.* M.G. AA. V, 1 (1882). Übers.: vgl. Anm. I, 67.

69) *W.G.Q.* I, 74. *v. Sybel* de fontt. Jord. p. 34 ff. *Ebendorfer*, Chron. Austriae bei Pez, Scr. II, 689.

70) ed.: *Th. Mommsen* M.G. AA. XI, S. 267 ff. Übers.: *D. Coste*, Gschr. (VII, 1). *Zeumer*, Chronologie der Westgoten, in N. A. XXVII, 409 ff.

71) ed.: *F. Bluhme*, M.G. L.L. IV, 641. ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. rer. Langb. 1—6. Vgl. *Bruckner*, Zs. f. dtsch. Alt. 43, S. 47 ff. *Bernheim* in N. A. XIII, 391 ff. Übers.: *Abel* bei Paul. Diac.

72) Vgl. *Molinier*, sources, I, 82. 193. Leben: *G. Cagliaris* in Archivio stor. Lombardo, ser. 3, XII, 54 ff. *B. v. Simson* in N. A. XXII (1897) S. 741 ff. *A. Bachmann* in N. A. XXIII (1898) S. 173 ff. *W.G.Q.* I, 177 ff. *Hauck* II, 158 ff. *Ebert* II, 36 ff. *Ranke*, Sämtl. W., 51.

73) ed.: *Droysen* bei Eutrop, Breviar. M.G. AA. II (1878). ed.: In us. schol. 1879. *Fr. Eifsenhardt*, h. misc. 1869.

74) ed.: *L. Bethmann* — *G. Waitz*, M.G. SS. rer. Langb. saec. VI—IX. 1878. Übers.: *O. Abel* und *R. Jacobi* in Gschr. (VIII, 4).

75) ed.: *Pertz.* M. SS. III, 240 ff. Besser *G. Waitz* in SS. rer. Langb. (1878). S. 234 ff. *W.G.Q.* I, 341.

76) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. rer. Langb. (1878), S. 221 ff. *W.G.Q.* I, 343.

77) ed.: *Bethmann*, M.G. SS. VII, S. 79 ff. u. in us. schol. (1846). Vgl. *Lindner*: Forsch. XIX. S. 181 und Zs. d. Aach. Geschichtsvereins XIV, (1892) S. 131 ff.

78) ed.: *F. Leo* in M.G. AA. IV, 1, S. 1 ff. *Ranke*, W.G. IV², 328. *W. Meyer*, Der Gelegenheitsdichter V. F. in Abh. d. Kgl. Ges. d. Wiss. Göttingen. N. F. IV, 5 (1901). *Manitius*, N. A. XII, 591; XIII, 631 ff.

79) ed.: *F. Leo.* Vgl. Anm. I, 78. Übers.: *J. Reinlein*, 1870. Vgl. *Manitius*, N. A. XIV (1889), S. 165 ff.

80) ed.: *Br. Krusch*, M.G. AA. IV, 2 (1885), 38 ff. u. in SS. rer. Merov. II, S. 364 ff. Vgl. *W.G.Q.* I, 102. *Rettberg* II, S. 297.

81) Leben: *Löbell*, G. v. T. 1869. *G. Monod*, étud. crit. (1872), S. 21 ff. *W.G.Q.* I, 103. *Ebert* I, 566 ff. *Molinier* I, 55 ff.

82) Werke: ed: *W. Arndt*, *Bonnet*, *Krusch*, M.G. SS. rer. Merov. I, S. 31 ff. Übers: *W. Giesebrecht* in Gschr. (VI, 4. 5), mit vortreffl. Einleitung von Giesebrecht. Über

Handschr. *Krusch*, N. A. XIX, 25. *Büdinger* in Denkschr. Akad. Wien, 46 (1898) S. 28 ff.

83) *Manitius* in N. A. XXI S. 549.

84) In Province du Maine, XII S. 235 ff.

85) *Levison*, D. Chronol. d. späteren Merovinger. N. A. XXVII (1902) S. 356. *Levillain*, Überblick über d. merov. Chronol. in Moyen âge 2 serie VII, 1 ff. Levillains Streit mit Krusch N. A. XXX Nachr. 6. 235.

86) ed.: *Br. Krusch*. M.G. SS. rer. Merov. II, 18 ff. Übers.: *Abel* in Gschr. (VII, 3). *Schnürer*, D. Verf. d. sog. Fred. Chr. in Collectanea Friburgensia, fasc. IX (1900), besprochen von *Halphen* in Revue hist. 79 p. 41 ff. *Büdinger*, Denkschr. Akad. Wien (1898) 46, S. 42 ff. *Molinier* I, 63. *Krusch* in N. A. VII, 247 ff. *W.G.Q.* I, 114 ff. *Ebert* I, 606.

87) ed.: *Br. Krusch*, M.G. SS. rer. Merov. II p. 258 ff. Übers.: vgl. Anm. I, 86. Vgl. *Ranke*, W.G. IV², 329 ff.

88) ed.: M.G. SS. II, 328. Vgl. *Simson* in Zs. f. G.O.R. N. F. II (1887) S. 59.

89) *Krusch*, Über versch. Heiligenlegenden. N. A. XXIV (1899)—XXVI. XXVIII. *W.G.Q.* I, 46 ff.

90) Vgl. *Br. Krusch* in SS. rer. Merov. Bd. II, III, IV. Vita Eligii vgl. *Br. Krusch*, N. A. XXVIII (1903) S. 763.

91) ed.: *Br. Krusch*, 1905 (in us. schol.), u. SS. rer. Merov. IV, 1 ff. Übers.: *O. Abel* in Gschr. hinter Fredegar (Anm. I, 86).

92) ed.: *M. v. Knonau* 1870 in Mitteil. z. vaterl. Gesch. (XII, 1 ff.). *Krusch*, SS. rer. Merov. IV, 256 ff. Übers.: *Potthast* in Gschr. (VIII, 1), *Götzinger*, 1896. Vgl. *Seemüller*, Studien. Halle 1898.

93) ed.: Mitt. z. vaterl. Gesch. St. Gallen. XXIV. 3. Folge, IV. Über eine Vita durch Notker, deren Reste vgl. *P. v. Winterfeld*, N. A. XXVII (1902) S. 740. N. A. XXVIII (1903) S. 63 ff. u. N. Jahrbb. f. klass. Phil. III, 360.

94) ed.: *B. Sepp*, Progr. Regensburg (Lyceum) 1890/91. *Hauck* II, 417.

95) ed.: *Holder*, 1882. *Chr. Plummer*, Oxford 1896. 2 Bde. Übers. im Auszug: *D. Coste* bei Isidor in Gschr. (VII, 1). Ganz von *Wilden*, Schaff hausen 1866.

96—98) ed.: *F. A. Gasquet*, a life of pope S. Gregory. London 1904. *P. Ewald*, D. älteste Biographie G's I, in Hist. Aufsätze, dem Andenken G. Waitz gewidmet (1886). S. 17 ff. Vgl. N. A. XXX, Nachr. 402 (*Levison*).

99—101) Alkuins Vita ed.: *Jaffé* (*Wattenbach*), Bibl. VI, S. 35 ff. Die dritte: *Levison*, N. A. XXIX (1904) 255 ff. Thiofrids Vita übers. *M. Blum* in Ons Hemecht, Organ des

Ver. f. luxemb. Gesch. 1899. ed.: M.G. SS. XXIII. 23 ff. *W.G.Q.* I, 148. Übers.: Alkuins Vita in Gschr. (VIII. 3).

102) ed.: *Migne*, Patrolog. lat. CLIX p. 713 u. *Henschen* in Acta Sanctorum Bolland. 24. April. III, 293 ff.

103) ed. M.G. SS. II, 361 ff. Übers.: *W. Arndt* in Gschr. (VIII, 2).

104) ed.: *Jaffé*, Bibl. III, 8 ff. (auch Lullusbriefe). *Dümmler*, M.G. Epist. tom. III.

105) ed.: *Jaffé*, Bibl. III, 429 ff., 482 ff. und *Levison*, in us. schol. 1905. Todestag *Tangl*, in Zs. d. V. f. hess. Gesch. N. F. 27, p. 223 ff. *W.G.Q.* I, 150 ff. *Hauck* I, 432 ff. *Rettberg* I, 331 ff. Übers.: Willibalds Leben durch *B. Simson*, 1863. *W. Arndt* in Gschr. (VIII, 2). Die Litt. bei *Potthast*, Biblioth. (5 Spalten).

II. Karolinger.

1) *Molinier* I, 94 ff.

2) *Manitius* in N. A. XIV (1889), 165 ff.

3) ed.: *Poncelet* in Annal. Bolland. XXII fasc. II p. 146. Vgl. *B. Krusch*, N. A. (XXIX) 1904. 13 ff.

4) ed.: *Breſslau* in us. schol. 1902. N. A. XXVIII (1903).

5) *Kurze*, Einhard, Progr. 1899. Berlin. Luisenstädt. Gymn. u. Berlin 1899. *Molinier* I, 197. 199. *Hampe*, Leben E's in N. A. XVI (1896), 601 ff. *W.G.Q.* I, 198 ff.

6) ed.: *Jaffé*, Bibl. IV, 487 ff. *G. Waitz* (in us. schol.), Aufl. 6, revidiert 1905 von *Holder-Egger*. Übers.: *O. Abel* (Wattenbach) in Gschr. (IX, 1). *Arno Schmidt*, Zur Sprache Einhards. Diss. Greifswald 1904 (ohne gr. Wert, *Holder-Egger*). *Wibel*, Beiträge z. Kritik d. Ann. Regni Francorum. 1902, 168 ff. u. N. A. XXVIII. *F. Kurze*, N. A. XXVIII. *H. Bloch*, G. Gel. Anz. 1901 S. 872.

7) *Ranke* in Abh. Akad. Berlin 1854. Werke 51.

8) *F. Pfaff* in Alemannia N. F. I, 118 ff.

9) ed.: *Jaffé*, Bibl. IV, 628. *J. v. Arx* in M.G. SS. II, 731 ff. Übers.: *Wattenbach* in Gschr. 3. Aufl. (1890) (IX, 13). *Zeumer* in Hist. Aufsätze (Waitz) 1886. *Baldauf*, Der Mönch von St. Gallen. 1903 (in Historie und Kritik). Vgl. Rezens.: *Jansen*, Hist. Jahrb. 1904 u. *Holder-Egger* in N. A. XXVIII (1903), Nachr. 181. *Hauck*, Realencyclop. f. prot. Theol. Lief. 133.

10) *P. v. Winterfeld* in N. A. XXIX (1904), 468.

11) ed.: *G. Rauschen*, Publikationen d. G. f. rh. Geschichtskunde VII (1890). *K.Z.* VI, 298.

12) ed.: *G. Pertz*, M.G. SS. II, 585 ff. Übers.: *J. v. Jasmund* in Gschr. (IX, 4. 5). *W.G.Q.* I, 229. *Ebert* I, 359 ff.

13) ed.: *G. Pertz*, M.G. SS. II, 604 ff. Übers.: *Pfund* in Gschr. (IX, 3). Vgl. *Simson*, Jahrbücher unter Ludwig d. Frommen II (Exc. II).

14) ed.: *G. Pertz*, M.G. SS. II, 604 ff. *Dümmler*, M.G. Poet. lat. II, 1 ff. Übers. in Gschr.: *Pfund* (IX, 3). *Tykocinski* in Beiträge z. Gesch. L. d. Fr. Diss. Leipzig (1898), 22 ff.

15) ed.: *B. Krusch* in M.G. SS. rer. Merov. (1888) II, 432. Übers.: *O. Abel* in Gschr. bei Fredegar S. 96. 131 ff. (VII, 3).

16) ed.: *Krusch*, SS. rer. Merov. II, 447 ff.

17) Excerpte in M.G. SS. II, 524 ff. *Hauck* II, 172.

18) ed.: M.G. SS. II, 533 ff. Zuletzt von *Dümmler* als Epitaph. Arsenii in Abh. Berl. Akad. (1900) mit guter Einleitung. Vgl. N.A. XXVII, 291.

19) ed.: *Jaffé* (*Wattenbach*), Bibl. VI, 1 ff. ed.: *Dümmler* in M.G. Poet. lat. Car. I, 350. ed.: *W. Arndt* in M.G. SS. XV, 1 S. 197. Vgl. *Gaskoin*, Alcuin, his life and his work. London 1904. *W.G.Q* I, 186 ff. *Ebert* II. 12 ff.

20) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. XV, 1 S. 238.

21) ed.: *Jaffé*, Bibl. III, 507. ed.: *Heinemann*, M.G. SS. XV, 289.

22) ed.: *Pertz* in M.G. SS. IV, 248 ff.

23) ed.: *J. v. Arx* in M.G. SS. II S. 41 ff. ed.: *M. v. Knonau* in St. Gall. GQuellen I (1870), 95 ff. Übers.: *Potthast* in Gschr. (VIII, 1).

24) ed.: *Holder-Egger*, Opera Lamperti. 1894 (SS. in us. schol).

25) ed.: *Pertz* in M.G. SS. II, 365. Übers.: *W. Arndt* bei Bonifatius. Gschr. (VIII, 2) u. *K. Schwarz*, Progr. Fulda 1856, 1858 (gute Einleitung).

26) ed.: *G. Waitz* in M.G. SS. XV, 221 ff. Übers.: *Grandaur*, Gschr. (IX, 12). *W.G.Q.* I, 254.

27) ed.: *G. Waitz* in M.G. SS. XV, 1 S. 121. Übers.: *W. Arndt* in Gschr. bei Bonifatius (VIII, 2), 51 ff.

28) ed.: *Waitz*, M.G. SS. XV, 1 S. 329 ff.

29) ed.: *Pertz*, M.G. SS. II, 673 ff. Übers.: *Richter* in Gschr. (IX, 7) Vgl. *Simson*, N.A. XXV (1900) S. 184 ff.

30) *Mabillon*, Annal. S. 358. *W.G.Q.* I, 280. Vgl. N.A. XVIII, 718.

31) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. XV, 1 S. 410.

32) ed.: *Holder-Egger* in M.G. SS. XV, 1 S. 66. Übers.: *Grandaur* in Gschr. (VIII, 3) nach Willibrord (vgl. Anm. I, 99).

33) ed.: *Pertz*, M.G. SS. II, 403 ff. ed.: *Diekamp*, Geschichtsquellen des Bist. Münster. Bd. 4. 1881. Übers.: in Gschr. von *Grandaur* bei Willibrord (vgl. Anm. I, 99).

34) ed.: Analect. Bolland. XXII fasc. II p. 146. *Hüffer*, Korveier Studien, 1898. S. 17 ff., 51 ff.

35) ed.: M.G. SS. IV S. 149, Übers.: *Grandaur* in Gschr. (IX, 12) bei Eigil (Anm. II, 26).

36) ed.: *Jaffé*, Bibl. I, 1 ff. (kritisch). ed.: M.G. SS. II, 576 (wiederholt Ausg. Mabillons). Übers.: *Grandaur*, Gschr. bei Eigil (Anm. II, 26). *Enck*, de S. Adalhardo. Dissert. Münster 1873. *Ebert* II, 336.

37) ed.: *Pertz*, M.G. SS. IV, 165 ff. Übers.: *Grandaur* in Gschr. bei Eigil (Anm. II, 26). Der Dialogus ed.: M.G. Poet. Lat. III, 2 p. 369.

38) ed.: *Pertz*, M.G. SS. II, 378 ff. Übers.: *Laurent* in Gschr. (VIII, 3). *Dehio*, Gesch. d. Erzb. Hamburg-Bremen. (1877). I b S. 51 ff. *Simson*, Forsch. XIX, S. 134.

39) Die Folioausgabe (SS. II) ist veraltet. ed.: *Waitz* (in us. schol), 1884. Übers.: *Laurent* in Gschr. (IX, 8).

40) ed.: vgl. Anm. II, 39.

41) *W.G.Q.* I, 220 ff. Über die Kompilation bis 805. *Pückert* in Ber. d. Sächs. Akad. d. Wiss. 1884. *Simson*, N.A. XXV (1900), 177 ff. *Kurze*, N.A. XXI, 29 u. XXVIII S. 11 ff. Über Chr. bis 741: *Mommsen*, N.A. XXII (1897), 550. *Molinier* II, 304. ed.: *Waitz*, MG. SS. XIII, 1 ff. u. *Mommsen*, M.G. AA. XIII, 548 ff. *Waitz*, N.A. V S. 475 ff. *Brefslau*, N.A. XXV (1900). *Simson*, Forsch. XIX, 99 ff.

42) ed.: M.G. SS. I, 282; II, 257.

43) ed.: 1597, Heidelberg u. *Migne*, Patrolog. lat. CVI, 917 ff. *Büdinger* in Sybels H.Z. VII, 115, u. Denkschr. Akad. Wien (1898) 46. II, 10. *W.G.Q*, I, 237 ff. *Ebert* II, 381 ff.

44) ed.: Basel 1568. M.G. SS. II, 315 ff. (von 814 an vollst. bis 1031). *Büdinger*, Denkschr. Akad. Wien (1898) 46 S. 17.

45) Die Folioausgabe (SS. I) genügt nicht. ed.: *Kurze* (in us. schol.), 1890. Übers.: *Dümmler* in Gschr. (IX, 14). *Manitius* in N.A. XXV (1900), 192 ff. *Schultz*, Glaubwürdigkeit R.s. Progr. Realsch. Eilbeck 1897 (schlecht).

46) ed.: *Waitz*, M.G. SS. XIII, 674 ff.

47) ed.: *Pertz*, M.G. SS. II, 260 ff. Übers.: als Auszug vor Einhard, *O. Abel* in Gschr. (IX, 2).

48) Die Folioausgabe (SS. II) ist veraltet. ed.: *S. Löwenfeld*, 1886 (in us. schol).

49) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. XIII, 394 ff.; XXVI, 584 ff.

50) ed.: *Mabillon*, Analect. III, 327 ff.

51) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. IV, 36 ff.

52) ed.: *Holder-Egger*, M.G. SS. Lang. 265 ff. Vgl. M.G. AA. IX, 256 ff. 273.

53) ed.: M.G. SS. XIII, 272 ff. (als Catalogus). *Böhmer*, Fontt. III, p. XXVIII u. 161 ff.

54) ed.: *Ild v. Arx* in M.G. SS. II, 59 ff. ed.: *M. v. Knonau* in St. Gall. G.Q. Abtlg. II. Übers.: *M. v. Knonau* in Gschr. (X, 11). Vgl. *Gundlach*, Heldenlieder II, 98.

55) ed.: M.G. SS. II, 649 ff. ed: *Pertz*, in us. schol. 1870. ed.: *A. Holder*, 1882. Übers.: *Jul. v. Jasmund* in Gschr. (IX, 6). *W.G.Q.* I, 233 ff. *Ebert*, II, 370. *O. Kuntzemüller*, N. u. s. Gwerk. Diss. Jena 1873.

56) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. XV [1], p. 275 ff. Vgl. *W.GQ.* I, 232. *Ebert* II, 209. *Simson* in Jahrb. unter Ludw. d. Fr. I. Exc. VIII; II, 67. *R. Foss* in Schlotter u. Cremer, Beiträge zur Förderung christl. Theologie I, Heft 3. (Nichts Neues.)

57) Älteste Annalistik: *Mühlbacher* p. 1 ff. *Molinier*, I, 211 ff. *Monod*, étud. crit. 1 ff., 77 ff. Besonders 90/91 die Stammbäume. *Oelsner*, Jahrb. Pippins Excurs 16 § 2. *Dünzelmann*, N. A. II (1877) 475 ff. *Kurze*, N. A. XXV (1900) 291 ff. (Annalen d. 8. saec.). XXVIII (1902) 670 und *Wibels* Entgegnung dort.

58—60) ed.: *Pertz*, M.G. SS. I.

61) ed.: *Lappenberg*, M.G. SS. XVI 491 ff.

62) ed.: M.G. SS. I. *Kurze*, N.A. XXI (1896) 24.

63) ed.: *Waitz*, M.G. SS. XIII 19 ff. Vgl. *B. Simson*, N.A. XXV (1900) 184 ff., XIX (1894) 101 ff.

64) *Arnold*, Beiträge zur Kritik Karol. Ann. Diss. Leipz. 1878. *Bernays*, Zur Kritik Karol. Ann. Diss. 1883. Strafsb. *Waitz*, N.A. V, 497 ff. *G. Kaufmann* in Sybel, H.Z. 54. p. 55 ff.

65) ed.: M.G. SS. I, 87 ff., 89, III, 121. *W.G.Q.* I, 163.

66) Die Folioausgabe allein (SS. I) genügt nicht. ed.: *F. Kurze* (in us. schol.) 1895. Ders.: Corrigenda, N.A. XXIX (1904) p. 464. Übers.: *O. Abel* in Gschr. (IX, 2). Die grofse Literatur bei *W.G.Q.* I, 210. *Potthast*, Bibl. I, 74. *Dahlm.-Waitz*, No. 3054. Vgl. *Abel-Simson*, Jahrb. unter K. d. Gr. II, Exc. VI. *Molinier*, I, 224 ff. *Ranke*, W.G. V [2], 297. Über Gerold: *Hüffer*, Korveier Studien, 1898, 1 ff. *Erben* in Hist. Vierteljahrsschr. III, 259. *Holder-Egger* in Dt. Litt. Ztg. (1900) No. 14, p. 944. *H. Bloch* in G.G.A. (1901) p. 889 u. *Wibel*, in Beiträge . . . . (1902), Exc. I.

67) Die Folioausgabe (SS. I) veraltet. ed.: *G. Waitz* (in us. schol.) 1883. Übers.: *v. Jasmund* in Gschr. (IX, 9). Vgl. *Molinier,* I, 246. *Waitz,* S.B. Ak. Berlin (1883) No. 5. p. 113.

68) Folioausgabe (SS. I) genügt nicht. ed.: *F. Kurze,* (in us. schol.) 1891. Übers.: *C. Rehdantz* in Gschr. (IX, 9). Vgl. *F. Kurze*, N.A. XVII, 83. *Wibel*, Excurs II (gegen Kurze). *W.G.Q.* I, 244 ff.

69) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. XIII, 35. Litt. bis 1888 bei *Abel-Simson*, Jahrb. I Excurs IV. *W.G.Q.* I, 247.

70) *K. A. Kehr*, Verschollenes Karol. Annalenwerk N.A. XXVIII (1903).

71) Vgl. *Waitz*, im Archiv. VI, 681. *H. Lorenz*, Annalen von Hersfeld. 1885. p. 70. *Buchholz* in Sybel, H.Z. 65. p. 141.

72) ed.: *Holder-Egger*, op. Lamperti (in us. schol.). p. 345.

73) ed.: *Pertz*, M.G. SS. II, 217 ff. Übers.: bei Ann. Fuld. (Anm. II, 68). Vgl. *Oelsner*. Jahrb. unter Pippin. Exc. 16.

74) ed.: *Pertz*, M.G. SS. I, 516 ff.; II, 196. Übers. *v. Jasmund*. Gschr. (IX, 11.)

75—76) ed.: *Simson* (in us. schol.) 1905. *Simson*, N.A. XXIV. (1899) 399 ff. XXV (1900) 177 ff. *W.G.Q.* I, 143 ff.

77) ed.: *P. v. Winterfeld*. M.G. Poet. Car. IV, 1 ff. Vorher ed.: *Pertz*, M.G. SS. I, 225. *Jaffé*, Bibl. IV, 542. *Brieden*, Gesch. Wert des P.S. Arnsberg 1878, Progr. *Ebert* III, 125 ff. *Monod*, étud. crit. S. 162. *Hüffer*, Korv. Stud. 1 ff., 21 ff., 62 ff. *W.G.Q.* I, 307.

III. Sachsen.

1) Die Folioausgabe (SS. III) genügt nicht. ed.: *Kehr* (in us. schol.) 1904, ed. 4; accedit.: De origine gentis Sweworum. Übers.: *Schottin* in Gschr. (X, 6). Litteratur bei *W.G.Q.* I, 363. Vgl. *Hauck* III, 311 ff. *Ebert* III, 428 ff. *K.Z.* I, 779. Vgl. N.A. XXX (1905) Nachr. 19. Vgl. *H. Grössler*, Zs. d. V. f. Thür. G. N.F. XIV, 249. *W. Pelka*, Studien zur Gesch. des Untergangs des alten Thüring. Kgreichs, handelt: Über die sächsischen Quellen W.'s u. d. Ann. Quedlbg.

2) *Koepke*, De vita et scriptis L. 1842. *Waitz*, a. a. O., II, 99. *Ranke*, W.G. VIII, 634. *Büdinger* in Dschr. Ak. Wien (1898) Bd. 46. II, 17 ff. *K.Z.* I, 779.

3) Die Folioausgabe (SS. III) genügt nicht. ed.: *Dümmler*, M.G. SS. rer. Germ. (in us. schol.) 1877. Übers.: Antopod.

von *Freih. v. Osten-Sacken* in Gschr. (X, 2). *Gundlach*, Heldenlieder I, 432 ff., 530 ff., 572 ff. *Köhler*, N.A. VIII, 70 ff.

4) *K.Z.* I, 781, 837. Vgl. Anm. III, 10: Reginos Fortsetzer. *Sackur*, Strafsbg. Festschrift, 1901. p. 249 ff. *Ranke*, W.G. VIII, 650, und *Ranke (Dönniges)*, Jahrb. unter d. sächs. Hause. Otto III., Exc. 7.

5) Übers.: *K.Z.* I, 525, 781, *Ranke*, W.G. VI, 2, 256 ff. *Krumbacher*, Byzant. Litt.Gesch. p. 268.

6) Die Folioausgabe (SS. III) genügt nicht. ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. rer. germ. (in us. schol.). 2. Aufl. (1877). Übers.: *v. Osten-Sacken* in Gschr. (X. 10). *Molinier*, I, 284. *K.Z.* I, 788. *W.G.Q.* I, 462.

7) *K.Z.* I, 809 (oben).

8) *K.Z.* II, 601.

9) ed.: *Pertz*, M.G. SS. IV, 306, 317. ed.: *K. Barack*, 1858. ed.: *P. v. Winterfeld*. 1902. Übers.: *Pfund* in Gschr. (X. 5). Übers.: *Gundlach*, Ottolied, Bd. I. *Contzen*, p. 109. *Strecker:* 1) in N. Jahrb. f. d. kl. Altert. XI, 569 ff., 629 ff. 2) Anzeiger der Zs. f. deuts. Altert. XLVII, 34 ff. *Schoenbach*, Allg. Litt.Bl. (1903) Sp. 206 ff. *P. v. Winterfeld*, Hrotsuits litt. Stellung, 1905; auch im Arch. f. d. Stud. d. neuer. Sprachen. 114, p. 25 ff. *Hauck*, III, 301. *K.Z.*, I, 780. *Ebert*, III, 285. *W.G.Q.*, I, 369. *Aschbach*, Roswitha u. C. Celtis, 1868, und Gesch. d. Univers. Wien, 1871. II, 242 ff.

10) ed.: Vgl. Anm. II, 45; III, 4. Übers.: *v. Büdinger* in Gschr. (X, 1). *Ottenthal* in Mitt. d. Inst. E.B. IV (1899). *Kurze* in N.A. XXIV (1899) 425 ff. *Brefslau* in N.A. XXV (1900) 664 ff. *Sickel*, Mitt. d. Inst. E.B., I, 361 ff. *Kortüm.* D. Verwandtschaftsverhältnis der 4 Hauptquellen für Römerzug Ottos I. Rostock, 1900. Diss. *Uhlirz*, Otto II., p. 157 Anm. 2. *Werra*, D. Cont. Reg. Diss. Leipzig 1883. *Gundlach* I, 200. *Molinier*, I, 272, 273. *Hauck* III, 317.

11) ed.: Die Folioausgabe (SS. III) veraltet. ed.: *F. Kurze*, M.G. SS. rer. germ. (in us. schol.) 1889. Übers.: *J. M. Laurent (Strzebitzki)* in Gschr. (XI, 1). 1892. *Gundlach*, I, 114 ff. Vgl. *Simson* in N.A. XIX ((1894) 341 ff. *F. Kurze* in N.A. XIV (1888) 59 ff. Litt. bei *W.G.Q.* I, 390. *H. Potthast*, Bibl. II, 1061. Vgl. *K.Z.* I, 785; II, 558.

12) ed.: *Pertz* M.G. SS. III, 695 ff. ed.: *Watterich*, Vitae pontt. Rom. I, 37. Übers.: *O. Abel* (bei Paul. Diac. Anm. I, 74) u. *Wattenbach* (bei Monach. Sang. Anm. II, 9.) vgl. *K.Z.* I, 782. *W.G.Q.* I. 483.

13) ed.: *Pertz* M.G. SS. III, 467. Übers.: *O. Abel* in Gsch. (bei Paul. Diac. Anm. I, 74). *W.G.Q.* I, 484. *K.Z.* I, 782.

14) ed.: *Monticolo*, fonti per la storia d.Italia (1890) I, 59 ff. ed.: M.G. SS. VII, 4 ff. *W.G.Q.* I, 485. *K.Z.* I, 790.

15) ed.: *I. v. Arx* M.G. SS. II, 74 ff. *M. v. Knonau* in St. Gall. G.Q. III, 1 ff. Übers.: *M. v. Knonau* in Gschr. (X, 11.) vgl. *K.Z.* I, 791. *W.G.Q.* I, 441.

16) ed.: *W. Schum* M.G. SS. XIV, 374 ff. Vgl. *W. Giesebrecht* in Rankeschen Jahrb. II, 1 p. 157 ff. u. K.Z. I, 785. *F. Kurze* in Mitt. d. Inst. E.B. III, 397. N.A. XVII, 631 ff. *P. Simson* in N.A. XIX, 341 ff. *Günther*. Diss. 1871. Gött.

17) ed.: *Holder-Egger* M.G. SS. XXX, 20. *Hüffer*, Korv. Studien, 88 ff. *Scheffer-Boichorst* in Forsch. XI, 498 ff.

18) ed.: *Weiland*, M.G. SS. XXIII, 73 ff.

19) ed.: *Weiland*, M.G. Deutsche Chroniken II, 385 ff. *P. Hasse*, E. v. G. Diss. 1872. Gött.

20) ed.: *Pertz*. M.G. SS. IV, 52 ff. . *W.G.Q.* I, 426.

21) ed.: *Holder-Egger* M.G. SS. XIII, 600 ff. *W.G.Q.* I, 427. *Ebert* III, 402 ff.

22) ed.: *Köpke* M.G. SS. VII, 134 ff. *W.G.Q.* I, 428.

23) ed.: *Mabillon*, A.A. SS. III, 2 p. 569 ff. ed.: *Muratori*, SS. rer. Ital. III, 2 p. 68 ff. Vgl. *Ebert* III 354 ff.

24) ed.: *Heller-Waitz* M.G. SS. XIII, 405. Übers. (französ.) *Lejeune*, Reims, 1854.

25—27) 1). Joh. Canap. ed.: *Pertz* M, G. SS. IV., 581 ff. Übers.: *Hüffer* ln Gschr. (X, 7) 2). Bruno v. Querfurt ed.: *A. Kolberg*. Vita II d. hl. Ad. auct. Brunone in Zs. f. d. G. u. Alt.Kunde Ermlands (XV, 1 ff.) 1904. ed.: M.G. SS. IV, 596 ff. ed.: SS. rer. Prussic., I, 230 ff. 3). Passio S. Adalberti ed.: SS. rer. Prussic. I, 235 ff. ed.: *G. Waitz* in M.G. SS. XV, 2 p. 705 ff. Übers.: *Wattenbach* in Gschr. (X, 7). Litteratur: Vgl. *Kaindl* in Mitt. d. Inst. XIX (1894). p. 335. XX, 641 ff. In Bd. XX zusammenfassende Behandlung der Autorfrage zu Vita 1. 2 u. passio. Vgl. *Perlbach* Zur ältesten Vita in N.A. XXVII (1902) p. 37. *G. Voigt*. Verf. der röm. Vita Adalb. 1904 (Autor ist Silv. II oder seine Schüler). *G. Voigt*. Ad. v. Pr. 1898. Bes. pag. 219 (Litteratur).

28) Vgl. Anm. II, 22. *W.G.Q.*, I, 381.

29) ed.: *Pertz*, M.G. SS. IV, 335 ff. Übers.: teilw. *Gundlach*, Heldenlieder I, 550 ff. *K.Z.* I, 506.

30) ed.: *Pertz* M.G. SS. X, 552 ff. Vgl. *Pertz*, Abh. Ak. Berlin 1852 p. 507 ff. *W.G.Q.* I, 415.

31) ed.: *Koepke*, M.G. SS X, 573 ff. Übers.: *P. Jaffé* in Gschr. (X, 4) *Gundlach*, I, 157. Vgl. *Waitz* in G.G.A 1852 Nr. 13. *K.Z.* I, 782. *Ranke*, W.G. VIII, 628.

32) ed.: *Pertz* M.G. SS. IV, 283 ff. *Ranke* W.G. VIII, 628 ff. *K.Z.* I, 783.

33) ed.: *Pertz* M.G. SS. IV, 633 ff. Übers.: *H. Hüffer* in Geschr. (X, 8).

34) ed.: *G. Waitz* M.G. SS. IV, 683 ff.

35) ed.: *G. Waitz* M.G. SS. IV, 792. *K.Z.* II. 607. 625.

36) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. IV, 821 ff. *W.G.Q.* II, 384.

37) ed.: *Pertz* M.G. SS. IV, 252 ff. u. in us. schol. 1841. Übers.: *Jasmund:* Gschr. (X. 3). *Gundlach*, I, 171 ff. *Mittag*, Arbeitsweise Rs. Progr. 1896. Berlin (Ask. Gymn.) *F. Jung.* Ruotger. Progr. Schwerin (Gymn.) 1902. *K.Z.* I. 781.

38) ed.: G. *Waitz* M.G. SS. IV, 377 ff. Übers. *Grandaur* in Gschr. (X. 4. 2.) *Gundlach*, I, 183. *K.Z.* I, 784.

39) ed.: *G. Waitz* M.G. SS. IV, 829 ff. ed.: *Boos*, Monumenta Wormat. 1893. p. 99 ff. Vgl. *Grosch*, B. I. Bisch. v. W. Diss. Leipzig (Jena) 1890. *Manitius* in N.A. XIII (1888) p. 197 ff.

40) ed.: *Pertz* M.G. SS. IV, 461 ff. *W.G.Q.* I, 416.

41) ed.: *Pertz* M.G. SS. IV, 658 ff.

42) ed.: *Pertz* M.G. SS. IV, 754 ff. Übers.: *H. Hüffer* in Gschr. (XI. 2. 3). *Gundlach*, I, 192 ff. *K.Z.* I, 786. II, 561. *C. Beelte.* Progr. 1881. Hildesh. (Gymn.) *Dieterich* in N.A. XXV. (1900), 425 ff. und Streitfragen (1900), p. 76. *H. Böhmer*, Willigis von Mainz, 1895.

43) ed.: *Pertz* M.G. XI 165 ff. 167 ff. 196 ff. Übers.: in Gschr. (Anm. III, 42). Vgl. *Dieterich* (Anm. III, 42. *Brefslau*, Jahrb. Konrad II, Bd. II. Exc. 3. (Zur Chronologie.) *Lenfsen*, Kritik Hildesh. G.Q. Diss. 1878. Tübing. *W.G.Q.* II, 24 ff.

44) ed.: *Pertz* M.G. SS. XI, 104 ff. *Brefslau*, Jahrb. Konrads II. II, 165 ff. u. N.A. II, 541 ff.

45) ed.: M. G. SS. I, 97 ff.

46) ed.: M.G. SS. IV. 5 ff.

47) ed.: *Holder-Egger* in Opera Lamperti p. 9 ff.

48) ed.: M.G. SS I, 67. *Jaffé*, Bibl. III. 702.

49) ed.: *Pertz*, M.G. SS. III 137 ff.

50) ed.: *I. v. Arx.*, M.G. SS. I, 73 ff. Vgl. Stammtafel pag. 190, 191, 218 u. Text dazu. (Vgl. Anm. IV, 1.)

51) *Ältere Literatur* (H. Lorenz, F. Kurze, Holder-Egger, G. Waitz, Brefslau) bei *W.G.Q.* I, 376 Anm. 2. I 384,

Anm. 2. *J. R. Dieterich*, Streitfragen der Schrift und Quellenkunde. 1900. Die Polemik Dieterichs mit Bresslau im N.A. XXVI. XXVII. Litt. auch in *Dahlmann-Waitz*, Qkunde. Aufl. 7 N 3513, 3514, und *Potthast*, Bibl.

52) Vgl. Anm. III. 51.

53) ed.: M.G. SS. III, 22 ff. Übers.: *E. Winkelmann* Gschr. (X. 9). *W.G.Q.* I, 377 ff.

54) ed: *Waitz* 1878. Die Folioausgabe veraltet. Übers.: *E. Winkelmann* in Gschr. (XII. 5 a). Litt. auf Stammtafel pag. 218 und Anm. III, 51. *Brefslau*, Jahrb. Konrads II. Bd. I, Exc. III, § 3 gegen Lenfsen.

55) Vgl. Anm. III, 54.

56) ed.: *Pertz*, M.G. SS. III, 363 ff. *K.Z.* I, 779. *Lauer*, mél. d'archéologie . , . XVIII (1898).

57) ed.: *Jul. Havet*, Paris 1889. Die bedeutende Litt. bei *W.G.Q.* I 461 Anm. *Lux*, Silvesters Einflufs auf Otto III. 1898. *Wilmanns-Ranke*, Jahrb. (Otto III.) Exc. I. *K.Z.* I. 846.

58) ed.: *Pertz*, M.G. SS. IV, 700 ff. Übers.: *Dederich* 1859.

59) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. VII, 51 ff. ed.: *M. Prou*, Paris, 1886. *W.G.Q.* II, 213. *H. Kuypers*, Studien über R.G. Diss. 1891. Münster.

IV. Salier.

1) Die Folioausgabe (SS. XI) allein genügt nicht. ed.: *Brefslau* in M.G. SS. (in us. schol.) Aufl. 2 mit Ann. Sangall. maior. (1024—1039). Übers.: *W. Pflüger* in Gschr. (XI, 4) mit Ann. Sang. maior. Wahl: *Brefslau*, Jahrb. Konr. II. Bd. I Exc. 2; u. *Lindner*, M.d.I. XVII, 540. Entwicklung der Kritik Wipos seit 1818: *Pflüger*, N.A. II (1877) S. 133 ff. Litteratur: *Steindorff*, Forsch. VII, 561; VI, 479, *Brefslau*, N.A. II, 587 ff. *K.Z.* II, 561 ff., *May*, Forsch. XVIII, 619 u. sonst. *Pflugk-Harttung*, Untersuchungen z. G. Konr. II. 1890. *Pflüger*, N.A. II, 131. *W.G.Q.* II, 11 ff. Vgl. auch *Potthast* II, 1118. *Dahlmann-Waitz*. Qkunde. Aufl. 7 Nr. 3657. Endlich noch *Steindorff*, G. G. A. 1891 S. 848. *Seydel*, Studien zu Wipo. Diss. 1898. Breslau. (Gegner Wipos.)

2) Vgl. Litt. Anm. IV, 1 u. Stammtafel S. 218. *Brefslau*, Jahrb. Konr. II. Bd. II. Exc. 1 § 4 möchte Ann. S. Blasii annehmen. Bei *Steindorff*, Jahrb. H.s III. Bd. II. Exc. 2 Benutzung durch Aventin.

3) *Dieterich*, G.Q. d. Klosters Reichenau. 1897. S. 1 ff., 114 ff., 163 ff., u. Anm. III, 51.

4) ed.: *Wattenbach*, M.G. SS. XI, 280 ff. *Sackur*, R. v. St. V. Diss. 1886. Breslau. *W.G.Q.* II, 131.

5) ed.: *Wattenbach*, M.G. SS. XI, 293 ff. *W.G.Q.* II, 132. *Breſslau*, Jahrb. Konr. II. Bd. II. Exc. I § 2.

6) ed.; *Wattenbach*, M.G. SS. XII, 209.

7) ed.: *Wilmans*, M.G. SS. XII, 249 ff. *W.G.Q.* II, 50.

8) ed.: *Koepke*, M.G. SS. X, 598. Vgl. *Al. Schulte* in Schr. d. V. f. G. u. Naturg. der Baar. V (1885) S. 141. *W.G.Q.* II, 109.

9) ed.: *Koepke*, M.G. SS. XI, 465 ff. *W.G.Q.* II, 108. *Lindner*, A. d. Heilige. 1869. *Cardauns* in M.G. Chron. d. dtsch. Städte XII S. LVII.

10) *K.Z.* II 672 (Mitte).

11) ed.: *Roediger* in M.G. Dtsch. Chr. 1, 2. *A. Holtzmann* in Germania, II. *Seemüller* in Zs. f. dtsch. Altert. 42.

12—13) ed.: *Jaffé*, Bibl. III, 521. 529. *Boehmer*, fontt. III, 217. 247. *Wattenbach* in M G. SS. XI, 318. 322 ff. Vgl. *Breſslau*, Jahrb. Konr. II., I Exc. 10. (Kritik d. ält. Vita.)

14) ed.: *Pertz*, M.G. SS. V, 67 ff. Übers.: *Nobbe* in Gschr. (XI, 5). *Ältere Litt.:* Stammtafel S. 218. *Stenzel*, Fränk. Kaiser II, 99. *K.Z.* II, 564, u. Über einige ältere Darstellungen d. dtsch. K.Z. 1867. *P. Meyer* in Hist. Studien. Leipzig 1881, IV. *Volkmar* in Forsch. XXIV, 83 ff. *W.G.Q.* II 41 ff. Vgl. Anm. IV, 1. 3 sowie meine Darstellung S. 221 ff.

15) *K.Z.* III, 2 S. 1033. 1035. 1037. Klare Übersicht bei *Breſslau*, N.A. XXVII (1902) S. 127 ff.; kürzer schon N.A. XXV (1900) S. 24 ff. Litt.: *Breſslau*, N.A. II (1877), 566; VIII, 188, XXVII (1902), 127 ff.

16) ed.: *Sichard*, Basel 1529, als Chronik Hermanns. So bei *Urstisius* I, *Pistorius* I; galt als Auszug (epitome): *Pertz*, M.G. SS. V S. 67. Übers.: *W. Pflüger* in Gschr. (XI, 4) bei Wipo. ed.: *Breſslau* M.G. SS. XIII, 63 ff. als Chr. Suevicum univers.

17) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. VI, 17 ff. Vgl. *Buchholz*, D. W.Chr. 1879. *Breſslau*, D. Quellen d. Chr. W. N.A. XXV (1900), 11 ff.

18—20) Vgl. Anm. IV, 15, Darstellung S. 221—231, 248—251.

21) Die Folioausgabe allein (SS. VII) genügt nicht. ed.: *Lappenberg-Weiland* (in us. schol.), 1876. Übers.: *Laurent* (XI, 7). *Gundlach* II, 108. 660. *Manitius*, N.A. XXV (1900), 202 ff. *K.Z.* III, 1054. *Stenzel*, Fränk. Kaiser II, 95 ff. *W.G.Q.* II, 78 ff., wo auch sonstige Litt.

22) *A. Bernard*, De Adamo geogr. Paris 1895. *Bangert* in Zs. d. hist. V. f. Niedersachsen. 1904, 1 ff.

23) *Manitius*, Anm. IV, 21.

24) *K.Z.* II, 545: III, 1098.

25) ed.: *Bethmann*, M.G. SS. VII, 393 ff. *W.G.Q.* II, 164 ff.

26) ed.: *Köpke*, M.G. SS. VII, 189 ff.; XIV, 108. *W.G.Q.* I, 428.

27) M.G. SS. VII, 850. *W.G.Q.* II, 145.

28) ed.: *W. Arndt*, M.G. SS. XX, 10 ff. Suppl. *G. Waitz*, M.G. SS. XXV, 867. *W.G.Q.* II, 73.

29) *K.Z.* II, 546.

30) ed.: *Holder-Egger* (in us. schol.) 1894, S. 343. Übers.: *Hesse* in Gschr. vor Ann. Lamb. (XI, 6). *Pannenborg* in Zs. f. G.wissensch. N. F. 1.

31) ed.: *v. Oefele* (in us. schol.), 2. Aufl. 1891. Folioausgabe (SS. XX) allein genügt nicht. Übers.: *Weiland* in Gschr. (XI, 9). Giesebrechts Rekonstruktion: Eine Qschrift des 11. Jahrh., erschien 1841. Frühere Litteratur: *Zeifsberg*, Zs. f. öst. Gymn. (1875) 491 ff. *K.Z.* II, 570 ff. 584 ff.; III, 1029. Vgl. bes. die Abhandlungen von *Ehrenfeuchter*. Diss. Göttingen 1870. *Kitt* in Büdinger, Unters. z. mittl. Gesch. Bd. II. Forsch. XII. *Lindner*, Forsch. XI, XVI. *Brefslau*, Jahrb. Konrads II. II, 425 ff. *B. Simson*, N.A. XIV, 607 ff.

32) Vgl. Anm. III, 50; IV, 1. Gallus Oehem. ed.: *Brandi* 1893 in Forsch. u. Quellen z. Gesch. d. Abtei Reichenau. II. *W.G.Q.* II, 59. *Lorenz*, G.Q. I, 60.

33) Zs. f. Gwissenschaft N.F. II, 174. *Gundlach* II, 167 ff.

34) ed.: *Holder-Egger*, Opera Lamperti 1894 (in us. schol). Die Folioausgabe (M.G. SS. III, V) wertlos. Übers.: *Hesse* in Gschr. (XI, 6). Vgl. L.s Glaubwürdigkeit: *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV. Bd. II Exc. I, 791. *Lindner*, Anno v. Köln, 1869. *Delbrück*, Diss. Bonn 1873, *Floto*, Heinrich IV. u. s. Zeitalter. 1855. *Holder-Egger*, Studien zu L. v. H. N.A. XIX (1894), 143 ff. 371 ff. 509 ff. *Ranke* in Abh. Akad. Berlin (fränk.-deutsche Reichsannalisten) 1854 S. 436. Werke Bd. 51. Lamberts Quellen bei *Stenzel*, Fränk. Kaiser II, 101. *K.Z.* III, 1030. *W.G.Q.* II, 97 ff.

35) ed.: *Pertz*, M.G. SS. V, 264; vgl. dazu: *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV. II, Exc. VIII. Übers.: *Grandaur* in Gschr. (XI, 11). Handschr. Überlieferung, vgl. Anm. IV, 15. Vgl. *Schulzen*, De Bertholdi et Bernoldi chronicis. Diss. Bonn 1867. *May*, Forsch. XXII, 501. N.A. VIII (1883), 609. Vgl. These von *P. Meyer* in Hist. Studien. Leipzig 1881. *K.Z.* III, 1033. *W.G.Q.* II, 53 ff.

36) Diese Ansicht auch *Brefslau*, N.A. XXVII (1902), 133.

37) ed.: *Pertz*, M.G. SS. V, 385. Übers.: *E. Winkelmann* in Gschr. (XI, 10). Litt. wie Anm. IV, 35. Vgl. *Strelau*, Leben u. Werke B.s. Diss. Jena 1889. *Volkmar* in Forsch. XXIV, 83 ff. *W.G.Q.* II, 55. *K Z.* III, 1034. *Gundlach* II, 161.

38) *K.Z.* III, 1035.

39) Vgl. Anm. III, 54. 55 u. Stammtafeln S. 190. 191.

40) ed.: M.G. SS. II. 238 ff. Vgl. *Buchholz*, D. Würzburger Chronik. 1879. *Schum*, Die Jahrbb. des Klosters St. Alban. 1872. *Waitz* in Nachrichten d. Gött. Univ. 1857 S. 55. *W.G.Q.* II, 116. *K.Z.* III. 1040. Bes. *Brefslau*, N.A. XXV (1900) S. 11: Quellen d. Chr. Wirziburgense.

41) *Scheffer-Boichorst*, Ann. Patherbrunnenses. 1870 19—22. 186. 187, u. in N.A. XXVII (1902), 679 ff. ist ein Nachtrag von Scheffer, veröffentlicht von *O. Cartellieri*. *Gundlach* III, 20 ff. *K.Z.* III, 1043; VI, 295. *W.G.Q.* II, 38 ff. *Forst* in Dtsche. Gbll. V, 117 ff.

42) ed.: M.G. SS. III, 123 ff. Übers.: *Grandaur* in Gschr. (XII, 1). *W.G.Q.* II, 62 ff. *H. Loewe*, Ann. August. Diss. München 1903. (Nichts Neues.)

43) *W.G.Q.* II, 72. Abdruck *K.Z.* IV, 513 ff.

44) ed.: M.G. SS. XVI, 434 ff., u. *Forst*, Osnabr. G.Q. I, 177 ff. *W.G.Q.* II, 31. *Forst* vgl. Anm. IV, 41.

45) ed.: M.G. SS. V, 1 ff. *Waitz* in G. G. A. 1866. Nachr. 19. *W.G.Q.* II, 32.

46) ed.: M.G. SS. XVI, 99 ff. *W.G.Q.* II, 84 ff.

47) ed.: *Jaffé*, Bibl. I, 28 ff M.G. SS. III, 1 ff.

48) *Wigand*, Die Korveier G.Q. 1841. *Hirsch-Waitz*, Jahrb. des deutschen Reiches, ed.: Ranke III, 1. Krit. Prüfung.

49) Folioausg. (SS. V) genügt allein nicht. ed.: *Wattenbach* (in us. schol.), 1880. Aufl. 3. Übers.: *Wattenbach* in Gschr. (XI, 8). *Ranke*, Fränk.-deutsche Reichsannalisten: S.B. Ak. Berlin 1855, S. 436 ff. Werke, Bd. 51. *Stenzel*, Fränkische Kaiser II, 55. *K.Z.* III, 1046. Datierung der Briefe: *Heidrich*, N.A. XXX (1905) S. 113. *W.G.Q.* II, 86 ff. *May*, Forsch. XXIV, 341 ff.

50) *K.Z.* III, 1105. *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV. Bd. III, 427 ff.

51) *K.Z.* III, 1177.

52) Folioausgabe (SS. XV, 2) allein genügt nicht. ed.: *O. Holder-Egger* (in us. schol.), 1889. ed.: *Pannenborg*, Progr. Göttingen 1892. Übers.: *Gundlach* II, 225 ff.; III, 987 (Gottschalkfrage). *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV.

II, 852 u. *Holder-Egger* in seiner Ausgabe. *K.Z.* III, 1044. *Gundlach*, Ein Diktator aus der Kanzlei Heinrichs IV. 1884. Pertz, Archiv X, 75. *Waitz*, Gött. Nachr. 1857 S. 13, und G. G. A. 1856 S. 1882. *Pannenborg* in Forsch. XXV, 407 ff. Dagegen *Edel*, Forsch. XXVI, 529.

53) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. V, 495 ff. Addit.: *Waitz* XIII, 72 ff. *Dümmler*, Forsch. XVI, 169 ff. *KZ.* III, 1038. *W.G.Q.* II, 113.

54) *Rühl*, Chronologie, 1897. S. 202.

55) ed.: *Bethmann*, M.G. SS. VI, 300. *K.Z.* III, 1039. *Mirbt*, Publizistik, S. 12. 73. *W.G.Q.* II, 160.

56) ed.: M.G. SS. VIII, 288 ff. *Koepke* (Quellen) in Pertz, Archiv IX, 240. *W.G.Q.* II, 135. *K.Z.* III, 1039.

57) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. VI, S. 17—265. Übers.: *W. Pflüger* in Gschr. (XII, 3). Hierosolymita ed.: *H. Hagenmeyer* 1877. Ältere Litt. bei *Potthast* I, 400. Vgl. *K.Z.* III, 1041. *W.G.Q.* II, 189 ff. Vgl. noch besonders Anm. 59.

58) *K.Z.* III, 1231.

59) Die Untersuchungen *Breſslaus* M.A. XXI (1896). *Gundlach* II, 816, will abwarten; hat zugestimmt. *Dahlmann-Waitz* (Brandenburg), 7. Aufl., kennt 1905 **nur** Ekkehard; ebenso die Litteraturgeschichte des Jesuiten Baumgartner.

60) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. XXIV, 376 ff. Vgl. *Waitz* in Pertz, Archiv IX, 703 ff. Einzelne Kap.: *Breſslau*, Jahrb. Konrads II. Bd. I Exc. 9 (Kap. 3). *Scheffer-Boichorst* in Friedrichs I. letzter Streit mit der Kurie. 1866. S. 164 ff. *W.G.Q.* II, 121 ff.

61) ed.: M.G. SS. VIII, 631 ff.

61 a) ed.: M.G. SS. VIII, 542 ff.

62) ed.: *Koepke*, M.G. SS. X, 213. *K.Z.* IV, 392. *W.G.Q.* II, 149.

63) ed.: *J. v. Arx*, M.G. SS. II, 148. ed.: *M. v. Knonau* in St. Gall. G.Q. N. F. VII, 3 ff. *Bernheim*, Forsch. XIV, 176 ff. *Gundlach* II, 98. *W.G.Q.* II, 390.

64) ed.: *M. v. Knonau* in St. Gall. G.Q. V. S. 3 ff. *O. Lorenz*, G.Q. I, 80.

65) ed.: *Bethmann*, M.G. SS. XI, 519 ff.

66) ed.: wie in Anm. IV, 65 u. *Ugo Balzani*, Fonti per la storia d'Italia, Bd. 33/34. Vgl. *K. Heinzelmann*, Die Farfeser Streitschriften. 1904. Diss. Strſasbg. Farfensis liber Fratris Bernardi. 1105—1106 erschienen. Vgl. N.A. XXXI (1906). Ist von Gregor aufgenommen.

67) ed.: *Muratori*, SS. rer. Ital. IV, 1. pag. 241 ff. ed.: *Wattenbach* in M.G. SS. VII, 574. Vgl. *W. Giesebrecht*, De litt. studiis apud. Italos. . . . 1845. *W.G.Q.* II, 236.

68) Die meisten sind veröffentlicht in: M.G. *libelli de lite* Bd. I—III. Mit dem ganzen Apparat; frühere Ausgg. überflüssig. *Litteratur* vgl. Anm. p. 200, besonders *Mirbt.*

69) ed.: *Bethmann-Wattenbach*, M.G. SS. VIII, 6 ff.

70) ed.: *Jaffé*, M.G. SS. XX, 17. *K.Z.* II, 575. *M. v. Knonau*, Jahrb IV, 88 ff., 96.

71) ed.: *Pertz*, M.G. SS. XI, 591. *Stenzel* II, 80 ff., *Lindner*, Forsch. VI.

72) L. d. l. II (*Dümmler*) *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV. Bd. IV, 97 ff.

73) ed.: *Dümmler*, L. d. l. I. M.G. SS. XII. *Jaffé*, Bibl. II, 577. *M. v. Knonau*, Jahrbücher Heinrichs IV. IV, 97 ff. Hist. polit. Bll. 1866. I. *K.Z.*, II, 576. *Stenzel*, II, 67 ff.

74) L. d. l. I.

75) L. d. l. I.

76) Opera D. ed.: *Cajetanus*. Paris 1742. Besonders Bd. III, *M. v. Knonau*, Jahrbücher Heinrichs IV., Bd. IV, 27 ff., 34.

77) L. d. l. II. *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV. Bd. IV.

78) L. d. l. II.

79) L. d. l. I.

80) L. d. l. I. *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV., Bd. I, 104 ff.

81) L. d. l. II. *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV., Bd. V, 15. Kanonessammlung, ed.: *Wolf v. Glanvell*, 1905. Bd. I.

82) L. d. l. II. *K.Z.* III, 1200.

83) L. d. l. I.

84—85) *Jaffé*, Bibl. II.

86) L. d. l. I. *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV., III, 354.

87) L. d. l. I. *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV., III, 511 ff. Vgl. *Endres*, M. v. Lautenbach in Hist. Jahrb. XXV (1904) 168 ff. *G. Koch*, M. v. L. u. d. Volkssouveränität, in Hist. Studien XXXIV. Berlin 1902.

88) L. d. l. III.

89) L. d. l. I. *M. v. Knonau*, Jahrb. III, 406 ff. *K.Z.*, III, 1165.

90—91) L. d. l. I. *W.G.Q.*, II, 157 Anm. 1. *M. v. Knonau*, Sigebert als Publicist, in Jahrb. III, 536; V, 188 ff. L. d. l. II.

92) Lib. d. l. II.

93) L. d. l. II.

94) L. d. l. I u. Cod. Udalrici in *Jaffé*. Bibl. V.

95) L. d. l. I.

96) L. d. l. I u. M.G. SS. XII. Vgl. *Panzer*, W. v. F. 1880. *M. v. Knonau*, Jahrb. IV, 142.

97) *M. v. Knonau*, Jahrb. IV, 75 ff.

98) L. d. l. I. *M. v. Knonau*, Jahrb. IV, 75 ff. *K.Z.*, III, 499, 1153.

99) L. d. l. II, vorher ebenfalls von *W. Schwenkenbecher*,. 1883. *M. v. Knonau* in Festgaben f. Büdinger, 1898. *M. v. Knonau*, Jahrb. III, 591; IV, 300 ff. *Opitz* im Progr. Zittau, Realgym. (1902).

100) in M.G. SS. XVII, 10 ff.

101) Lib. d. l. II.

102) L. d. l. II. *M. v. Knonau*, Jahrb. IV, 343.

103) Vgl. *M. v. Knonau*, Jahrbücher Heinrichs IV. Bd. IV, Exc. 2: Die Heinrich IV. feindliche sächs. Gschreibung.

104) ed.: *Wattenbach* — *W. Eberhardt* (in us. schol.). 1899. Die Ausg. der M.G. SS. XII nicht allein mehr mafsgebend. Übers.: *J. Jaffé* in Gschr. (XII, 2). Vgl. *Wattenbach*, N.A. XI, 197; *Holder-Egger*, N.A. XXVI (1901) 176. *Gundlach*, II, 271; III, 987. *K.Z.*, III, 1173, 1177. *W.G.Q.*, II, 92. *P. v. Winterfeld*, N.A. XXVII (1902). p. 509. *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV. Bd. V. Exc.

105) *P. v. Winterfeld*, N.A. XXVII (1902). p. 563.

106) Vgl. *K.Z.* III, 1190.

107) ed.: *Bethmann*, M.G. SS. XII. 348 ff.

108) ed.: *Watterich*, Vitae pontt. Rom. 1862. Bd II. *J. Greving*, P. v. B.s vita Greg. in Kirchengesch. Studien II, 1 (1894). *K.Z.*, III, 1069.

109) Greg. im Lichte der neueren Gschreibung (Gfrörer, Voigt, Villemain, Delarc, Martens.) vgl. *M. v. Knonau*, Jahrb., Bd. IV, Exc. 1.

110) Vgl. Anm. IV, 108.

111) ed.: *Jaffé*, Bibl. II. (Mon. Greg.)

112) ed.: *Brefslau* (in us. schol.) 1902. (Folioausgabe veraltet.) Übers.: *Hartmann* in Mitt. d. hist. V. zu Osnabr. Bd. 8. *Philippi*, N.A. XXV (1900) p. 767. *Scheffer-Boichorst*, S.B. der Ak. Berlin 1901. *Winterfeld* im Anhange zu S.B. Ak. Berlin 1902. *Brefslau*, N.A. XXVIII (1903). *M. v. Knonau*, Jahrb. Heinrichs IV. Bd. IV, Exc. 4 und p. 237 vgl. *Forst*, Dtsch. Gbll. V, 117. *H. Bloch*, N.A. XXV (1900) Anz. Nr. 176.

113) *K.Z.* II, 481.

114) Bedeutende Litt. bei *Potthast* II, 1505. Wir verzeichnen unter Anm. IV, 116, 117 nur das Notwendige. *W.G.Q.* II, 185 ff.

115) ed.: M.G. SS. XV, 2, 1151 ff.

116) ed.: *Koepke*, M.G. SS. XII, 822; besser *Jaffé*, Bibl. V, 580; Herbords dialogus: M.G. SS. XX, 697. *Jaffé*, Bibl. V, 693. Übers.: *H. Prutz* in Gschr. (XII, 7). Vita Ottonis des Prüfeninger Mönches, ed.: *Koepke*, M.G. SS. XII, 883 ff. Über Herbord bezw. ältere Rezension ohne Dialogform handelt *F. Wilhelm* in Mitt. d. Inst. E. Bd. 6, p. 185. *K.Z.* III, 1068. *Klempin*, Balt. Studien IX.

117) ed.: *Koepke*, M.G. SS. IX, 1 ff. und Fontt. rer. Bohemic. II, 1 ff. Übers.: *Grandaur* (XII, 14). *W.G.Q.* II, 203. *Palacky*, Würdigung . . . p. 1 ff. *Gundlach*, III, 112.

118) ed.: *Roepell* und *Arndt*, M.G. SS. XIX, 574. *Zeifsberg*, Die poln. Gschreibung des M.A. 1873. p. 26. *K.Z.* II, 573.

119) Vgl. *K. A. Kehr*, F. v. B. in N.A. XXVII 447 ff.

120) ed.: *O. Delarc*, Rouen 1892. Vgl. *Baist* in Forsch. XXIV, p. 275. *Bresslau* in S. Hirsch, Jahrb. Heinrich II. Bd. III, p. 300. *K.Z.* III, 1063.

121) ed.: *Wilmans*, M.G. SS. IX, 239. *K.Z.* II, 667.

V. Staufer.

1) M.G. SS. XII, 509 ff. *Böhmer*, Fontt. III, 570.

2) Kritik: Vgl. *Bernhardi*, Jahrb. Lothars, Exc. II, p. 818 und *K.Z.* IV, 416 (Anm.).

3) ed.: *Wilmans*, M.G. SS. XII, 663. Übers.: *Hertel*, Gschr. (XII, 13). *Gundlach* III, 140. *Rosenmund*, D. ältesten Biographien d. hl. Norbert. 1874. *K.Z.* III, 1068 und W.G.Q. II, 262. Litt. von *Mannl* in Hülskamp, Litt. Handweiser XXIX (1890). No. 504. Sp. 297 ff. *Hertel*, Forsch. XX, 587.

4) ed.: *Pabst*, M.G. SS. XX, 683.

5) ed.: *Jaffé*, M.G. SS. XII, 513. Übers: bei Anm. V, 2.

6—7) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. VIII, 243. *Huyskens*, A. v. Montreuil. Diss. 1879. Münster. *W.G.Q.* II, 267. *K.Z.* IV, 393.

8) *K.Z.* IV, 411. *G. Hüffer*, D. hl. B. v. C. Bd. I: Vorstudien. 1886.

9) ed.: *Jaffé*, Bibl. I, 76. *K.Z.* IV, 410. *W.G.Q.* II, 269. Vgl. *Joh. Janssen*, De W. abbate. Diss. 1853. Bonn.

10) ed.: *Jaffé*, Bibl. III, 604. *Boehmer*, Fontt. III, 270. *K.Z.* VI, 300. *W.G.Q.* II, 407.

11) ed.: *Böhmer*, Fontt. II, 253. *Jaffé*, Bibl. III, 676. Vgl. *E. Schwarz*, D. Chr. M. in Arch. f. hess. G. 1. *Will*, Der Verf. d. Chr. Mog., im Jahrb. d. Görres-Ges. (1881) II, 335. Vgl. auch *Boehmer* II, Vorrede, XXVII.

12) *Boehmer*, Fontt. II, 294, ohne Buch 3 (Wunder). Vgl. *Höfer*, in Rhein. Gbll. V, 341. *A. Schoenbach*, über C. v. H. in S.B. Ak. Wien. Bd. 144. No. 9.

13) ed.: *Schum*, M.G. SS. XIV, 374. Litt. vgl. Anm. III, 16 und *Günther*, Progr. Lauenburg 1877. (Teil II der Gesta.)

14) ed.: *Willmans*, M.G. SS X, 157. Vgl. *Willrich*, Chr. epp. Mersebg. Diss. Götting. 1899. Übers.: *Rademacher*, Progr. Mersebg., Domgymnasium, 1903. (—1136.)

15) ed.: *Koepke*, M.G. SS. X, 140 ff.

16) ed.: *Waitz*, M.G. SS. X, 531. (—1296.) *W.G.Q.* II, 419.

17) ed.: *Waitz*, M.G. SS. X, 486. *Rettberg*, II, 526. *W.G.Q.* II, 418.

18) Vgl. Anm. IV, 60. *Bertheau*, Die G. Tr. Diss. 1874. Götting. *K.Z.* VI, 297. *K. Cüppers*, Zur Kritik der G. Tr. in Münster. Beiträge. 1882. Heft I. *A. Schoop* in N.A. IX, 605.

19) *Waitz* in Pertz, Archiv XI, 356.

20) ed.: *W. Arndt*, M.G. SS. XXI, 490. ed.: *L. Vandenkindere* in Recueil de textes pour servir à l'étude de l'histoire de Belgique. 1904. Franz. Übers.: von *G. Ménilglaise*, Tournai, 1874. *Hantke*, D. Chr. d. G. v. M. 1871. *W.G.Q.* II, 426. *K.Z.* VI, 301. *Toeche*, Jahrb. Heinrich VI., 704.

21) *W.G.Q.* II, 253, 435. *Gundlach* III, 63. *Bresslau*, Jahrb. Konrad II. Bd. II, Exc. 11 (über Heinrichs III. Jugend). *Steindorff*, Jahrb. Heinrich III., I, 512 ff.

22) *W.G.Q.* II, 253, 435. *Günther* in Sybel. H.Z. XXVI, 453. Fragmente ed.: *Heinemann*, M.G. SS. XXX, 6—15 und *Holder-Egger*, p. 16—20. Vgl. auch *Vildhaut*, Quellenkunde, II, 434—435 und *A. v. Heinemann* in N.A. XXVII (1902) p. 473 ff. (Cronica Saxonum).

23) *Günther*, Anm. zu III, 16 und V, 13. *Scheffer-Boichorst*, Forsch. XI, 485. *K.Z.* IV, 389.

24) ed.: *G. Waitz*, M.G. SS. VI, 522 ff. Übers.: *E. Winkelmann*, Gschr. (XII,5 b). Quellen: *Stenzel*, Fränk. Kaiser, II, 110 u. *Pertz*, Arch. V, 737. *W.G.Q.* II, 257 Anm. 2, sowie Ausgabe von *Waitz*. *Scheffer-Boichorst*, Ann. Patherbrunnenses, 1870, 4 ff. *Gundlach*, III, 24. *Bresslau* (zu 1002), N.A. XXVII (1902). p. 755.

25) ed.: *Waitz*, M.G. SS. XVII, 6 ff., teilw. *Boehmer*, Fontt. III, 173. *W.G.Q.* II, 433 ff.

26) ed.: *Holder-Egger*, M.G. SS. XXX, 1 u. (in us. schol.) 1899; allein mafsgebend vom 12.—14. Jahrh. Die früheren M.G. SS. XVI, 16 ff. Vgl. dazu *W.G.Q.* II, 198, 365. *Holder-Egger*, Studien zu Thür. G.Q. in N.A. XX, XXI, XXII.

27) Litt. bei *Hashagen:* O. v. F. als Gphilosoph und Kirchenpolitiker in *Buchholz*, Leipz. Studien VI, Heft 2 (1900) und bei Teubner (1900), p. 100. *Litt.* bei *Potthast*, Bibl. II, 886. *Dahlmann-Waitz*, Qkunde Nr. 3803. *W.G.Q.* II, 271 ff. *Hauck*, Kirchengesch. IV, 2. *Büdinger*, Denkschrift Ak. Wien (1898) 46. Bd. II, 26 ff. *Gundlach*, III, 256. *Bernheim* in Mitt. d. Inst. VI. (Charakter). *Sorgenfrey* Progr. 1873, Greiz.

28) ed.: *Wilmans*, M.G. SS. XX, 116 ff. u. (in us. schol.) 1867. Übers.: 6. 7. Buch. *Horst Kohl*, Gschr. (XII. 8). *K.Z.* IV, 395. Über privilegium minus *Tangl.* N.A. XXX (1905) 477 ff., wo weitere Litt.

29) *K.Z.* I, 840.

30) ed.: Folioausgabe veraltet. ed.: *G. Waitz* (in us. schol.) 1884 mit Rahewin. Übers.: *Horst Kohl* in Gschr. (XII. 9) mit Rahewin. Wert der Gesta: *Lüdecke*, Diss. Halle 1884 (Buch I) und Progr. 1885. Stendal. *K.Z.* IV, 396, V, 106; Kritik Ottos. VI, 292. *Grotefend*, Wert der Gesta. 1870.

31) Folioausgabe veraltet. ed.: *Waitz*. Vgl. Anm. V, 30. Übers.: Vgl. Anm. V, 30 *Gundlach*, III, 291. *Simonsfeld* in Waitz-Aufsätze 1886 p. 204. *H. Prutz*, Rahewins Forts. d. gesta. 1873. *Jordan*, Rahewins gesta Fr. Diss. 1881. Strafsbg. Zusammenstellung der entlehnten Stellen: *Horst Kohl*, Progr. 1890. Chemnitz.

32) *H. Boehmer* N.A. XXI, p. 635. ed.: Libelli de lite III, 526 ff.

33) ed.: *R. Wilmans* M.G. SS. XX. 302 und (in us. schol) 1867. Übers.: *Horst Kohl* in Gschr. (XII. 8). *Michael*, Zs. f. Kath. Theol. XXVI, 518 ff. *Thomae*, Chron. v. St. Bl. 1877. *K.Z.* VI, 294 *W.G.Q.* II, 284.

34) ed.: *G. Dümge*, Heidelberg 1812. Übers.: *Th. Vulpinus*, Strafsburg, 1889. *Pannenborg* in Forsch. XI, 163. XIII, 227. XIV, 185. XIX, 611 und Progr. 1883, Göttingen. *Gaston Paris*, dissertation critique, Paris, 1872. *Wattenbach* in Sybel, H.Z. XXVI, 386. *Gundlach*, III, 325. *K.Z.* VI, 292. *W.G.Q.* II, 286 ff.

35) ed.: *Paul de Riant,* exuviae sacrae Constant. Genf. 1875. Übers.: *Th. Vulpinus*, in Jahrb. f. Gsch. . . . von Els.-Lothr. (Vogesenklub) V. 1889.

36) *Lamprecht,* II, 182.

37) ed.: *G. Waitz,* opera, M.G. SS. XXII, 21 ff. *Gundlach,* III, 468. *G. Waitz* in N.A. VIII. 173. *W.G.Q.* II, 291 ff.

38) ed.: Anm. V, 37 p. 307 ff. *K.Z.* VI, 293.

39) ed.: Anm. V, 37, p. 94 ff. Pantheon, ibid. p. 107 ff.

40) ed.: M.G. SS. XVII, 509. *Riezler*, Forsch. X, 87. *Zimmert,* Mitt. d. Inst. XXI, 561 ff.

41) ed.: Fontes Austriaci V. N.A. XVII (1892) Nr. 106. *A Chroust,* Tageno, Ansbert u. d. Hist. peregrinorum, Graz 1892. *K.Z.* VI, 313.

42) ed.: *Canisius,* lect. antiq. III, 2 (schlecht).

43) ed.: M.G. SS. XX, 494.

44) ed.: *Holder-Egger* (in us. schol.) 1892. *K.Z.* VI, 306.

45) ed.: M.G. SS. XIII, 733. *W.G.Q.* II, 335 ff.

46) ed.: *Weiland.* M.G. SS, XXI, 457. Besondere Ausg.: Mon. Welfor. antiq. 1869. Übers.: *Grandaur* Gschr. (XII. 15).

47) ed.: *Pertz,* M.G. SS. XVI, 197 ff. Übers.: *Winkelmann* in Gschr. (XII, 14).

48) ed.: *Lappenberg* M.G. SS. XXI 1 ff. Übers.: *Laurent* in Gschr. (XII, 8). *L. Giesebrecht*, Wend. Gesch. III, 355. Vgl. die Dissertationen von *O. Voelkel,* Gött. 1873, *C. Hirsekorn,* Halle 1874. *P. Regel,* Jena, 1883. *Schirren,* Beiträge zur Kritik holst. G.Q. 1876. *Gundlach,* III, 83. *K.Z.* IV, 401. VI, 300. *Breska,* Forsch. XXII. *W.G.Q.* II, 338.

49) ed. und Übers.: Vgl. Anm. V, 48. *Gundlach*, III, 97. *K.Z.* VI, 301.

50) ed.: *Koepke,* M.G. SS. IX, 162—203. Übers.: *Grandaur* in Gschr. (XII, 18). Vgl. *Vildhaut*, Qkunde II, 306 ff. *Novotny* in Mitt. d. Inst. XXIV, 529 ff. *Bachmann,* Mitt. d. Inst. XXII, 220.

51) ed,: *Wattenbach* M.G. SS. XVII 654 ff. und Fontt. rer. Austr. SS. V. Fontt. Bohemiae II, 403 ff. Übers.: *Grandaur* in Gschr. (XII. 16). — *Palacky,* Würdigung 65, 71. *Gundlach,* III, 128 ff. 134 ff. *K.Z.* VI, 312.

52) *W.G.Q.* II, 305 ff. *Redlich*, Mitt. d. Inst. III, 497. *Dieterich,* Streitfragen II, 1. 2. *Vildhaut*, Quellenkunde II, 246 ff.

53) ed.: *Wattenbach,* M.G. SS. IX, die österr. Annalen.

54) ed.: *Wattenbach,* M.G. SS. XVII, 439 ff.

55) *J. Bach*, G. v. R. in Österr. Vierteljahrsschrift f. Kath. Theol. IV, p. 19. *Nobbe*, G. v. R. 1881. *Hauck*, IV, 2 über Gerhoh. *Sturmhöfel*, G. v. R. 1888. *Gundlach*, III, 736 ff. *K.Z.* VI, 302. *W.G.Q.* II, 308 ff.

56) ed.: *Sackur* in Lib. de lite (Auswahl) III, 109—503.

57) L. d. l. III, 304 ff. 439 ff.

58) L. d. l. III, 503.

59) ed.: *Pertz* in M.G. SS. XVI, 632—680. Übers.: *Platner* in Gschr. XIII, 2.

60) Übers.: *Grandaur*, Gschr. (XII. 4). Vgl. Anm. V, 26. Vgl. *K. Wenck*, in N.A. X, p. 97 ff. *E. Schmidt*, Gekrönte Diss. 1884. Halle. *Vildhaut*, Qkunde II, 408 u. Anm. 239, 240.

61) ed.: Anm. V, 26.

62) Litt. Anm. V, 26 u. 60. *Posse*, D. R.Gbücher. Diss. 1871. Gött. Thür. Sagen in *Sybel* H.Z. XXXI, 32 ff. (Vorzüglich).

63) SS. rer. Lusaticarum I, 1 ff. *A. Cohn*, die P.A. Altenburg 1858. W.G.Q. II, 353.

64) Vgl. Darstellung p. 327 und Litt. zu Anm. V, 21—23. In Anm. V, 23. bes. *Holder-Egger* u. *Heinemann*. *Herre*, Ilsenburger Annalen als Quelle der Pöhlder Chr. Leipz. 1890.

65) ed.: M.G. SS. XVI, 107 ff. SS. rer. Prussicarum I, 240. Übers.: *E. Winkelmann* in Geschr. (XII, 12). *Lappenberg* in Pertz Archiv VI, 647. *Simson* N.A. XIX, 343. *Gundlach*, Heldenlieder III, 45. *K.Z.* VI. 295.

66) ed.: M.G. SS. XVI, 48. Übers.: *E. Winkelmann* in Gschr. (XII 11). *Scheffer-Boichorst*, Ann. Patherbr. 1870. Herre in Anm. V. 64. *Gundlach*, III, 51. *K.Z.* VI. 295.

67) ed.: *Lappenberg*, M.G. SS. XVI, 283 ff. Übers.: *Wachter* in Gschr. (XIII, 4). *Lappenberg*, Archiv VI. *L. Weiland* in Forsch. XIII, 164. *W.G.Q.* II, 439.

68) ed.: *G. Waitz* (in us. schol.) 1880. Die früheren Ausgaben M.G. SS. XVII, XXII, XXIV überholt. Übers.: *Platner* in Gschr. (XIII, 1). *Lehmann*, Diss. 1867. Berlin u. Sybels H.Z. XXVII, 153. *Scheffer-Boichorst*, Ann. Patherbrunnenses. 1870. p. 4 ff. *Waitz* in G. g. A. 1870. Stück 45; in Forsch. XI, 491.

69) ed.: *Wilmans* in M.G. SS. XVII, 146 ff. Übers.: *Grandaur* in Gschr. (XIII, 6). *Hegel*, Chroniken d. dtsch. Städte VIII, 50 ff. *Aloys Schulte* in Mitt. d. Inst. V. 520. VII, 468. *Wilmans*, Pertz Archiv, XI, 115.

70) ed.: *O. Abel*, *L. Weiland*, M.G. SS. XXIII, 337 u. (in us. schol.) 1874. Vgl. *Lindner*, N.A. XVI. (1891) 117. *Gronau*,

die Ursp. Chronik Berlin, 1890. Diss. *A. Abel* in *Pertz*, Archiv XI, 76. *Michael*, Zs. f. Kath. Theol. XXVI, 518 ff. K.Z. VI, 298. *W.G.Q.* 448.

71) ed.: *Pertz*, M.G. SS. XVIII, 11 u. Forts. Übers.: Gschr. (XIII, 8). *Langer*, Gesch. Genuas in Hist. Studien. Leipzig 1882, (Heft 7). *W.G.Q.* II, 325. K.Z. VI, 305.

72) ed.: *Jaffé*, M.G. SS. XVIII, 587 ff. *K.Z.* VI, 308. *W.G.Q.* II, 325.

73) *K.Z.* VI, 324.

74) ed.: M.G. SS. XIX, 236. *Langer*, A. Pis. Zwickau, 1897. Progr. *K.Z.* VI, 306. *W.G.Q.* II, 326.

75) ed.: *Holder-Egger* als Gesta Friderici in Lombardia in SS. rer. Germ. (in us. schol.). 1892; als Ann. Med. maior.: *Pertz*, M.G. SS. XVIII. (Ausgabe veraltet). Vgl. *Giesebrecht*, Forsch. XXI, 301. *Holder-Egger*, N.A. XVI. (1891), 265. *K.Z.* VI, 309. *W.G.Q.* II, 324.

76—77) ed.: *Pertz*, M.G. SS. XVIII, 403. Besser die Stücke in *N.A.* XVI, 312. Vgl. ibid. 253. *W.G.Q.* II, 328.

78—80) ed.: *Holder-Egger* in M.G. SS. XXX, 1—265. Vgl. H.E. in N.A. XXVI (1901) p. 484.

81) ed.: *Winkelmann* 1874. *P. Block*, zur Kritik des P. de Eb. I, Prenzlau 1883; II Greifswald, 1883. Diss.

82) ed.: *E. Monaci*, fonti per la storia d'Italia (1887) K.Z. VI, 306.

83) ed.: *Pauli-Liebermann*, M.G. SS. XVIII, 74 (teilw.). Übers.: *Grandaur-Wattenbach*, Gschr. (XIII. 5).

84) ed.: *Massmann* 1849. Heute *Ed. Schroeder* in M.G. Dt. Chr. I, 1. *Waitz* in Schmidt's Zs. f. Gwissensch. IV, 99. *Welzhofer*, über d. deutsche Kchronik, 1874. *Gundlach* III, 70. K.Z. IV, 398. *W.G.Q.* II, 260.

85) ed.: *L. Weiland* in M.G. D. Chr. II. *Weiland* Forsch. XIII, XIV. *Winkelmann*, Gesch. Fr. II, 1863. p. 16 ff. Der. Sachsenspiegel: Übers.: *Rotermund*, 1895. *W.G.Q.* II, 454.

Register.

A. = Abt. — B. = Bischof. — Eb. = Erzbischof. — M. = Mönch.

F.

G.

N.

O.

P.

W.



Altenburg (S.-A.),
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.



